Deutsche Dichterhalle

des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dr. J. Schenckel.

Nach dessen Tode
neu bearbeitet und vermehrt
von

Dr. F. C. Paldamus.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.

Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage

herausgegeben von

Dr. F. C. Paldamus.

Erster Band.

Einleitung. Die Dichtungsarten. Metrik. Literarhistorische Uebersicht.
Die deutschen Dichter von Göthe bis Schenkendorf (1749—1784.).

Mainz.
Verlag von C. G. Kunze.
1856.

Gedruckt bei Ch. Friedr. Will in Darmstadt.

Vorwort.

Wenn ein Buch, das bei seinem ersten Erscheinen wohlwollende Aufnahme gefunden, in veränderter Gestalt vor das Publikum tritt, so thut es wohl, sich über die ihm widerfahrene Umgestaltung zu rechtfertigen. In solcher Lage befindet sich die deutsche Dichterhalle, die nach dem inzwischen erfolgten Tode des Herausgebers der ersten Auflage wesentlich verändert in Inhalt und Anordnung um die Fortdauer der Gunst im Publikum, welche nach wenigen Jahren eine zweite Auflage nothwendig machte, zu bitten hat.

Als mir vor Jahr und Tag von der Verlagshandlung der Antrag gestellt wurde, die Bearbeitung der zweiten Auflage zu übernehmen, bestimmte mich der Umstand, daß diese Arbeit mitten in das mit

besonderer Liebe in Unterricht und Studium gepflegte Gebiet der deutschen Literatur hinein traf, jener Aufforderung Folge zu leisten. Zugleich ließ sich daraus, daß eine nicht unbedeutende Auflage in kaum 4 Jahren abgesetzt worden war, mit Sicherheit schließen, daß sich die Sammlung zahlreiche Freunde erworben und vielleicht größere Lebensfähigkeit habe als manche der jährlich auftauchenden und bald wieder verschwindenden Anthologien. Eine genauere Bekanntschaft mit Schenckel's Arbeit bestätigte diese Vermuthung, indem die getroffene Auswahl sich im Ganzen als eine glückliche und zweckmäßige erwies.

Zugleich erwuchsen aber auch mannigfache Bedenken, welche auf Abänderungen hinwiesen, aus denen allmählich eine vollständige Umgestaltung des Buches hervorging. Zunächst mußte die alphabetische Anordnung Anstoß erregen, die sich in keiner Weise zu empfehlen schien. Ein so rein äußerliches Verfahren mußte aufgegeben werden, und dafür wurde die chronologische Reihenfolge eingeführt, welche vor der Anordnung nach den Dichtungsarten schon darum den Vorzug verdiente, weil durch die letztere viele Dichter einer unangenehmen Zersplitterung ihrer Gedichte ausgesetzt worden wären: Schenckel's außerdem noch gegebene Eintheilung in Bücher, welche so unorganisch

war, daß Goethe sich auf das zweite und dritte Buch vertheilte, wurde gleichfalls beseitigt.

Daß der verstorbene Verfasser Goethe, Schiller und Hölderlin aufgenommen hatte, das schien mir, so verbreitet auch die Gedichte der beiden Erstgenannten sind, richtig und beibehaltenswerth; wie möchte eine deutsche Gedichtsammlung der neueren Zeit sich dieser ihrer Spitzen und zugleich Säulen entäußern? Dagegen ließ sich nicht verkennen, daß der Titel des Buches: „Deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts" damit nicht recht übereinstimmte. Denn wer sind die Dichter des 19. Jahrhunderts? Sind es die, welche aus den geistigen und dichterischen Strömungen desselben hervorgegangen sind, — und im Ganzen wies die gegebene Auswahl auf eine solche Anschauung des Verfassers hin —, dann war mit der Romantik und den Freiheitsdichtern der Franzosenkriege zu beginnen. Sollten aber diejenigen unter jener Bezeichnung verstanden sein, deren Leben und Wirken in dieses Jahrhundert herüberreichte, — und auch diese Anschauung fand ihre Belege in der Auswahl —, dann schien eine Vervollständigung der älteren Dichter dringend geboten. Am liebsten hätte ich, um zu einem entschiedenen Principe zu gelangen, den zweideutigen Ausdruck des Titels abgeändert; daß ich es nicht

gethan, daran ist die Rücksicht Schuld, die darauf zu nehmen war, daß das Buch sich unter dem bekannt gewordenen Namen Eingang erworben hatte. Sollte, wie ich hoffe, der neuen Bearbeitung nicht geringere Gunst zu Theil werden, so wird es bei etwaiger späterer Erneuerung an der Zeit sein, auch den Titel angemessen zu ändern. Einstweilen genügte es, eine Anzahl von Dichtern aufzunehmen, die im vorigen Jahrhundert geboren, doch so weit in das 19te hineinragen, daß sie, zumal auch sonst unvergessen, der Berücksichtigung werth schienen: ich nenne nur Matthisson, Salis, Mahlmann, Schelling, Seume, Fouqué. Aber noch sonst war eine Erweiterung durchaus nothwendig. Theils waren Dichter wie Schefer, Immermann, Karl Mayer, die Droste-Hülshoff, Strachwitz &c. übersehen, theils die Zahl der Jüngeren weniger berücksichtigt, als selbst im Jahre 1851 möglich gewesen wäre. Daß der edele kunstsinnige Baierkönig Ludwig Aufnahme fand, das wird denen gewiß nicht unrichtig scheinen, welche die Pflege, die dieser Fürst den der Poesie verschwisterten Künsten angedeihen ließ, eine Pflege, die aus poetischem Sinne hervorging, richtig zu würdigen wissen.

So werden die Freunde der Dichtkunst die Sammlung nicht unbedeutend bereichert finden. Wenn der

eine oder andere der jüngern neu aufgenommenen Dichter vielleicht nicht so bedeutend ist, daß ihm in einer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ein Ehrenplatz angewiesen werden müßte, so meine ich, daß eine Anthologie eben keine Literaturgeschichte ist, daß sie mehr in als über ihrer Zeit steht und wohl den jüngern aufstrebenden Kräften billige Rücksicht schenkt. Dennoch war in dieser Beziehung bei der großen Menge lyrischer Dichtungen an eine Vollständigkeit der Sammlung nicht zu denken, wenn nicht der Umfang des Buches beträchtlich erweitert werden sollte.

Während nun bei den bereits in der Sammlung vorhandenen Dichtern im Ganzen Schenckel's Auswahl, kleinere Aenderungen abgerechnet, beibehalten wurde, erfuhren die biographischen Notizen eine durchgreifende Umgestaltung. Ich habe dieselben zu vereinfachen und namentlich von breitem verschwommenem Aesthetisieren, von der unnützen Zuthat entlehnter Urtheile zu befreien gesucht. Die Biographien wurden beschränkt, wobei freilich sich häufig herausstellte, daß es diesen Notizen auch bei Schenckel nicht besser als gewöhnlich gegangen war: sie waren zum Theile aus andern Büchern eingewandert, so namentlich aus Gödeke's elf Büchern deutscher Dichtung (1849 Hannover bei Hahn). Hier hat mein kürzendes und vereinfachendes Verfahren

freilich die Unselbständigkeit mancher Notiz eher auf- als zugedeckt. Dagegen habe ich die Biographien Goethe's und Schiller's gründlich und ausführlich behandelt: dieß schien vorzüglich bei Goethe gerechtfertigt. Die fast 4 Bogen lange Lebensbeschreibung dieses Dichters habe ich nach den besten Quellen bearbeitet und gedenke dabei namentlich des verdienstvollen Werkes von J. W. Schäfer in Bremen.

Der Umstand, daß die köstlichen Dialektdichtungen Kobell's von Schenckel übersehen waren, und das erfreuliche Zunehmen des Sinnes für mundartliche Dichtung und Sprachforschung hat mich bewogen, Hebel aus der Hauptreihe zurückzuziehen und dem dritten Bande eine eigne kleine Sammlung mundartlicher Dichtungen beizugeben. Eben so wird es nur Billigung finden, wenn die erneute Theilnahme für das Volkslied, das, wenn es im Herzen und Munde des Volkes lebt, ja auch diesem Jahrhunderte angehört, veranlaßt hat, dem zweiten Bande einen Anhang, eine Zahl schöner Volkslieder enthaltend, anzufügen.

Endlich wird es die Brauchbarkeit des Werkes gewiß nicht verringern, wenn dem ersten Bande einige einleitende Abschnitte beigegeben sind, welche die Poetik und Metrik, soweit es für das allgemeine

Verständniß nothwendig erschien, und eine kurze literarhistorische Uebersicht enthalten.

Indem ich nun das Werk mit dem Bewußtsein, für seine Fortentwicklung nach Kräften gethan zu haben, was sich bei möglichster Schonung des Gegebenen thun ließ, zugleich lebhaft fühlend, daß des Mangelhaften wohl noch genug begegnen wird, der Theilnahme des deutschen Publikums empfehle, insbesondere der Gegenden, welche sich für die Sammlung lebhaft interessiert haben, treibt es mich noch eines Uebelstandes zu gedenken, der mir beim Drucke des Buches recht lebendig vor Augen getreten ist. Es ist das die vielbesprochene Verwirrung unsrer sogenannten Orthographie, die vielmehr eine Kakographie ist. Da es unrathsam erschien, dem Systeme der historischen Schule *) zu folgen, habe ich es vorgezogen, möglichst am Herkömmlichen festzuhalten. Aber wer kennt nicht die Schwankungen des Gebrauches? So mag denn manche Ungleichheit stehen geblieben sein, zumal bei meiner Entfernung vom Druckorte, wodurch überhaupt die Correctur leider erschwert ward. Für einzelne

*) Kürzlich neu und gründlich erörtert von Dr. G. E. Andresen in der Schrift: Ueber deutsche Orthographie. Mainz 1855.

Inconsequenzen in Schreibart und Interpunktion und einzelne Druckfehler, namentlich im ersten Bande, wird deßhalb dringend um Nachsicht zu bitten sein!

So möge denn die Dichterhalle in der neuen Gestalt, für welche von Seiten der Verlagshandlung rühmlichst Sorge getragen worden ist, alte Freunde sich erhalten und neue gewinnen.

Dresden, im Sommer 1855.

Der Herausgeber.

Einleitung.

Poesie (von dem griechischen Worte ποιεῖν, ποίησις abzuleiten, also so viel als Schöpfung) bedeutet dem Wortlaute nach eine künstlerische, schaffende Thätigkeit; der Sprachgebrauch aber versteht darunter diejenige künstlerische Thätigkeit welche die menschliche Rede zum Stoffe der Darstellung hat und dieselbe nach festen Gesetzen des Rhythmus und des Metrums zur Darstellung von Gedanken und Empfindungen verwendet. Das deutsche Wort dichten ist nicht, wie man versucht hat, von dicht (vergleiche das homerische πυκιναὶ φρένες) abzuleiten, so daß es so viel wie dicht machen (densare) hieße, sondern verdankt seinen Ursprung dem lateinischen dictare und bezeichnete die gelehrte Kunstpoesie im Gegensatze zur Volksdichtung. Auch das häufig mit dem Worte dichten in Verbindung gebrauchte trachten stammt aus dem Lateinischen: aus dictare et tractare ist unser dichten und trachten entstanden. Wenn wir unter Kunst überhaupt die Darstellung des Schönen verstehen, so hat also die Dichtkunst die besondere Aufgabe, das Schöne vermittelst des Wortes zur Darstellung zu bringen. Das Wort aber ist der

durch die Sprache vermittelte Ausdruck unserer Anschauungen, Empfindungen, Gedanken, es hat einen bestimmten Inhalt. Ist nun die Sprache das Material der Dichtkunst, so wird der unendliche Reichthum an solchem inneren geistigen Gehalte zugleich Material und Eigenthum der Dichtkunst, die dadurch, wenn überhaupt von einem Wettstreite der Künste in Bezug auf ihren Rang die Rede sein kann, als die höchste und reichste derselben erscheint. Denn das ganze unermeßliche Gebiet des Geistes, das innere und äußere Leben der Menschen und der Menschheit, ihre Beziehung zu der Natur und zu ihrem Gott und Herrn, wird Gegenstand der Dichtung. Doch ist nicht sowohl dieser Inhalt das die Poesie Charakterisierende, da sich auch die Prosa (aus dem lateinischen prorsa = proversa oratio d. h. die geradausgehende, ungebundene Rede) mit demselben beschäftigen kann, sondern vielmehr die eigenthümliche künstlerische Behandlung desselben. Diese äußert sich innerlich und äußerlich: innerlich, indem sie das Objekt der Darstellung in seinem innersten Kerne erfaßt, es durch den dichterischen Geist hindurchführt und als eigenstes Eigenthum des Dichters neu hervorbringt; äußerlich, indem sie für die Darstellung eine schöne, maßvolle Form zu finden weiß. Die Poesie unterscheidet sich ferner von der Prosa dadurch, daß diese von dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ausgeht, während jene, wie alle künstlerische Thätigkeit, aus dem Drange und dem Vermögen zu schaffen hervorgeht, ihren Zweck und ihre Befriedigung also in sich selbst hat. Das allgemeine Vermögen zur dichterischen Darstellung ist die Phantasie φαντασία von φαίνω (das Sichtbarmachen) und zwar weniger die reproduktive, wieder erzeugende, als die produktive, frei schaffende Einbildungskraft. Diese angeborne eigenthümliche allgemeine Befähigung des Geistes ist es, welche wir mit dem Namen Genie

bezeichnen, ohne welches die Hervorbringung eines echten Kunstwerkes nicht möglich ist. Dem Genie, als der allgemeinen höheren Befähigung des Geistes ist das Talent, als die specielle Begabung für ein einzelnes Gebiet untergeordnet: doch pflegt sich das Talent mit dem Genie, seltner dieses mit jenem zu verbinden.

Was nun die Verwendung der Sprachmittel durch die Dichtkunst betrifft, so unterscheidet sich das Gedicht von der Prosa zunächst durch die besondere poetische Form, welche sich auf den Rhythmus und auf das Metrum gründet. Davon handelt die Metrik oder Verskunst mit der ihr zugehörigen Prosodik oder der Lehre von der Messung der Silben. Allein die dichterische Sprache ist auch durch ihre ganze Ausdrucksweise von der prosaischen unterschieden, und diese Verschiedenheit ist durch die dichterische Vorstellungsweise bedingt. Diese läßt sich im Allgemeinen als eine bildliche bezeichnen, welche statt des abstrakten Begriffes der Sache diese selbst in ihrer konkreten Erscheinung vorführt: daher die häufig in Gedichten begegnenden Beschreibungen und Schilderungen, sowie der Reichthum an verdeutlichenden und malerischen Beiwörtern. Diesem Streben nach bildlichem Ausdrucke dienen eine Reihe sogenannter poetischer Figuren, d. h. uneigentlicher Ausdrucksweisen, unter denen namentlich die Personifikation, welche etwas Lebloses oder Abstraktes als persönlich einführt, die Metapher, welche mitten unter eigentlichen Ausdrücken einen Gegenstand durch den Namen eines ihm ähnlichen bezeichnet, bekannt sind. Hierher gehören ferner das Gleichniß und die Allegorie, von denen die erste zwei Gegenstände einander als ähnlich gegenüberstellt, die zweite längere Zeit und in ausgedehnter eingehender Weise von einem Gegenstande unter dem Bilde eines andern spricht; die Metonymie, die statt eines Be-

griffes einen zu dessen Inhalt gehörenden Theilbegriff setzt und andere mehr. Auch steigert die Dichtung die Gewalt ihrer Sprache durch die Wahl eindringlicher Worte, welche den Werth des Begriffes erhöhen, oder sie vermindert denselben absichtlich, wie in der komischen Poesie. Endlich aber bedient sie sich auch eigenthümlicher Wortstellungen, um den Eindruck zu erhöhen oder bestimmt zu modificieren, und befleißigt sich einer besonderen Sorgfalt im Periodenbau. In allen diesen Dingen aber bewegt sie sich, obwohl den Ausdruck des gewöhnlichen Lebens und der wissenschaftlichen Darstellung vermeidend, in den von den Gesetzen der Kunst gezogenen Grenzen, immer nach Natürlichkeit strebend und alles Uebermaß und alle Gewaltsamkeit ausschließend. —

Von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend gelangen wir zu verschiedenen Arten von Dichtung. In Bezug auf die Entstehung derselben unterscheiden wir zwischen einer Volks- und Kunstpoesie, und unsre deutsche Literatur ist vorzugsweise geeignet, auf diesen Unterschied aufmerksam zu machen. Die Volksdichtung entwickelt sich aus dem dichterischen Vermögen, welches einem ganzen Volke verliehen ist, setzt demnach einen Stoff voraus, welcher an dem ganzen Volke erlebt und erfahren ist. Sie stellt eben so wahr als einfach das volle innere und äußere Leben desselben dar, und ist darum, wie J. Grimm sagt, ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man nimmer ausliest noch durchversteht. Während die Volksdichtung das Erzeugniß der Gesammtheit ist und die Frage nach dem einzelnen Verfasser, welcher das Organ der dichtenden Gemeinschaft wurde, gar nicht aufkommen läßt, tritt bei der Kunstpoesie der einzelne Dichter in den Vordergrund, denn das Kunstgedicht ist der Ausdruck der Einzelerfahrung, das Resultat der Einzelbestrebung. In der poetischen Literatur eines Volkes, welches zu einer vollständigen

Entwicklung gelangt, dürfen beide Gattungen nicht fehlen: denn ein Volk ohne Volksdichtung erweist sich als eines ohne ursprüngliche originale poetische Begabung, und der Mangel einer Kunstpoesie würde zeigen, daß seine Entwicklung Hemmnissen erlegen wäre. Wenn man ferner von subjektiver und objektiver Dichtung spricht, so bezieht man sich auf das Verhältniß des Dichters zu seinem Gegenstande: objektiv ist dasjenige Gedicht, welches den dargestellten Gegenstand in seinem wahren Wesen und Inhalte erfaßt und in dieser Gegenständlichkeit zur Darstellung bringt. In dem objektiven Gedicht tritt die Individualität des Dichters zurück, während in der subjektiv gehaltenen Dichtung das Individuelle über das Gegenständliche den Sieg davon trägt. Es leuchtet ein, daß eine mustergültige Dichtung auf Objektivität beruhen muß. Diejenigen Dichtungen, welche den höchsten Anforderungen der Kunst entsprechen, pflegen wir klassische, die Dichter selbst Klassiker zu nennen; dieser Ausdruck ist dem Lateinischen entlehnt und bezog sich ursprünglich auf die Bürger der ersten Vermögensklasse nach der Schätzung des Servius Tullius, welche classici genannt wurden. Doch schon in Rom selbst benannte man später so die mustergültigen Schriftsteller. Im Gegensatz dazu wird auch wohl der Ausdruck romantische Poesie gebraucht. Dieses viel gemißbrauchte Wort bedeutet eigentlich so viel als romanisch; in Frankreich nannte man ein Gedicht in der romanischen Volkssprache zum Unterschiede von den Gedichten in lateinischer Sprache einen Romant. Mit den Gedichten kam im 16. Jahrhunderte auch der Name nach Deutschland herüber, aber anstatt die ursprüngliche Bedeutung beizubehalten, bezeichnete man nun ganz allgemein das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, später sogar alles Phantastische und Abenteuerliche mit dem

Namen romantisch. Eine Zeit lang wurde dieses Wort für ganz gleichbedeutend mit mittelalterlich gehalten, in Wahrheit aber ist romantische Poesie nichts Anderes als romanische und darunter nur das aus den Dichtungen der romanischen Völker zu uns Herübergekommene zu verstehen. Die wichtigste Eintheilung der Poesie aber die ist aus dem Wesen des Inhaltes und dem Verhältnisse des Dichters zu demselben abgeleitete in Epik, Lyrik und Dramatik, aus welcher die verschiedenen Dichtungsgattungen, wie sie größtentheils in der nachfolgenden Sammlung vertreten sind, hervorgehen. Ueber diese Hauptgattungen der Dichtung und ihre Unterarten haben wir deßhalb noch Einiges hinzuzufügen. —

Die Lehre von den Dichtungsarten.

Die Poesie entfaltet sich in folgenden drei Hauptarten der poetischen Darstellung:

A. Die epische Poesie stellt eine Begebenheit so dar, daß die Sache frei für sich waltet und der Dichter dagegen zurücktritt, hat also einen vorwiegend objektiven Charakter.

B. Die lyrische Dichtung beschäftigt sich nicht mit dem nach außen, sondern mit dem nach innen gewandten Menschen, sie bringt die Gedanken und Empfindungen des einzelnen Dichters zur Darstellung und ist darum vorwiegend subjektiver Art.

C. Aus der Vereinigung dieser beiden Gattungen entsteht als die dritte die dramatische Poesie, welche zwar wie das Epos eine Begebenheit darstellt, sich aber nicht wie jenes darauf beschränkt, dieselbe als vergangen zu schildern, son-

dern sie als gegenwärtige Handlung vorführt und uns dabei zugleich die subjektive Stellung der einzelnen Personen zu jener Begebenheit entwickelt.

A. Die epische Dichtung.

Der Name derselben stammt aus dem Griechischen, indem ἔπος (εἰπεῖν) das Wort, die Sage bedeutet, so daß wir im Deutschen etwa erzählende Dichtung sagen könnten. Ihre Aufgabe ist die Darstellung des außerhalb des Menschen oder durch ihn Gewordenen; daher bildet sie den Anfang für die poetische Entwickelung eines Volkes. Denn überall richtet sich erst der Blick nach außen, auf das Umgebende, ehe er sich in die Tiefen des eignen Gemüthes versenkt. Nicht jede Begebenheit oder jedes Erlebniß aber ist für die dichterische Darstellung geeignet, sondern das episch Darstellbare muß gewisse Eigenschaften besitzen. Ein solches Begebniß bedarf erstens eines breiteren Hintergrundes, den der jedesmalige Weltzustand bildet. Je einfacher und naturwüchsiger dieser ist, desto geeigneter ist er; daher baut sich die epische Handlung am liebsten auf der Grundlage der alten von unseren modernen komplicierten Verhältnissen noch weit entfernten Zeiten auf, während diese weit mehr zum Drama, als zum Epos hinneigen. Besonders waren es immer große die Welt bewegende nationale Unternehmungen, konfliktreiche Kämpfe, welche die Grundlage epischer Dichtungen bildeten. Zweitens aber muß sich von dieser allgemeinen Grundlage ein besonderer Zweck als individuelle Handlung abheben, die mit einer einzelnen Person, als dem Träger der Handlung, auf's Engste verschmolzen ist: dadurch gewinnt die Dichtung das, was überall als erstes Erforderniß obenansteht, eine Einheit, sie wird ein um einen festen Mittelpunkt koncentriertes Ganzes. Der epische Held ist

eine hervorragende Persönlichkeit, die alle Haupteigenthümlichkeiten ihrer Zeit in einer glänzenden Weise repräsentiert und sich durch das Große, echt Menschliche seiner Erscheinung befähigt, der Träger der Handlung und der Brennpunkt des Interesses zu sein. Verschieden aber von der dramatischen Behandlung einer solchen Hauptfigur beschränkt sich das Epos nicht auf die Darstellung seiner Handlungen und ihrer nothwendigen Folgen, sondern es verweilt bei Allem, was sich auch zufällig mit ihm und um ihn begiebt. Darum wird auch die Haupthandlung gern durch Nebenhandlungen, Episoden, unterbrochen, welche jedoch nicht ohne allen Zusammung mit jener sein dürfen. Ueberhaupt zeigt sich im Epos eine vorwiegende Neigung zum Verweilen bei den einzelnen Momenten der Handlung, während das Drama unaufhaltsam zu der Lösung der in ihm entwickelten Konflikte hineilt. Diese Lust zum Verweilen giebt dem epischen Ausdruck eine plastische Anschaulichkeit, die sich nicht bloß in Beschreibungen und Schilderungen, sondern in der ganzen Verwendung der Sprachmittel überhaupt äußert. Zwar ist der Ausdruck der Empfindung und Reflexion nicht von ihm ausgeschlossen, aber beide werden niemals dominierend, sie unterbrechen nicht den ruhig fortschreitenden epischen Ton, sondern werden nur als etwas Empfundenes oder Gedachtes objektiv berichtet. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Ausgang der epischen Handlung weit weniger als eine nothwendige Folge des Charakters und der Handlungen des Helden erscheint, als vielmehr durch eine unbezwingliche außer ihm liegende Macht, das Schicksal, herbeigeführt wird.

Die Hauptgattungen der Poesie werden wiederum in verschiedene Unterabtheilungen geschieden: so hat man auch das Epos nach den verschiedensten Gesichtspunkten eingetheilt, indem man

von Götter-, Menschen-, Thierepos, oder von heroischem, romantischem, bürgerlichem, historischem Epos, von antikem, mittelalterlichem, modernem Epos gesprochen hat. Die Kürze dieses einleitenden Abschnittes gestattet nur einfach die namhaftesten epischen Gattungen anzuführen:

a. Das mythische Epos (die ältere Edda) und das religiöse Epos (der Heliand, die Messiade).

b. Das heroische Epos (das Nibelungenlied, die Gudrun).

c. Das ritterliche (romantische) Epos (Parcival, Tristan und Isolde; in neuerer Zeit: Oberon von Wieland, bezauberte Rose von Schulze, Ritterdichtungen von Fouqué).

d. Das historische Epos (in neuester Zeit Scheerenberg: Waterloo, Ligny, Leuthen).

e. Das idyllische Epos (Idylle von dem griechischen Worte *εἰδύλλιον* ein kleines Bild) — (darin ausgezeichnet und fast in das historische Epos hinüberreichend: Goethe's Hermann und Dorothea).

f. Das komische Heldengedicht (Reineke Fuchs, der Froschmeuseler, Zachariae's Renommist).

g. Das lyrische Epos, eine namentlich in neuester Zeit beliebte Mischgattung (Kinkel's Otto der Schütz, Roquette, Redwitz).

h. Die poetische Erzählung, eine gleichfalls beliebte Gattung von wenig entschiedenem Charakter.

i. Das didaktische (lehrhafte) Epos (Tiedge's Urania). Das Lehrgedicht überhaupt schwankt zwischen Epos und Lyrik.

Anmerkung. Als das eigentliche Epos der modernen Literatur bezeichnet sich der Roman, dem nur die metrische Sprache und der epische Weltzustand fehlt. Die Novelle, eigentlich die Erzählung einer unerhörten

Begebenheit, ist jetzt nichts Anderes als ein Roman in kleinerem Maßstabe. —

k. Das Märchen, eine erdichtete, mit an sich Unglaublichem und Unmöglichem ausgeschmückte Erzählung (Grimm's Kinder- und Hausmärchen).

l. Die Legende (legenda = die beim römisch-katholischen Gottesdienst vorzulesenden Abschnitte), mit Wunderbarem geschmückte Erzählungen von heiligen und gläubigen Männern der Vorzeit).

m. Die Fabel, welche einen Vorfall aus der leblosen oder belebten Natur erzählt, um daraus für das menschliche Thun und Lassen eine Lehre zu ziehen.

n. Die Parabel und Allegorie (*παραβολή* die Vergleichung, *ἀλληγορέω* anders sagen). Parabel ist so viel als Gleichniß (neues Testament), Allegorie ist eine bis in's Einzelne durchgeführte metaphorische Darstellung, so daß ein Gegenstand in dem Bilde eines andern ähnlichen, meist höheren, erscheint.

o. Die Ballade (von ballare tanzen) ursprünglich ein rein lyrisches Gedicht der Provençalen, nahm in England einen mehr epischen Charakter an und wurde durch Herder und Bürger in die deutsche Literatur als kleines episches Gedicht in strophischer Form eingeführt (Goethe, Schiller, Uhland).

p. Die Romanze (romanzo die romanische, romantische Sprache), welche im Ganzen einen vorwiegend lyrischen Charakter hat, aus dem Spanischen zu uns herübergekommen, der Ballade nahe verwandt und gleichfalls in strophischer Form auftretend.

B. Die lyrische Poesie.

Diese steht in entschiedenem Gegensatze zum Epos, indem sie, wie jene die Poesie des Objekts, die des Subjekts ist; in ihr tritt also die dichtende Persönlichkeit, welche dort gegen die Sache zurückstand, in den Vordergrund, indem der besondere Inhalt des einzelnen Gemüthes in der Lyrik seinen Ausdruck findet. Wie dem Epos die bildende Kunst, so ist der Lyrik die musikalische verwandt, mit der sie auch, wie schon der Name andeutet (*λύρα* bei den Griechen ein vier-, später siebensaitiges Instrument, volleren und tieferen Klanges als die *κίθαρα*) in einem ursprüglichen Zusammenhange steht. Auf diese Weise eröffnet sich für sie das ganze unermeßliche Gebiet des innern Lebens, der ganze Inhalt des Geistes und Gemüthes mit seinen Beziehungen zum Endlichen und Unendlichen. Aber nicht jede subjektive Stimmung oder Empfindung ist durch ihr Vorhandensein schon berechtigt, sich lyrisch zu gestalten, sondern nur diejenige, welche obwohl Eigenthum des dichtenden Gemüthes, doch eine allgemeine Gültigkeit hat, indem in ihr das allgemein und echt Menschliche enthalten ist. Denn dieser allgemein menschliche Inhalt des Gedankens und der Empfindung ist es, welcher ihnen den Eingang in andere Gemüther sichert, und darum klingt Nichts leichter und Nichts so mächtig in unseren Herzen an, als das einfache, aber eben den Ausdruck der allgemeinen natürlichen Empfindung enthaltende Volkslied. Unter den neueren Dichtern aller Völker hat keiner in so hohem Grade es verstanden, seinen lyrischen Gedichten eine solche, dem Volkslied sich anschließende allgemeine und ewige Gültigkeit zu geben, als Goethe. Die lyrische Empfindnng kann ferner äußerlich angeregt sein, wodurch das Gelegenheitsgedicht entsteht; doch auch hier

kommt es darauf an, daß das innere Verhältniß des Dichters zu der äußern Veranlassung in den Vordergrund trete: ist dieß der Fall und ist zugleich dieses Verhältniß das echte, allgemein berechtigte, so erhebt sich dann die Gelegenheitsdichtung über die flüchtige Dauer der Veranlassung; auch hier ist Goethe als vollendeter Meister zu nennen. Weiter hat man auch gefragt, inwiefern oder inwieweit der Dichter in oder außer der zu schildernden Empfindung stehen müsse und hat in diesem Sinne von subjektiver und objektiver Lyrik gesprochen. Ohne eine gemüthliche Mitbetheiligung des Dichters aber ist eine lyrische Dichtung nicht wohl zu denken, diese aber kann je nach der Beschaffenheit des Inhaltes verschieden sein. Jedenfalls indeß ist von dem Dichter zu verlangen, daß er sich so viel von der zu schildernden Stimmung befreit habe, daß ihm ihre künstlerische Gestaltung möglich wird: in diesem Sinne ist Objektivität der Lyrik, wie sie bei Goethe so glänzend hervortritt, ein wesentlicher Vorzug. In noch strengerer Weise wie beim Epos macht sich bei der Lyrik die Forderung der Einheit geltend, es bedarf einer Grundstimmung, welche seltener und nur vorübergehend verlassen wird, wie überhaupt das lyrische Gedicht nach Koncentration strebt. Deßhalb neigt die Sprache zu einer gedrängten Kürze, welche mehr andeutet, als ausmalt. Besonders muß in der Lyrik die Form beachtet werden, welche sich wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit des Stoffes zu einer fast gleich großen Mannigfaltigkeit metrischer und rhythmischer Formen ausgebildet hat. Von den wichtigsten Gesetzen und Arten dieser Dichtungsformen, welche meistens in der Lyrik vorkommen und deren Zahl fortwährend vermehrt wird, wird später die Metrik das Nöthigste berichten: hier genüge die Bemerkung, daß in der Lyrik unserer Zeit mit dem Drange, jede subjektive wenn auch unwahre und

ungültige Stimmung zur Geltung zu bringen, auch eine entschiedene Willkür in der Behandlung der Form eingerissen ist.

In der Lyrik unterscheiden wir folgende Hauptarten, indem wir zunächst auf den Inhalt Rücksicht nehmen:

a. Die religiöse Lyrik, in welcher die Empfindungen und Gedanken des Menschen gegenüber der Gottheit ihren Ausdruck finden (Hymnus, Psalm, Cantate, Kirchenlied und geistliches Lied).

b. Die nationale und politische Lyrik, die sich entweder unmittelbar stofflich an Ereignisse anlehnt, und dann in das Epische hinüberstreift, oder der Ausdruck der durch besondere Ereignisse und Zustände erregten nationalen und poetischen Gesinnung ist. Hierher gehören das Sagen- und Heldenlied, Freiheits-, Vaterlands-, Schlachtgesänge, das politische Lied.

c. Diejenige Gattung der lyrischen Gedichte, welche die menschliche Empfindung, wie dieselbe von dem gesammten innern und äußern Leben — mit Ausnahme der unter a und b genannten Beziehungen — angeregt wird, zum Inhalte hat; es ist dieß das reichste Gebiet und kann wohl als die eigentliche Lyrik im engeren Sinne bezeichnet werden. Hierher gehören alle Liebes-, Wander-, Natur-, Trink-, Bundeslieder ꝛc.

Betrachten wir ferner die Form der lyrischen Gedichte, so finden wir gegen das Epos, welches im Ganzen die stichische Behandlung vorzieht, die strophische Form überall angewendet: diese hat sich zu einer wunderbaren Mannigfaltigkeit entwickelt, indem nicht nur die Versmaße der Alten, namentlich der Griechen und Römer, nachgebildet, sondern auch fast zahllose neue Maße erfunden worden sind. Einige Arten der lyrischen Dichtung haben

einen besonders künstlichen Charakter, wie das Sonett, die Terzine, Sestine, Glosse, das Ghasel &c.; auf die wichtigsten dieser künstlichen Formen werden wir in der Metrik besonders aufmerksam machen.

Fraglich ist die Stellung der satirischen und didaktischen Dichtung, welche von Einigen zu dem Epos, von Andern zur Lyrik gezogen werden. Die Satire (satura, Gemisch), in welcher der Dichter den geistig oder sittlich verkehrten Zustand der Welt mit Spott geißelt, gehört wegen ihres subjektiven Charakters vielleicht besser zur Lyrik; doch sind dergleichen strenge Eintheilungen schwer durchzuführen, und leicht streift ein Gebiet in das andre hinüber. Die didaktische Poesie (das Lehrgedicht) ist überhaupt nur da zur Poesie zu rechnen, wo sie sich über das nüchterne Lehren zu einer höheren Anregung des Geistes und Gemüthes erhebt: in dem letzteren Falle verbindet sie sich mit dem lyrischen Element zu einer didaktischen Lyrik, wie sie besonders bei Schiller in hoher Vollendung sich findet. Zur Didaktik, öfters zugleich zur Satire neigend, gehört noch das Epigramm (eigentlich so viel als Inschrift), gewöhnlich Sinngedicht genannt; endlich noch das Räthsel welches einen ungenannten Gegenstand aus einzelnen angeführten Eigenschaften derselben errathen wissen will. —

C. Die dramatische Poesie.

Diese stellt sich als der Gipfel und die Blüthe der Dichtkunst dar, indem sich in ihr Epik und Lyrik, objektive und subjektive Dichtung vereinigen, um ein neues kunstvolles Ganzes zu bilden. Welches ihr Zweck ist, deutet schon der Name an: Drama (griechisch δρᾶμα) bedeutet so viel als Handlung. Es wird also eine äußere Begebenheit als Handlung erfaßt, d. h. in ihrem

Entstehen aus dem menschlichen Willen und durch denselben, damit aber auch der ganze Seelenzustand der bei der Handlung betheiligten Personen zur Darstellung gebracht. Allein nicht jede Handlung ist befähigt sich dramatisch zu gestalten, sondern nur diejenigen, in welchen sich ein Konflikt des Handelnden mit von ihm selbst geschaffnen oder in ihrem berechtigten Vorhandensein übersehenen Hindernissen offenbart. Diese Konflikte dürfen nicht zufällige oder rein äußerliche, sondern sie müssen nothwendige und zugleich sittliche sein, weil das Drama sich nur mit der Handlung beschäftigt, insofern sie aus einem inneren sittlichen Kerne hervorgeht. Der Widerstreit, in den der Einzelwille, indem er sich zu verwirklichen strebt, entweder mit seinen eignen bessern und höhern Interessen oder mit dem berechtigten Interesse Anderer geräth, ist das, worauf das Dramatische einer Handlung beruht. Nicht zu allen Zeiten war aber das Bewußtsein von dem Verhältnisse des Menschen zu seinen Handlungen dasselbe: denn während die vorchristliche Welt den menschlichen Willen als durch eine dunkle Macht, Schicksal (fatum) genannt oder durch die unmittelbare Einwirkung der Götter gebunden und geleitet betrachtete, lehrt das Christenthum die sittliche Freiheit des Menschen. Deßhalb weist das antike Drama oft Konflikte auf, welche nicht selbst geschaffen, sondern verhängt sind, und zeigt seine Helden in dem Kampfe mit jener Schicksalsmacht, während das christliche Drama in dem Schicksale nur die Consequenz eines sittlich freien Handelns erblickt. Treten nun in den dramatischen Dichtungen Interessen mit einander in Konflikt, so muß zwar das höhere und mächtigere über das niedere und machlosere den Sieg davon tragen, dennoch darf auch dieses nicht ein völlig inhaltsloses und unberechtigtes sein, sondern es muß von irgend einer Seite, wenn auch nur in der subjektiven Auffassung des

Handelnden, als befugt und mit begründetem Anspruche darauf sich durchzusetzen, erscheinen. In keiner Dichtungsart kommt ferner die Anforderung der Einheit mit solcher Strenge zur Geltung wie in der dramatischen; hier darf entschieden nur eine Haupthandlung vorhanden sein, und Episoden dürfen nur mit Umsicht und Maß, nie ohne eine Beziehung zu jener eingefügt werden. Dagegen ist die Anforderung, welche die französische Dramatik aufgestellt hat, indem sie nicht bloß Einheit der Handlung, sondern auch der Zeit und des Ortes verlangt, in der einseitigen Durchführung des französischen Drama's, unberechtigt und beruht auf einem Mißverständniß des Aristoteles (Poetik, Kap. 5). In Bezug auf Zeit und Ort der Handlung hat sich das Drama vermöge seiner Natur, welche auf Koncentration dringt, vor willkürlicher Zersplitterung zu hüten. Die äußere Form des dramatischen Gedichtes beruht auf dem Dialog, von dessen einfachster Aeußerung, dem Gespräche zweier Personen, das Drama ausgegangen ist: bisweilen tritt jedoch auch die Einzelrede, der Monolog, ein, der nur an solchen Stellen, wo die innere Stimmung eines der Handelnden durch ihren Einfluß auf die Fortbewegung der Handlung eine motivierte Darstellung verlangt: der Monolog hat darum eine innere Bedeutung im Drama und darf nie in Schönrednerei ausarten. Die dramatischen Dichtungen pflegen sich nach Akten (Handlungen) oder in Bezug auf die scenische Aufführung nach Aufzügen abzutheilen: die natürlichste Zahl derselben ist drei, indem sich drei Haupttheile jedes Drama's ergeben, die Exposition oder Entwicklung, die Verwicklung und die Auflösung (Katastrophe = Wendung; unter Peripetie περιπέτεια versteht man den Wendepunkt des Stückes, wo der Umschwung, der Glückswechsel eintritt). In der neueren Literatur ist das fünfaktige Drama sehr beliebt geworden, in welchem dann bei künst-

lerischer Eintheilung der Handlung die drei mittleren Akte auf die Verwicklung kommen, während der erste der Exposition, der fünfte der Auflösung angehört. Die einzelnen Theile der Akte nennt man Scenen (σκηνή eigentlich Bühne) oder Auftritte; die erste Bezeichnung richtet sich nach einem Abschnitte der Handlung, die zweite berücksichtigt nur das Erscheinen einer Person auf der Bühne, welche in dem vorigen Auftritte nicht gegenwärtig war, weßhalb zu einer Scene im strengeren Sinne mehrere Auftritte gehören können. Die Prologe und Epiloge, wie sie früher häufig gebraucht wurden (Vorrede und Nachrede), indem der Dichter als solcher oder in irgend einer Gestalt sich unmittelbar an das Publikum wendete und entweder auf das folgende Stück hinwies oder an dasselbe noch eine Betrachtung anknüpfte, sind jetzt ganz außer Gebrauch gekommen: der heutige Prolog und Epilog pflegt als Vor- und Nachspiel, namentlich der erstere in historischen Stücken, aufzutreten. Endlich muß noch ausdrücklich bemerkt werden, daß die dramatische Dichtung erst in der scenischen Darstellung ihre volle Erfüllung findet; das Drama kann ohne die Schaubühne nicht bestehen, und deßhalb hängt Blüthe und Verfall des Bühnenwesens mit der Blüthe und dem Verfalle der Poesie auf diesem Gebiete eng zusammen. Es ist dieß eine innere Beziehung, welche sowohl von den Dichtern als auch von denen, welchen Einfluß auf die Gestaltung des Theaterwesens zusteht, oft nicht erkannt oder wenigstens vernachlässigt worden ist.

Die beiden Hauptgattungen der dramatischen Poesie, das Trauerspiel und Lustspiel, beruhen auf den Begriffen des Tragischen und Komischen.

a. Das Trauerspiel (griechich τραγῳδία = Bocksgesang; vielleicht davon so genannt, weil dem Dionysos (Bakchos) ein Bock geopfert wurde), stellt eine Handlung dar, in

welcher der Handelnde in dem Konflikte, in den er nicht ohne eigene Schuld hineingeräth, unterliegt. Wenn uns auch jeder tragische Stoff mit schmerzlicher Theilnahme erfüllt, so ist darum doch noch lange nicht alles Traurige tragisch; sondern das Tragische entsteht dadurch, daß das an sich berechtigte Streben eines menschlich edeln Charakters, indem er sich einseitig durchzusetzen strebt, Kollisionen herbeiführt, die den Untergang des tragischen Helden veranlassen. Der tragische Konflikt bedarf also erstens eines menschlich edeln und reinen Gemüthes, das unser Interesse in Anspruch nimmt, dann einer Kollision, in welcher die betheiligte Person eine Schuld auf sich lädt; durch diese Verschuldung wird die Katastrophe herbeigeführt, welche nichts Anderes als der Ausdruck der sittlichen und göttlichen Gerechtigkeit ist. Der Zuschauer befindet sich nach Aristoteles beim Trauerspiel in dem Zustande der Furcht und des Mitleids; denn da er ein unbefangenes Auge für die Handlung hat und nicht wie der tragische Held auf einem einseitigen Standpunkte steht, muß ihn zuerst, wenn die Kollision eintritt, die Besorgniß überfallen, der Handelnde werde, obwohl von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt, doch ein Unrecht begehen; ist aber dieser Schritt geschehen, so kann sich der Zuschauer nicht dem Mitleide verschließen, da er nun, die Sachlage unparteiisch übersehend, die Folgen jener Handlung über den Helden des Trauerspiels hereinbrechen sieht. Unumgänglich nothwendig also für das Trauerspiel ist, daß der Hauptheld desselben eine rein menschliche Erscheinung sei, d. h., daß er weder als absolut schlecht, noch als absolut gut erscheine; denn wir vermögen uns

für ihn im ersten Falle nicht zu interessieren, im andern Falle aber würde das Leiden des Helden als ein völlig unverdientes uns nur verstimmen. Zweitens aber muß die tragische Dichtung mit sittlicher Strenge darauf achten, daß die Auflösung nicht im Widerspruche mit dem sittlichen Gefühle, welches kein anderes als das der poetischen Gerechtigkeit ist, stehe: eine laxe Behandlung der Katastrophe, eine Neigung dieselbe abzuschwächen, ist zwar unstatthaft, aber in unsern Tagen nicht selten.

Zum Theil ist durch diese Neigung der Dichter und des Publikums, den erschütternden Ausgang der Tragödie zu schwächen, eine Mittelgattung entstanden, oder wenn wir ihr eine innere Berechtigung zugestehen, doch mit übermäßiger Vorliebe gepflegt worden, das Schauspiel, oft auch mit dem einfachen Namen „Drama" bezeichnet. Dieses hat sich in die Mitte zwischen Trauerspiel und Lustspiel gestellt und neigt bald mehr diesem, bald mehr jenem zu, je nachdem der Beisatz von komischen Elementen, oder von tragischen überwiegt. In der Regel behandelt das Schauspiel einen Konflikt, der, obwohl ernster Art, doch eine versöhnende äußere Ausgleichung zuläßt. Zwei Mängel aber machen sich hier sehr häufig geltend; einmal fehlt es dem Schauspiel an eigentlich dramatischem Inhalt, und zweitens zeigt sich nicht weniger selten eine absichtliche Abschwächung der Kollisionen oder ein Mißverhältniß zwischen dieser und dem Ausgange.

Sowohl das Trauerspiel als das Schauspiel sind nach der Beschaffenheit des in ihnen Behandelten verschieden: in dieser Beziehung spricht man von mythischen, heroischen, historischen, romantischen, bürgerlichen Tragödien und

Dramen. Von diesen Gattungen bezeichnen sich die der historischen und bürgerlichen Stücke als die wichtigsten, während das religiöse Drama in unserer Zeit selten geworden und die romantische dramatische Dichtung ein sehr unbestimmtes, kaum mit Sicherheit zu bezeichnendes Gebiet ist.

b. Die Komödie (κωμῳδία von dem κῶμος oder dem Bakchischen Festzug zur Zeit der Weinlese in den κώμαις (κώμη Dorf), bei welchem Lieder gesungen wurden), im Deutschen Lustspiel genannt, stellt eine Handlung dar, in welcher zwar auch Kollisionen eintreten, aber das Mißlingen der weder ernst gemeinten noch inhaltreichen Zwecke nur Heiterkeit erregt. In der Komödie sucht sich das Inhaltlose durchzusetzen, unterliegt in diesem Streben, aber die Thorheit und Schwäche löst sich eben nur auf, und die Menschen kommen mit heiler Haut oder blauem Auge davon. Das sittliche Gefühl darf jedoch auch hier nicht verletzt werden; es geschieht das am leichtesten dadurch, daß man nicht sowohl die Thorheit und Verkehrtheit, als vielmehr das Laster zur Darstellung bringt: dieses aber eignet sich nicht für die komische Behandlung, denn es ist nicht fähig, Heiterkeit zu erregen. Wenn das Lustspiel sich zu einem derberen Tone und tollem Uebermuthe herabläßt, wobei es in der Regel das niedere Volksleben darstellt, so nennt man es Posse. Uebrigens läßt auch die komische dramatische Poesie Unterabtheilungen zu, wie wir sie oben bei der Tragödie erwähnten; man spricht von historischen und bürgerlichen, auch wohl von romantischen Lustspielen.

Eine ganze lange Reihe von Namen für dramatische Dich-

tungen müßten hier noch aufgezählt werden, wollten wir alle diese Versuche erwähnen, welche in neuerer Zeit gemacht worden sind, um sich den Hauptgattungen zu entziehen. So lesen wir heut zu Tage von Charaktergemälden, dramatischen Bildern, Intriguenstücken, dramatischen Bagatellen, Lebensbildern 2c., Namen, die durchaus überflüssig sind und sich nur durch die Neigung unserer Zeit erklären lassen, sich über die Gesetze der Kunst hinwegzusetzen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die dramatische Dichtung sich in der Oper mit der Musik zu einer neuen Kunstgattung von ziemlich zweifelhaftem Charakter verbindet (ernste und komische Oper), eine Verbindung, die auch in dem Singspiel und in der Posse, doch hier bei einem Vorwiegen des Dialoges, besteht. —

Metrik.

1) Verslehre.

Die poetische Sprache unterscheidet sich von der prosaischen durch die in ihr waltende rhythmische Bewegung. Rhythmus aber heißt so viel als Bewegung, und da alle Bewegung der Zeit angehört, so ist der Rhythmus nichts Anderes als die gesetzmäßige Aufeinanderfolge bestimmter Zeittheile. Diese Zeittheile, in der rhythmischen Bewegung der Sprache Silben, sind aber nicht einander gleich, sondern an Dauer und Werth verschieden. In Bezug auf ihre Zeitdauer erscheinen dieselben als kurz oder lang, in Bezug auf ihren inneren Werth als betont oder unbetont, welche beide Eigenschaften zusammen fallen können, so daß die lange Silbe zugleich die betonte ist. Wenn wir dieß zunächst

annehmen, so würden sich in der rhythmischen Bewegung der poetischen Sprache diejenigen Momente herausheben, in welchen jener größere Zeitaufhalt und jene stärkere Betonung erscheint. Wir brauchen dafür den Namen „Hebung" (Arsis) und für den Gegensatz den der „Thesis" (Senkung). Man deutet im Verse die Arsis durch das Accentzeichen ' an. Diese Bezeichnungen mögen ursprünglich die entgegengesetzte Bedeutung gehabt haben, da man jedenfalls von der Bewegung der Füße ausging, bei welcher der Nachdruck nicht auf dem Heben, sondern auf dem Niedersetzen des Fußes liegt. Wir können uns nun in Bezug auf die rhythmische Bewegung so ausdrücken, daß dieselbe in einer gesetzmäßigen Aufeinanderfolgung der Hebung und Senkung bestehe; wir sagten gesetzmäßig, um uns von vornherein auf den poetischen Rhythmus zu beschränken. Es wird also in der Ausbildung des Verhältnisses der Arsis zur Thesis die rhythmische Kunst des Verses liegen, und es läßt sich schon im voraus erkennen, daß diese Kunst nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise gepflegt ward. So wurden z. B. in unserer älteren deutschen Sprache die Verse nach Hebungen gemessen, während die Senkungen wenig beachtet wurden, in neuerer Zeit dagegen schenkt man auch der Thesis gebührende Aufmerksamkeit. Zu unterscheiden ist ferner zwischen dem Rhythmus und dem Metrum. Jener bezeichnet allgemein die nach einem bestimmten Verhältniß von Arsis und Thesis fortschreitende Bewegung, während wir unter dem Metrnm die Darstellung jenes einzelnen Verhältnisses verstehen. Endlich verstehen wir unter Versfuß eine Verbindung von Länge und Kürze oder von Arsis und Thesis. Aus solchen einzelnen Versfüßen bildet sich dann die Verszeile oder das Versmaß (Metrum), welchem ein bestimmtes Verhältniß von Hebung und Senkung zu Grunde liegt. Die Metrik aber ist die Lehre von den Versen

und Versmaßen. Da die Silben nach ihrer Zeitdauer verschieden sind, und auf dieser Verschiedenheit das Verhältniß der Arsis zur Thesis zum Theil beruht, so muß der Metrik die Lehre von der Länge und Kürze der Silben vorhergehen. Diese nennt man Prosodik von dem griechischen Worte προσῳδία, welches in seiner Entstehung und Bedeutung dem lateinischen Worte accentus, deutsch Betonung, entspricht. Demgemäß hätten auch wir mit der Lehre von der Messung der Silben zu beginnen.

2) Prosodik.

Die Aufgabe der Prosodik ist es zu bestimmen, welche Silben nach ihrer natürlichen Beschaffenheit lang und welche kurz seien. Es ergaben sich aber in Beziehung auf die Zeitdauer einer Silbe drei Abstufungen. Man ging von der Kürze als der niedrigsten Einheit aus, bezeichnete dann die Länge als die verdoppelte Kürze, setzte jene = 1, diese = 2 und fand endlich, daß einzelne Silben in ihrer Dauer zwischen Länge und Kürze unentschieden schwanken, was sich etwa durch die Zahl $1\frac{1}{2}$ ausdrücken ließe. Diese letzteren Silben, welche ebensowohl als lange wie als kurze verwendbar sind, nennt man zweizeitige (lateinisch ancipites). Aber nicht in allen Sprachen hat diese Messung der Silben eine gleiche Stellung, vielmehr unterscheidet sich in dieser Beziehung die deutsche Sprache wesentlich von den beiden classischen Sprachen. Die Römer und Griechen haben nämlich das Quantitätsverhältniß der Silben unabhängig von dem natürlichen Wortaccent ausgebildet. Es kann also bei ihnen in einem mehrsilbigen Worte eine kurze Silbe den Hauptton haben, obgleich lange Silben vorhanden sind. Es leuchtet ein, daß das von großem Einfluß auf die Bildung der Verse ist. Denn wenn für den größeren Zeitaufwand der Arsis eine lange Silbe erfordert wird,

in dem Worte aber die lange Silbe nicht mit der betonten zusammenfällt, so kann offenbar eine solche nicht betonte Länge in der Arsis stehen. Dadurch gewinnt sie die Betonung im Verse, ohne die Betonung im Worte selbst zu erlangen, was einen Zwiespalt zwischen dem Wort- und Versaccent bewirkt. In der römischen und griechischen Prosodie wird also jeder Silbe ein bestimmtes Maß zuertheilt, und wir sehen die Länge auf zweifache Weise entstehen, nämlich entweder durch eine Dehnung des Vokals, indem sich dieser verdoppelt oder diphthongisiert, oder dadurch, daß zwei andere Consonanten auf den Vokal folgen. Ist das letztere der Fall, so sagt man, die Silbe sei durch Position, d. h. durch Stellung lang.

Anders ist es in der deutschen Sprache. Hier beruht die Länge oder die Kürze der Silbe nicht auf einer von dem Accente unabhängigen Messung, sondern der größere Zeitaufwand der langen Silbe wird wesentlich durch die stärkere Betonung verursacht. Als lange Silbe erscheint bei uns die betonte, und da ferner diejenige Silbe accentuiert wird, welche für die Bedeutung des Wortes die wichtigste ist, so sehen wir, daß in unserer deutschen Sprache nicht bloß der Wortaccent und der auf der Arsis ruhende Versaccent zusammenfallen, sondern auch die durch den Wortaccent hervorgehobene Silbe zugleich die durch ihren geistigen Inhalt bevorzugte ist. Während also die Römer und Griechen nach der Quantität maßen, bestimmen wir die Zeitdauer der Silben nach ihrem Accente. In dieser Beziehung nennen wir jene Sprachen quantitierende, unsere deutsche aber eine accentuierende. Es muß das ausdrücklich bemerkt werden, damit nicht aus Mißverständniß die prosodischen und metrischen Lehren jener Sprachen ohne Weiteres auf die deutsche Sprache angewendet werden, wie dieß leider oft geschieht. Wenn wir nun

weiter ermitteln wollen, nach welchen Hauptgesetzen unsere Sprache bei der Betonung der Silben verfahre, so können wir nur mit derjenigen Betonung zu thun haben, welche von Sprachlehrern der grammatische Ton genannt worden ist, d. h. mit dem Tone, welchen das Wort nach seiner natürlichen Aussprache oder nach seiner Stellung im Satze hat.

Wir sagten oben, daß die alten Sprachen zwischen langen, kurzen und doppelzeitigen Silben unterscheiden; dem entsprechend können wir von drei verschiedenen Tonverhältnissen der deutschen Silben sprechen, denn den Gegensatz zu der betonten Silbe bildet die tonlose, und dazwischen liegt die halbtonige. Es giebt zwar eigentlich eine wirklich tonlose Silbe nicht, aber wir nennen sie so im Verhältniß zu der betonten; so ist in den Worten: „Vater, Leben" die erste Silbe betont, die zweite tonlos, während in: „Gesicht, Begriff" das Verhältniß das umgekehrte ist. Die Zahl der tonlosen Silben hat in der neuhochdeutschen Sprache besonders dadurch überhand genommen, daß die Flexionsendungen sich abschwächten. Diese waren in früheren Zeiten halbtonig, sie hatten, wie sich die Sprachlehre ausdrückt, den Tiefton. Dieser hat sich nur in wenigen Flexionsendungen erhalten, so z. B. in dem Worte: „Heiland", welches eine alte Participialform ist, während in „gehend, liebend" die zweite Silbe tonlos geworden ist. Das Hauptgesetz unserer Silbenmessung wird etwa also lauten:

Diejenige Silbe eines Wortes, welche den Begriff desselben enthält, ist die betonte und deßhalb lange Silbe. Es ergeben sich aber noch folgende Regeln:

1) Lang sind alle diejenigen einsilbigen Wörter, welche einen bestimmten selbständigen Begriffsinhalt haben; alle einsilbigen Substantive und Adjective also müssen eigentlich als Längen be-

handelt werden, ebenso die einsilbigen Formen der Zeitwörter, die Zahlwörter und die Präpositionen, welche von Substantiven abgeleitet sind.

2) In mehrsilbigen Wörtern ist jedesmal die Stamm- und Begriffssilbe die vorzugsweise lange; bei Zusammensetzungen können sehr leicht mehrere Stammsilben zu einem Ganzen vereinigt werden, in welchem Falle wiederum die für die Bedeutung den Ausschlag gebende Silbe den Vorrang hat. In dem Worte „Vater" z. B. ist gewiß die erste Silbe die betonte, in der Zusammensetzung „Hausvater" tritt die Betonung der zweiten Silbe gegen die der ersten zurück.

3) Als tonlose und daher kurze Silben bezeichnen sich alle Biegungs- und Ableitungssilben, z. B. in „Hän de, Händ ch en"; der bestimmte und unbestimmte Artikel, die Pronomina es und man, die Präposition zu in ihrer Anwendung vor dem Infinitiv und einige Vorsatzsilben wie ge, er, so erreichen, gegeben, gehören ebenfalls hieher.

4) Halbtonig oder mittelzeitig sind eigentlich alle diejenigen Silben, welche sich nicht mit völliger Entschiedenheit als lang oder kurz bezeichnen lassen. Zu ihnen gehören besonders die einsilbigen Partikeln (schon, mit), die einsilbigen Pronomina (du, wir, was), die Formen der Hülfszeitwörter (ist, hat, sind).

Diese Regeln sind von ziemlich allgemeinem Charakter, werden aber in der Ausführung oft nicht beachtet. Zunächst entspringen Schwierigkeiten aus dem Zusammentreffen mehrerer Längen oder mehrerer Kürzen. Denn wenn auch z. B. in den Worten „Feldmarschall, Hausvater" der Hauptton auf der ersten Silbe liegt, so kann doch die zweite nicht als mittelzeitig betrachtet werden. Wir werden jedoch in sehr vielen Gedichten solche Silben, die zwar nicht den Hauptton haben, aber doch

betont genug bleiben, als Kürzen behandelt finden. Ferner übt auf die Geltung der Silben bedeutenden Einfluß der Redeton aus d. h. die das einzelne Wort in einer Rede wegen seines Begriffs oder seiner Beziehung hervorhebende Betonung. Man ist darüber uneinig, ob dem Redeton eine solche Einwirkung zuzugestehen sei, man hat diese Frage öfters verneint. Indessen liegt es in dem Charakter der deutschen Prosodik, welche Betonung und Bedeutung mit einander verbindet, daß dem Redeton sein Einfluß nicht entzogen werden kann. Endlich übt der rhythmische Accent einen nicht unbedeutenden Einfluß, indem in der Arsis sich die Silbe verlängert, in der Thesis verkürzt. Streng genommen aber sollte das nur bei den mittelzeitigen Silben der Fall sein und die entschiedene Länge niemals zur Kürze, noch auch umgekehrt die entschiedene Kürze durch die Arsis zur Länge werden. Gegen diese letzte Regel haben selbst unsere besten Dichter nicht selten gefehlt, und in der neuesten Zeit, wo überhaupt ein großer Leichtsinn in der Behandlung der Form eingerissen ist, sehen wir die Betonungsverhältnisse häufig arg vernachlässigt.

Wir sehen also, daß von einer Prosodik im antiken Sinne in unserer deutschen Sprache nicht die Rede ist. Es darf aber doch nicht übersehen werden, daß nicht einzig und allein dem Accent nachzugehen ist: wir müssen bisweilen auch den Buchstabengehalt einer Silbe berücksichtigen. Denn Diphthonge und Consonantenhäufungen verstärken das Gewicht der Silbe und nehmen ihr die Leichtigkeit, welcher die Kürze bedarf. Je reicher nun unsere Sprache gerade an Consonantenhäufungen ist, um so mehr will dieser Umstand beachtet sein; namentlich sind es die antiken Versmaße, welche diese Rücksicht verlangen.

3) Metrik.

Nach den früher gemachten Bemerkungen können wir gleich mit der Betrachtung einzelner Versfüße beginnen, d. h. der verschiedenen Verbindungen von Arsis und Thesis oder auch mehrerer Hebungen und Senkungen. Wir behalten dabei das Verhältniß der Arsis zur Thesis und dieser zu jener im Auge. Zunächst kann sich die Hebung zur Senkung verhalten wie 1 : 1, woraus der Pyrrhichius ⏑ ⏑ entsteht, dessen Arsis sowohl auf der ersten als auf der zweiten Silbe ruhen kann. Es leuchtet aber ein, daß dieser Fuß von uns Deutschen metrisch nicht wohl verwendet werden kann, weil wir eben keine Kürze in die Arsis stellen können ohne sie zu verlängern. Wenn wir jenes Verhältniß von Arsis und Thesis beibehalten, aber ihren Werth verdoppeln, so erhalten wir fünf Versfüße: 1) den Daktylus — ⏑ ⏑. 2) den Anapaest ⏑ ⏑ —, 3) den Proceleusmaticus ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, 4) den Spondeus — —, 5) den Amphibrachys ⏑ — ⏑.

Es kann aber das Verhältniß ein anderes sein: Arsis und Thesis brauchen sich hinsichtlich ihres Werthes nicht zu gleichen. Das kann eine Reihe verschiedener Verhältnisse geben, wie dieselben sich auch in der antiken Metrik entwickelt haben. Das einfachste Verhältniß der Ungleichheit drückt sich in der Form 1 : 2 aus; es soll also die Arsis den doppelten Werth der Thesis haben. Das führt zu folgenden Versfüßen: 1) zu dem Jambus ⏑ —, 2) zu dem Trochäus — ⏑, 3) zum Tribrachys ⏑ ⏑ ⏑, von welchem letzteren das gilt, was wir oben von dem Pyrrhichius bemerkt haben. Von anderen künstlicheren Versfüßen können wir um so leichter absehen, als dieselben weit mehr den classischen Sprachen als der deutschen angehören.

Daher wollen wir nur noch den Choriambus erwähnen — ⏑ ⏑ —, welcher aussieht, als sei er aus Trochäus (dieser Fuß hieß auch Choreus) und Jambus zusammengesetzt.

Es kommt aber auch darauf an, welche Stellung die Arsis einnimmt, und für die Entwickelung des Rhythmus liegt darin der Schwerpunkt. Hier machen sich zwei Fälle geltend: entweder beginnt die Arsis, oder der Anfang wird durch die Thesis gemacht. Dadurch entstehen zwei von einander verschiedene rhythmische Bewegungen, von denen die erste, mit der Arsis anfangende, die fallende, die zweite die steigende genannt wird. Von diesen beiden Bewegungen ist die fallende die ursprüngliche, weil die Thesis erst durch die Arsis entstand. Daher kann man vielleicht alle steigende Rhythmen auf fallende zurückführen, wenn man ihre erste Thesis als Auftakt betrachtet. Von den oben angeführten Versfüßen neigen sich der Daktylus und Trochäus dem fallenden, der Anapäst und Jambus dem steigenden Rhythmus zu; der Spondeus kann beiden angehören, je nachdem die erste oder zweite Länge betont ist. Die eben genannten Versfüße sind die in der deutschen Dichtung gebräuchlichsten.

Während sich aus der Stellung der Arsis und Thesis der allgemeine Charakter der rhythmischen Bewegung bestimmt, entsteht durch das oben schon entwickelte mathematische Verhältniß der Hebung zur Senkung im Verse dasjenige, was wir Takt nennen, und zwar lassen sich zwei Hauptarten des Taktes unterscheiden, der gerade und der ungerade. In Bezug hierauf bezeichnen sich jambische und trochäische Verse als Verse von ungeradem Takte, während daktylische und anapästische Rhythmen dem geraden Takte angehören.

Wenn wir nun eine Anzahl von Versfüßen zu einem rhythmischen Ganzen verbinden, so nennen wir diese Verbindung

einen Vers; werden dagegen mehrere Verszeilen so zu einem Ganzen verbunden, daß das Gedicht in eine Reihe solcher größerer Einheiten zerfällt, so nennen wir diese Versverbindung eine Strophe. Gedichte, welche nicht strophisch gestaltet sind, sondern sich der einfachen Wiederholung einer Verszeile bedienen, nennt man stichische. Ehe wir nun an die Betrachtung der Versarten selbst gehen, sind noch einige Vorbemerkungen zu machen. Wenn wir uns ein beliebiges Versschema aufstellen, z. B. einen sechsfüßigen daktylischen Vers:

–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ |,

so haben wir mit diesem Schema die rhythmische Bewegung des Verses festgestellt. Bedienen wir uns nun der Sprache, so bildet sich nothwendig eine zweite Bewegung, die des Wortes, welche mit der ersten nur dann zusammenfällt, wenn mit jedem Versfuße ein Wort schließt. Wollte man aber eine solche durchgreifende Uebereinstimmung in jedem Fuße herstellen, so würde eine unangenehme Eintönigkeit entstehen. Um dieß zu vermeiden, setzt man geflissentlich die Bewegung des Wortes mit der des Verses in Widerspruch, d. h. man läßt das Wort mitten im Versfuße aufhören. Dadurch entsteht ein Einschnitt, den man Caesur nennt. Wenn wir z. B. die folgenden beiden Verse aus Goethe's „Hermann und Dorothea" betrachten:

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne,

so sehen wir auf den ersten Blick, daß wir einen fallenden Rhythmus und zwar ein daktylisches Versmaß vor uns haben. Es sind nämlich Hexameter die wir später noch besonders erwähnen werden und deren Schema folgendes ist:

–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡

Lesen wir jene beiden Verse nach diesem Schema, so sehen wir, daß an mehreren Stellen Caesuren vorhanden sind, und es macht sich ein solcher Einschnitt besonders nach den Worten „darauf" und „Stadt" bemerklich; der Vers scheint geradezu in zwei Theile zu zerfallen. Diesen Caesuren im Verse haben wir mehrere Wirkungen zuzuschreiben. Einmal entsteht eine größere Mannigfaltigkeit der Bewegung und eine innigere Verbindung der Versglieder, insbesondere aber gewinnt der Klang der Verse. Denn wenn wir auf jene angeführten Verse zurückblicken, so sehen wir, daß die zweite Hälfte derselben, die auf jenen Einschnitt folgt, einen steigenden Rhythmus zu haben scheint. Bezeichnen wir den Haupteinschnitt durch einen Strich:

–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ‖ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡,

so sehen wir die Caesur nach der dritten Arsis eintreten. Dadurch lehnt sich die folgende Thesis, welche eigentlich zu der dritten Arsis gehört, an die nächstfolgende vierte an, und es gewinnt den Anschein, als sei das Versmaß anapästisch und nicht daktylisch. In einigen Versmaßen haben sich mehrere Hauptcaesuren zur Geltung gebracht, die aber andere Fußcaesuren nicht ausschließen. Nur ist zu bemerken, daß ein Ueberfluß hierin dem Wohlklange eben so schadet wie der Mangel. Uebrigens unterscheidet man zwischen männlichen und weiblichen Caesuren: die männliche entsteht, wenn das Wort im Versfuße mit der Arsis, die weibliche, wenn dasselbe in der Thesis schließt. Der in Hermann und Dorothea nächstfolgende Vers zeigt eine solche weibliche Hauptcaesur:

Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß.

Die Hauptcaesur des dritten Fußes tritt hier nach dem Worte „Leben" ein, also nach der ersten Kürze der Thesis. Begreiflicher

Weise hat der Dichter namentlich in den Versmaßen, welche Hauptcaesuren an bestimmten Stellen verlangen, auf dieselben nicht bloß äußerlich, sondern auch in Bezug auf den Gedanken Rücksicht zu nehmen.

Den Gegensatz zu der Caesur bildet die Diäresis. Diese entsteht dadurch, daß am Ende eines bestimmten Versfußes auch das Wort endigt. Dadurch zerfällt der Vers in zwei Theile, welche aber an rhythmischem Klange gleich sind. Eine solche Diäresis zeigt z. B. der sogenannte Alexandriner, ein sechsfüßiger jambischer Vers, welchen namentlich die Franzosen sehr viel gebrauchen. In demselben tritt stets nach dem dritten Fuße die Diäresis ein; als Beispiel diene Rückert's Spruch:

So wahr du hier die Welt | nur kannst im Zwielicht sehn,
So wahr wird sie dir dort | in vollem Glanze stehn.

Endlich tritt es bisweilen ein, daß am Ende dieses Verses, oder da, wo die Verszeile aus zwei durch die Diäresis getrennten Hälften besteht, in der Mitte derselben ein Fuß nicht vollständig vorhanden ist. Dergleichen Verse nennt man katalektische, die vollständigen dagegen akatalektische. Durch die Katalexis entsteht eine Pause, ähnlich der musikalischen, indem der ausfallende Zeittheil stillschweigend ergänzt wird.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der vorzüglichsten Versarten über. Der ursprüngliche Grundsatz der deutschen Verskunst war die Zählung nach Hebungen, die Senkungen wurden wenig berücksichtigt. Deßhalb konnte ein Vers so viel Silben enthalten als Hebungen, so daß diese gar nicht von Senkungen begleitet waren. Wenn wir unsere heutige Sprache betrachten, so scheint uns eine solche Fülle von betonten Silben gar nicht vorhanden zu sein, und dieser Schein trügt auch nicht, da alle

unsere Flexionsendungen tonlos geworden sind. Den geraden Gegensatz hierzu bildet die althochdeutsche Sprache, welche sich durch einen großen Reichthum an betonten vollen Silben auszeichnete. Aber schon im Uebergange zum Mittelhochdeutschen (ungefähr im eilften Jahrhundert) fingen die Endungen an sich zu schwächen, was nicht ohne Einfluß auf die Versbildung bleiben konnte. Denn durch die Vermehrung der unbetonten Silben entstand die Nothwendigkeit, mehr Senkungen in den Vers aufzunehmen. Jedoch erhielt sich auch in der mittelhochdeutschen Sprachperiode das Gesetz des Versbaues nach Hebungen. In der neuhochdeutschen Sprache (seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) trat eine große Verwirrung in den Betonungsverhältnissen ein. Denn nachdem sich die Schluß- und Bildungssilben vollständig abgeschwächt hatten und namentlich das tonlose e überall eingedrungen war, fing man an alle Stammsilben zu dehnen, ein Bestreben, dem wir auch die Unordnung in unserer Orthographie zu danken haben. Natürlich hatte diese Veränderung auch auf den Versbau Einfluß, indem die weit zahlreicheren Senkungen Beachtung verlangten. Man dichtete zwar zunächst noch in der alten Weise fort, aber die Hauptstütze der alten Messung war verloren, und so kam es dahin, daß man im sechszehnten Jahrhundert die Silben nur zählte und an die Hebungen gar nicht dachte. Dagegen erhob sich der bekannte schlesische Dichter Martin Opitz und begann den Vers nach Füßen zu messen, indem er die antike Metrik zu Hülfe nahm. Seit jener Zeit erscheinen in unserer Verskunst die Bezeichnungen Länge und Kürze anstatt der alten Hebungen und Senkungen. Zugleich drangen viele ausländische Versmaße in unsere Sprache ein, die eine bewunderungswürdige Fähigkeit besitzt sich dieselben anzueignen. Aber der ursprüngliche deutsche,

nach Hebungen messende Vers fand seit Klopstock's Zeiten neue Pflege und ist in unseren Tagen, vorzüglich für kleinere epische Gedichte, wieder sehr beliebt geworden. Bisweilen aber und namentlich in der Lyrik versteckt sich hinter diese scheinbar leichtere Form der Mangel an formaler Durchbildung der Gedichte. Wir haben also zwei Hauptgattungen von Versen zu unterscheiden: solche, welche sich nach den älteren metrischen Gesetzen bilden und solche, welche auf der neueren antik-deutschen Metrik beruhen.

In den nach Hebungen gemessenen Versen können fallende und steigende Zeilen in demselben Gedichte auf einander folgen. Ebenso können zwei, ja drei Hebungen neben einander stehen ohne durch eine Senkung unterbrochen zu werden, und wiederum steht es frei zwischen jene mehrere Senkungen zu schieben. Dergleichen Verse stehen z. B. in der „Braut von Messina" von Schiller, wie in dem Chorgesange:

Durch die Stráßen der Stä́dte
Von Jámmer gefólget,
Schreítet das Únglück.

Hier finden sich in jedem Verse zwei Hebungen. Diese freiere Handhabung der deutschen Versmessung nach Hebungen und Senkungen ist aber nicht mit dem strengeren Versbau der älteren Gedichte, wie er uns z. B. im Nibelungenliede vorliegt, zu verwechseln. Die sogenannte Nibelungenstrophe besteht aus vier Langzeilen, von denen jede in zwei Theile, Halbzeilen genannt, zerfällt: sie enthält also im Ganzen 8 Halbzeilen. Die erste Hälfte jeder Langzeile hat drei Hebungen, mit klingendem Schlusse, die zweite drei mit stumpfem Schlusse, nur die letzte Hälfte der vierten Langzeile, kann auch vier Hebungen enthalten; zwischen den einzelnen Hebungen darf nicht mehr als eine Sen-

kung stehen, nur der ersten Hebung des Verses dürfen mehrere Senkungen vorausgehn. Der Reim ist so angewendet, daß sich die erste und zweite, die dritte und vierte Langzeile (also Halbzeile 2 und 4, 6 und 8) stumpf, d. h. in der letzten die Zeile schließenden Hebung reimen, wogegen der Reim der ersten Hälfte der Langzeilen seltener ist und wahrscheinlich späterer Zeit angehört. Die epische Kunstpoesie des Mittelalters zog die paarweise gereimten Kurzverse vor, die 4 Hebungen hatten oder drei mit überschlagender Silbe; diese erhielten später in ihrer Entartung den noch nicht hinreichend erklärten Namen „Knüttelvers." Streng genommen dürfte man nicht, wie man es wohl thut, die Reimprosa, welche sowohl in Bezug auf die Anzahl der Hebungen als auch in Betreff des Reimes ganz willkürlich verfährt, mit den Namen der Knüttelverse bezeichnen.

1) Wir gehen zu den nach Füßen gemessenen Versen über und beginnen hier mit den trochäischen. Die einfachste Verbindung von Trochäen zu einem Versmaße entsteht durch die Verdoppelung dieses Fußes zu einer Dipodie: — ◡ — ◡. Nach solchen Dipodien pflegte man in der antiken Metrik die jambischen und trochäischen Versmaße zu bestimmen. Die zweite Kürze der trochäischen Dipodie konnte mit einer Länge vertauscht werden, in jambischen Versmaßen gilt dasselbe von der ersten Kürze. Im Deutschen ist zwar auch auf eine möglichste Reinheit der Trochäen hinzuarbeiten, doch ist der Unterschied zwischen Spondeus und Trochäus, da wir nach der Betonung messen, weniger ausgebildet. Wenn ferner die classischen Sprachen sich in ihren Versen noch mehrerer anderer Versfüße bedienen können, weil sie an die Stelle der Länge zwei Kürzen setzen, so sind wir dieß nicht nachzuahmen im Stande. Uebrigens pflegen wir unsere Verszeilen nicht nach Dipodien, sondern nach den einzelnen Füßen zu

benennen und sprechen daher nicht von einem trochäischen Tetrameter, sondern von einem achtfüßigen trochäischen Verse.

Wir haben sehr verschiedenartige trochäische Verse, von denen die kleinsten zwei, die längsten acht Füße haben; als sehr gebräuchlich ist der vierfüßige trochäische Vers zu bezeichnen wie ihn z. B. Goethe in dem Liede braucht:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen,
Willst mich etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

In demselben Versmaße ist in der Glocke von Schiller die Schilderung der Feuersbrunst gedichtet:

Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile ꝛc.

Als ein Beispiel des fünffüßigen trochäischen Maßes diene die bekannte Elegie von Matthisson (Bd. 1, S. 236):

Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirbt.

Im sechsfüßigen Trochäus pflegt in der Mitte eine Diäresis einzutreten, z. B. in dem Verse von Platen:

Laß dich nicht verführen | von der Rose Düften.

Der achtfüßige Trochäus wird vollständig und auch mit katalektischem Schlusse gebraucht, das erste z. B. in dem bekannten Gedichte von Platen, das Grab im Busento (Bd. 2, S. 329):

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln klingt es wieder.

Er kommt aber auch mit der Katalexis am Ende des vierten Fußes vor, so daß die Verszeile aus zwei vierfüßigen Versen, einem katalektischen und einem akatalektischen, zusammengesetzt scheint. —

In Bezug auf alle trochäischen Verse ist zu bemerken, daß sie nicht ohne Vorsicht angewendet werden dürfen. Denn indem wir überall die Stammsilben betonen, erhält unser Wortaccent einen vorwiegend trochäischen Charakter. Es kann also sehr leicht der Wortaccent und der Versaccent völlig zusammenfallen und dadurch große Eintönigkeit entstehen.

Sehr häufig verbindet sich in unseren deutschen Versen mit dem Trochäus der Daktylus, so daß eine gemischte trochäisch-daktylische Gattung entsteht. Wir haben früher gesehen, daß diese beiden Versfüße in Bezug auf die Stellung der Arsis zur Thesis verschieden sind, indem im Trochäus die Hebung den doppelten Werth der Senkung hat, im Daktylus sich beide an Werth gleichen. Auf diese Weise scheint es unmöglich, daß der Daktylus in trochäischen Versmaßen, welche etwa dem Sechsachteltakt in der Musik entsprechen, gebraucht werden könne. Da es aber geschieht, so müssen wir annehmen, daß der Daktylus in diesem Falle eine andere Zeitdauer hat; man hat ihn in diesen Versen den flüchtigen Daktylus genannt. Dergleichen trochäisch-daktylische Rhythmen finden sich vielfach, theils in neugebildeten Zeilen und Strophen, theils in solchen, welche den alten Dichtern nachgebildet sind. Mißzubilligen ist es aber, wenn der Daktylus in trochäischen Versen ganz willkürlich an die Stelle des Trochäus tritt.

2) Die jambischen Verse. Dieß gebräuchlichste aller deutschen Versmaße läßt sich aus dem trochäischen dadurch ableiten, daß man den Auftakt (Anakrusis) davorsetzt. Es lassen sich daher alle jambischen Metren auf trochäische zurückführen.

Für den Vers eignet sich der Jambus ganz besonders, weil er weniger mit dem Wortaccente übereinstimmt und weil es ein in der Sache liegendes Bedürfniß ist, durch den Auftakt auf die folgende Verszeile vorzubereiten. Wir erwähnen hier folgende jambische Maße:

a) Sehr selten begegnen wir jambischen zweifüßigen Versen, häufiger schon dreifüßigen (Goethe), namentlich mit einer überzähligen Silbe, z. B.:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein.

Hier zeigen sich die zweite und vierte Zeile als reine dreifüßige Jamben, wogegen die erste und dritte auf die Arsis des dritten Fußes noch eine unbetonte Silbe folgen lassen. Diese Verse werden in der Metrik gewöhnlich hyperkatalektische genannt und sind bei dem Jambus sehr gebräuchlich; sie erklären sich am leichtesten, wenn wir die erste Silbe des Verses als Auftakt betrachten, wodurch dann die überzählige Kürze zur Thesis des letzten Trochäus wird.

b) Sehr gebräuchlich ist der vierfüßige jambische Vers; z. B.:

Wie kommt's, daß du so traurig bist —
Ein Veilchen auf der Wiese stand —
Was hör' ich draußen vor dem Thor —
Lenore fuhr um's Morgenroth. —

c) Der fünffüßige jambische Vers gehört gleichfalls zu den gebräuchlichsten Maßen und wird besonders in der dramatischen Dichtung in der Regel angewendet, seitdem ihn Lessing im Nathan an die Stelle des bis dahin gebrauchten und auch später noch bisweilen beibehaltenen Alexandriners setzte. Ebenso häufig begegnen

wir ihm in didaktischen Gedichten und in dem Sonette. Gewöhnlich ist dabei die Vertauschung des Jambus mit dem Spondeus in den vier ersten Füßen, seltener der Gebrauch des Anapäst, unstatthaft eigentlich die Verwendung des Trochäus im ersten Fuße, wie z. B. in dem Verse aus Schiller's Wilhelm Tell:

Meine Gedanken waren rein von Mord.

Durch Caesuren, namentlich in der Mitte des dritten oder vierten Fußes, gewinnt er an Wohlklang, indem der Rhythmus zu wechseln scheint; bisweilen tritt am Ende des zweiten Fußes eine Diäresis ein. Den ersten Fall zeigt Schiller's Vers:

Und fromme Ehrfurcht | schaffte mir mein Unglück —

Den Einschnitt sehen wir in dem Vers von Goethe:

Es will der Feind, | es darf der Freund nicht schonen.

Endlich liebt dieses Versmaß das Uebergreifen des Gedankens in den folgenden Vers, was man wohl Enjambement genannt hat, und wovon unsere dramatischen Dichtungen zahlreiche Beispiele zeigen.

d) Der sechsfüßige Jambus (im Griechischen Trimeter, im Lateinischen Senarius genannt) besteht aus drei jambischen Dipodien und nimmt in den alten Sprachen durch die Auflösung seiner Längen mannigfaltige Gestalten an. Im Deutschen haben ihn Schiller und Goethe in einzelnen Stellen, mit besonderer Kunst Platen angewendet; die Stelle jedoch, welche dieser Vers in der antiken Dichtung einnahm, wo er z. B. für den Dialog im Drama verwendet wurde, hat er bei uns nie erlangt. Aus diesem Versmaße ist der sogenannte Alexandriner entstanden, welcher durch die Diäresis am Ende des dritten Fußes in zwei gleiche Theile zerfällt. Dieses Versmaß bildet seit dem sechszehnten Jahrhundert die Hauptform für alle französischen Gedichte.

Bei uns herrschte er auch längere Zeit, insbesondere auf der Bühne, hat aber dem fünffüßigen Jambus weichen müssen. In der Regel wird der Alexandriner in Verbindung mit dem Endreim gebraucht, und dadurch die ohnehin schon große Eintönigkeit noch erhöht.

c) Erwähnen wir hier den Vers, welchen man den neueren Nibelungenvers genannt, aber mit Unrecht aus dem Alexandriner abgeleitet hat, indem er vielmehr auf die ältere Nibelungenstrophe zurückweist; jedoch hat man sich bei der Nachahmung derselben manche Freiheiten erlaubt. Er ist in der neueren epischen Dichtung vielfach angewendet worden z. B. von Uhland in dem bekannten Gedichte „des Sängers Fluch“:

Und rings statt duft'ger Gärten | ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, | kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet | kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! | das ist des Sängers Fluch.

f) Noch anführen läßt sich der sieben- und achtfüßige Jambus, welche indeß beide seltener vorkommen; in der Regel tritt bei ihnen nach dem vierten Fuße eine Diäresis ein.

Sowie sich in die trochäischen Versmaße der Daktylus Eingang verschafft hat, hat sich zum Jambus der Anapäst gesellt. Dieser ist fast in alle jambische Verse, am wenigsten noch in die fünffüßigen des Drama's eingedrungen.

3) Daktylische Versmaße. Hier haben wir zwei Versmaße zu erwähnen, welche antiken Ursprungs auch bei uns vielfach angewendet werden, der Hexameter und Pentameter, welche in ihrer Verbindung Distichon genannt werden und von denen nur der erste selbständig gebraucht werden kann.

a) Der Hexameter lautet folgendermaßen:

–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ || ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡.

Er ist ein sechsfüßiger daktylischer katalektischer Vers; in den ersten vier Füßen tritt der Spondeus regelmäßig, im fünften nur ausnahmsweise, im sechsten der Trochäus ein. Nach der dritten Arsis hat er eine Hauptcaesur; wir haben oben in dem Schema die männliche Hauptcaesur, d. h. die in der Arsis liegende bezeichnet und diese ist auch die gebräuchlichste (die heroische). Doch kann sie auch nach erster Kürze des dritten Fußes eintreten, in welchem Falle man sie weiblich nennt, und ferner kann sie aus dem dritten in den vierten Fuß übergehen. Den Hexameter brauchten die Alten vorzüglich in ihren Heldengedichten (Homer), und auch im Deutschen ist er zu diesem Zwecke verwendet worden (Klopstock's Messias). Was seine Bildung für uns erschwert, ist unser Mangel an Spondeen; daher haben unsere Dichter sich häufig die Anwendung des Trochäus gestattet und dadurch den Hexameter nicht selten entstellt.

Der Pentameter hat folgendes Maß:

–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́ || –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –́.

Obgleich Pentameter soviel als Fünf-Maß heißt, ist dieser Vers doch gleichfalls ein sechsfüßiger und besteht aus zwei miteinander verbundenen katalektischen daktylischen Dipodien. Nach der dritten Arsis findet regelmäßig eine Diäresis statt und die beiden Daktylen der zweiten Hälfte dürfen nicht in Spondeen verwandelt werden. Der Pentameter kommt einzeln nie vor, sondern nur in Verbindung mit dem Hexameter, welche Verbindung das elegische Versmaß genannt wird (z B. Goethe, „Alexis und Dora“ Bd. 1, 121).

4) Anapästische Verse kommen im Deutschen, außer in Uebersetzungen, höchst selten und in der Regel nur in Verbindung mit Jamben vor.

Wenn sich eine Reihe einzelner Verse nach Inhalt und Form zu einem Ganzen verbindet, so nennen wir dieses eine Strophe. Die strophische Gliederung der Verse hat sich besonders in der lyrischen Poesie ausgebildet, während die epische, mit Ausnahme der kleineren Gedichte wie z. B. der Ballade, die stichische Gliederung vorzieht, d. h. in Versen, nicht in Strophen dichtet. Wir haben zwischen zwei verschiedenen Arten von Strophenbildung zu unterscheiden: zwischen der modernen und antiken; die antike Strophe zeichnet sich durch eine kunstvolle rhythmische Architektonik aus und entbehrt dafür den Endreim. Dagegen ist der Bau der modernen Strophe viel einfacher und bedient sich des Endreimes als eines Hauptbindemittels. Was zunächst die deutsche Strophe betrifft, so galt früher in derselben das Gesetz der Dreitheiligkeit. Zwei sich gleichende Theile, die man Stollen nannte, weil sie den Pfeilern gleichen, auf denen ein Bau ruht, gingen als Aufgesang voran und ihnen folgte ein dritter ungleicher Theil, Abgesang genannt. Dieses Gesetz der Dreitheiligkeit hat sich aus dem Bewußtsein der neuern Dichtung verloren, indem man die Strophen nach dem zu Grunde gelegten Versmaß, der Anzahl der Zeilen und nach dem Reime bezeichnet. Es kehren also die schon erwähnten Hauptversmaße, namentlich das jambische und trochäische, in der Strophe wieder, die Zahl der Zeilen aber ist eine sehr verschiedene, indem man Strophen von zwei bis zu zwölf Zeilen hat. Es ist darum nicht räthlich dieselben einzeln aufzuführen, dagegen bedarf der Reim einer näheren Betrachtung.

Der Reim überhaupt ist ein Gleichklang. Gleichklang aber kann stattfinden entweder zwischen Konsonanten oder zwischen Vokalen oder auch zwischen beiden zugleich. Als die älteste Art solches Gleichklanges begegnet uns in der deutschen Dichtung die

Alliteration, auch Stabreim genannt. Diese besteht in dem Gleichlaute der Buchstaben, mit welchem mehrere der am stärksten betonten Silben eines Verses anheben, wobei die Vokale gleiche Bindefähigkeit haben. Gewöhnlich vertheilen sie sich in der Langzeile so, daß in der ersten Hälfte derselben ein oder zwei alliterierende Silben (Stollen genannt) stehen, in der zweiten nur eine (der Hauptstab); doch erleidet diese Regel mannigfache Ausnahmen. Beispielsweise setzen wir die ersten Zeilen des alten Hildebrandsliedes her (mitteldeutsch, in einer aus dem achten Jahrhundert stammenden Handschrift erhalten, selbst aber jedenfalls weit älter), welche also lauten:

Ik gihôrta dhat seggen,	Ich hörte das sagen,
dhat sih *u*rhêttun	Daß sich erhießen (herausforderten)
***œ*nôn muottin**	Zu einem Zweikampfe
***H*iltibraht enti *H*adhubrant**	Hiltibracht und Hadhubrant
untar *h*erjun tuêm.	Zwischen Heeren zweien.

Länger als in Deutschland hat sich die Alliteration in der altnordischen Poesie erhalten.

Schon im neunten Jahrhundert gesellte sich zu der Alliteration der Endreim, der sie bald ganz und gar verdrängte. Daß die Alliteration nicht bloß eine künstliche Form, sondern in der Natur unserer Sprache begründet ist, das beweisen zahlreiche volksthümliche Redensarten, wie z. B. durch Dick und Dünn, Leid und Lust, Sing und Sang u. s. w. Dennoch kann es, nachdem einmal der Reim zur Herrschaft gelangt ist, nicht als räthlich bezeichnet werden, die alliterierende Form wieder in größerem Maßstabe zurückzuführen. Dergleichen Versuche werden, als künstliche, erfolglos bleiben. Zweitens haben wir die Assonanz (= Gleichklang) zu erwähnen, welche in dem Gleichklange der Vokale betonter Silben besteht. Zu einer durchgrei-

fenden Anwendung gelangte die Assonanz in der deutschen Literatur nicht, indem sie im Anfang, als die Kunst des Reimens noch nicht ausgebildet war, als Vertreterin des Reimes auftrat, später aber nur aus willkürlicher Formspielerei und um fremde (spanische) Muster nachzuahmen gebraucht wurde. Dagegen ist ihr, wenn sie neben dem Reime, oder auch in der reimlosen Dichtung als Mittel der Darstellung angewendet wird, eine bedeutende Wirksamkeit nicht abzusprechen.

Zur vollen Geltung kommt der Gleichklang erst in dem wirklichen Reim, der in dem Gleichklang von Vokalen und Konsonanten besteht, so daß zwei oder mehrere Wörter von dem Vokale der letzten betonten Silbe an sich gleichen. Obwohl aber die Verwendung desselben sich kunstmäßig ausgebildet hat, ist der Reim nicht blos eine Kunstform, sondern in dem Wesen und Bedürfniß der Sprache begründet. Dafür spricht nicht bloß sein hohes Alter, die Unmöglichkeit anzugeben, wann er eigentlich zuerst vorkommt, das Beispiel anderer Sprachen, sondern auch der volksthümliche Ausdruck, der sich sehr oft reimender Zusammenstellungen bedient (Rath und That, Gut und Blut rc.)

Hauptforderung bei dem Reime ist seine Reinheit, d. h. daß sich die betreffenden vokalischen und konsonantischen Laute wirklich gleichen. Unrein sind Reime wie Buch und Spruch, blasen und lassen, reden und beten, theilen und heulen rc., die wir selbst bei unseren vorzüglichsten Dichtern nicht selten antreffen. Im Ganzen kann aber die Leichtfertigkeit, mit der im Reim verschiedene Klänge zusammengeworfen werden, nicht nachahmungswürdig sein.

Die Reime zerfallen in zwei Hauptarten: in männliche (oder stumpfe), wenn sie auf einer Hebung ohne nachfolgende Senkung beruhen z. B. Mann — kann, Spiel — Ziel rc., und in weib-

liche, wo der Hebung noch die Senkung folgt, z. B. lassen — hassen; mündlich — stündlich ꝛc. Daneben spricht man auch von gleitenden Reimen, in denen der Hebung zwei Senkungen folgen (daktylische Reime), z. B. sterblichen — erblichen ꝛc., von gleichen (identischen) Reimen, welche in der Wiederholung desselben Wortes bestehen, von dem reichen Reime, wenn außer dem Schlußworte noch ein anderer Reim vorangeht, sowie endlich von den Doppelreimen, wo sich der Gleichklang auf mehrere Hebungen erstreckt.

Auch beschränkt sich der Reim nicht auf seine Stellung am Schlusse des Verses, sondern tritt auch am Anfange und in der Mitte als Anfangs- und Binnenreim auf; doch beruht diese Anwendung mehr auf einer Formspielerei. Was dagegen die Endreime betrifft, so erscheinen diese mit der Absicht die Verse zu verbinden, in folgenden Stellungen:

a) als gepaarte Reime nach dem Schema: a a, b, b b oder auch a a a, b b b ꝛc.;

b) als gekreuzte Reime nach dem Schema: a b a b; dieß ist die gebräuchlichste Weise;

c) als umklammernde und eingeschlossene nach dem Schema: a b b a;

d) als verschränkte Reime: a b c, a b c.

Bisweilen wechseln auch reimlose mit gereimten Zeilen ab, ein in der neueren Lyrik sehr beliebter Gebrauch.

Es leuchtet Jedem ein, daß die Verwendung und Behandlung des Reimes nicht bloß äußere formale, sondern auch innere ästhetische Gesichtspunkte zuläßt, indem er bei richtigem kunstverständigem Gebrauche ein vorzügliches Mittel poetischer Darstellung wird. —

Zum Schlusse mögen noch einige antike und moderne Versmaße besondere Erwähnung finden:

1) antike Maße, welche in das Deutsche eingebürgert oder wenigstens häufig nachgeahmt worden sind. Unter ihnen steht obenan das schon erwähnte

Distichon, die Verbindung von Hexameter und Pentameter, nach folgendem Schema:

—́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ | ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑

—́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ || —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́.

Die sapphische Strophe (von der griechischen Dichterin Sappho, 568—628 v. Chr., aus Mytilene auf Lesbos); bildet sich nach diesem Muster:

— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏓;

sie besteht aus dem dreimal wiederholten sapphischen und dem adonischen Verse. Diese Form ist von Platen öfters angewendet worden (z. B. Bd. 2, S. 336 unsrer Sammlung).

Die alkäische Strophe (von dem griechischen Dichter Alkaeos, um 612 v. Chr., gleichfalls auf Lesbos) mit folgendem Schema:

⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
⏑ — ⏑ — ⏓ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑,

zusammengesetzt aus zwei alkäischen Versen, einem Verse bestehend aus 4 Trochäen mit Auftakt und einer daktylisch-

trochäischen Tetrapodie (von Klopstock mehrfach gebraucht). Diese Strophe zeichnet sich durch ihre künstlerische Durchbildung vor allen andern aus, indem Vers 3 als Erweiterung der ersten Hälfte von Vers 1 und 2, Vers 3 als Erweiterung der zweiten Hälfte jener Verse erscheint.

Die asklepiadeische Strophe (von dem griechischen Dichter Asklepiades), also lautend:

— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — ◡
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —,

zusammengesetzt aus dem gereimt wiederholten asklepiadeischen, dem pherekratischen und dem glykonischen Verse. Asklepiadeische Maße hat auch Schiller gebraucht.

2) Moderne Formen, namentlich südlicher Abstammung: Das Sonett (Klanggedicht, von sonare klingen) besteht aus 14 fünffüßigen jambischen Versen, welche sich in zwei Strophen zu vier und zwei zu drei Versen abtheilen. In den beiden vierzeiligen Strophen wechseln zwei Reime, in den dreizeiligen können zwei oder drei Reime vorkommen (Goethe, Schlegel, Platen, Rückert, Geibel).

Die Terzine besteht aus drei fünffüßigen Jamben mit folgender künstlicher Reimverbindung:

a b a
b c b
c d c
d e d, so daß immer der mittlere Reim der vorhergehenden Terzine den Hauptreim der folgenden angiebt (vergl. Chamisso's „Salas y Gomez“ Bd. 1, S. 450).

Die Stanze besteht aus 8 fünffüßigen Jamben mit dreifachem Reime, in der Folge: a b a b a b a, ist namentlich im modernen Epos viel gebraucht worden, z. B. von E. Schulze, Bd. 2, S. 124. (In dem italienischen Epos unter dem Namen Ottave rime vielgebraucht).

Das Ghasel (Gasel) besteht aus zweizeiligen Strophen, deren Zahl eigentlich nicht über 17 betragen soll. Die beiden ersten Zeilen sind gepaarte Reimzeilen und weiterhin müssen alle gleichen Zeilen diesen Reimklang haben oder die Schlußworte der ersten Zeile wiederholen, während die ungleichen Zeilen reimlos bleiben (vergl. Platen Bd. 2, S. 550 f.)

Die Makame, orientalische Form, verbindet ungebundene Verse von verschiedener Länge durch den Reim (vergl. Rückert Bd. 2, S. 188.)

Literarhistorische Uebersicht.

Die deutsche Sprache gehört zu dem indo-germanischen Sprachstamme, der außer ihr noch die griechische Sprache, die lateinische mit den aus ihr entsprungenen romanischen Sprachen, die slavischen Sprachen, die altpreußische und die keltische Sprache umfaßt. Sie selbst zertheilt sich in folgende Zweige: 1) die gothische Sprache (die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas 318 bis 388); 2) die altnordische Sprache mit der aus ihr abgeleiteten dänischen und schwedischen; 3) die niederdeutschen Sprachen: Altsächsisch (jetzt Plattdeutsch), Niederländisch (Holländisch), Angelsächsisch (Englisch), Friesisch; 4) die hochdeutsche oder oberdeutsche Sprache. Der letztgenannte Zweig der deutschen Sprache

ist derjenige geworden, in welchem das geistige Leben des deutschen Volkes seit 1000 Jahren sich am reichsten offenbart hat; die hochdeutsche Sprache hat sich als die Sprache der deutschen Literatur entwickelt. Dieß geschah in drei Hauptsprachperioden, von denen die erste, die althochdeutsche, vom 7. Jahrhundert bis auf das Jahr 1000 reicht, die zweite, die mittelhochdeutsche, sich bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts erstreckt, endlich die dritte, die neuhochdeutsche, von da ab bis auf unsere Tage sich fortsetzt. Die Grenzen dieser einzelnen Sprachperioden sind nur annäherungsweise zu bezeichnen, da sowohl vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, als von diesem zu unserer jetzigen neuhochdeutschen Sprache nur allmählicher Uebergang stattfand. Die hochdeutsche Sprache hat sich als Schriftsprache und als die gebildete Umgangssprache bei allen deutschen Völkern ausgebildet, während die Volksdialekte theils in manchen Stücken noch auf der Stufe des Mittelhochdeutschen stehen, theils unmittelbar mit dem Niederdeutschen zusammenhängen; es wird darum in dem Anhange, welcher eine Auswahl der neuern mundartlichen Dichtungen bringt (Bd. 3) der geeignetste Ort sein, über die sprachhistorische Entwicklung die zum Verständniß unumgänglich nöthigen Bemerkungen zu geben.

Unter Literatur (von litera der Buchstabe eigentlich = Buchstabenschrift) verstehen wir die Gesammtheit der in Sprache und Schrift niedergelegten Geisteserzeugnisse eines Volkes; die deutsche Literatur umfaßt also alle diejenigen Schriftwerke, in denen das geistige und gemüthliche Leben des deutschen Volkes sich geoffenbart hat. In dieser allgemeinen Bedeutung wird weder auf den Inhalt noch auf die Form dieser Schriftwerke eine Rücksicht genommen. Indessen hat sich der Begriff Literatur im gewöhnlichen Gebrauche bedeutend verengt, indem man darunter zumeist

nur die poetischen Erzeugnisse versteht und von den prosaischen Werken nur diejenigen dazu rechnet, die sich durch eine nach den Gesetzen der Schönheit durchgebildete Form auszeichnen. So heißt bei uns sehr häufig einfach Literatur das, was wir streng genommen mit dem Ausdrucke poetische Literatur bezeichnen sollten. Die Literaturgeschichte wird demnach die Aufgabe haben, nachzuweisen, auf welche Weise sich das geistige Leben eines Volkes, insofern es sich in Schriftwerken kundgegeben, im Verlaufe der Zeiten entwickelt, welche Richtungen es eingeschlagen, welche Einwirkungen es empfangen hat, und welche Einflüsse hinwiederum von ihm ausgegangen sind. Beschränken wir uns hier, wie es schon der Inhalt dieses Werkes bedingt, auf den engern Begriff der Literatur, so zeigt die deutsche Literaturgeschichte die innere und äußere Entwicklung des deutschen dichterischen Geistes, wie derselbe in den poetischen Erzeugnissen unsres Volkes seinen eigenthümlichen Ausdruck gefunden hat. Alle geschichtliche Darstellung begrenzt sich aber nach Perioden, d. h. nach größeren Abschnitten, deren Anfang und Ende von Epoche machenden (ἐποχή eigentlich = Hemmung, Einhalt) Ereignissen oder Persönlichkeiten gebildet wird. Die deutsche Literaturgeschichte zeigt folgende Hauptperioden:

1) Die Anfänge der deutschen Literatur; von den ältesten Zeiten bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts.

2) Die Poesie des Mittelalters; vom Anfange des 12. bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. (Blüthe der deutschen epischen Nationaldichtung, Ritterpoesie, Verfall derselben).

3) Das Zeitalter der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung und die Entwicklung der gelehrten Prosaliteratur (neuhochdeutsche Sprache, Reformation, Anfänge des Drama's); bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

4) Die Zeit der Gelehrtenpoesie und der fremdländischen Einflüsse; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

5) Die Zeitalter der klassischen Literatur; von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.

6) Die neueste Zeit; von 1830 — — — —; ein der geschichtlichen Darstellung nur theilweise zugänglicher, weil noch nicht zu übersehender Abschnitt.

[Unsere Dichterhalle enthält die vorzüglichsten Dichter der beiden letzten Perioden, die der verstorbene Herausgeber unter dem Namen des neunzehnten Jahrhunderts eigentlich nicht zusammenfassen durfte, weil diese Bezeichnung sich weder äußerlich noch innerlich rechtfertigt. Wir müssen daher, um denen, welche sich unsrer Sammlung bedienen, ein Gesammtbild der Literaturperiode, welche von ihr vertreten wird, zu geben, auf das 17. Jahrhundert, also auf den Beginn der vierten Periode zurückgehen.]

[Wenn sich der mit der Geschichte unserer deutschen Literatur weniger Vertraute an den Meisterwerken der drei großen Söhne des 18. Jahrhunderts, Lessing's, Goethe's und Schiller's, erquickt und erhebt, so möchte er leicht glauben, unsre deutsche Literatur habe zu allen Zeiten einem Garten, reich an Blüthen und Früchten, geglichen und sei nimmer öde und wüst gewesen. Und doch ist es gerade die Periode, welche unserer zweiten klassischen vorangeht, die des 17. Jahrhunderts und des ersten Theiles des folgenden, welche sich durch Unfruchtbarkeit und eine verkehrte Geschmacksrichtung in demselben Grade auszeichnet, wie das folgende Zeitalter reich an schöpferischen und bahnbrechenden Persönlichkeiten war.] Das 17. Jahrhundert, nicht minder wichtig durch seinen Einfluß auf die politische Geschichte Deutschlands, bildet die Scheidelinie für unsre ältere und neuere Literatur.

Zwar zeigt es auf die Wege hin, deren Verfolgung später den Höhepunkt unsrer neueren Dichtung erreichen ließ, aber es bedurfte eines mühsamen und oft durch gar unpoetische Haiden führenden Pfades, um bis zur klassischen Poesie der oben genannten Dichter hindurchzudringen. Im Allgemeinen bezeichnet sich als das Princip der neuen Zeit im Gegensatz der alten das Streben nach einer Verschmelzung fremder poetischer Elemente mit den deutschen. Zunächst erlosch das nationale Leben der Poesie, wie es im 16. Jahrhunderte sich noch so reich und frisch in dem Volksliede erhalten hatte, und fremde Einflüsse unterjochten die Literatur, nicht minder wie das politische und sociale Leben ihren Einwirkungen erlag. Und es war nicht das wirklich Nachahmungswerthe, welches diese Herrschaft ausübte, sondern man vergriff sich sowohl in Ansehung des Antiken, wie des Modernen, indem man sich auf das Studium und das Nachahmen spätlateinischer und schlechter französischer Dichtungen beschränkte. Erst nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts begann sich der Umschwung vorzubereiten, indem man andere Muster der Nachahmung aufstellte und namentlich auf die englische Literatur anstatt auf die französische, auf die echte Antike anstatt der matten Ausläufer der römischen Literatur hinwies. Aus dieser zunächst kritischen Reaktion erhob sich dann, zugleich mit einem neu erwachten nationalen Elemente, jedoch ohne dieses wieder in seine alten vollen Rechte einzusetzen, die klassische Periode des 18. Jahrhunderts, auf die die neueste Zeit wieder mit der Sehnsucht nach einer Erneuerung solches Glanzes, aber auch mit dem Bewußtsein, von Neuem zu wenig ersprießlichen Richtungen abgefallen zu sein, zurückblicken muß.

Die poetische Literatur des 17. Jahrhunderts ging von der Gelehrsamkeit aus, welche sich im 16. Jahrhundert siegreich aus-

gebildet hatte. Martin Opitz von Boberfeld aus Bunzlau (1597—1639) beginnt das neue Zeitalter.

Der geringe dichterische Werth seiner Produkte steht in argem Mißverhältnisse zu dem unbegrenzten Ansehen, das ihm die Zeitgenossen zollten und das ihm sogar die Dichterkrone aus Kaisers Hand brachte: zugleich wirft dieser unmäßige, in Bezug auf den poetischen Gehalt seiner Gedichte unverdiente Ruhm ein trauriges Licht auf den Zustand unserer Literatur vor Opitz. Das Gelegenheitsgedicht, welches die Gunst der Großen gewinnen half, das beschreibende Gedicht, das zu weitschweifigen und geschmacklosen Schilderungen führte, das lehrende Gedicht, welches der Poesie einen praktischen Zweck unterlegte, wurden durch ihn und seine zahlreichen Anhänger gepflegt. Will man ihm ein Verdienst zugestehen, so kann es nur das sein, daß er die poetische Form wieder herzustellen wußte. Dieß that er vornehmlich durch Begründung einer neuen Metrik; in dieser Beziehung lebt sein Einfluß noch bis auf den heutigen Tag fort (die deutsche Poeterei 1624). Denn seit Opitz messen wir unsere Gedichte nicht, wie es in den früheren Zeiten der Fall war, nach Hebungen, sondern nach Hebungen und Senkungen, welche regelmäßig abwechseln, wie in den antiken Versmaßen Längen und Kürzen. Eine Wiederherstellung der Ordnung im Versbau war nothwendig geworden, nachdem man im 16. Jahrhunderte so weit gekommen war, die Silben der einzelnen Verse ohne Rücksicht auf Hebung und Senkung zu zählen, und daß Opitz diese Wiederstellung bewirkte, muß ihm als Verdienst angerechnet werden. Weniger zu Danke sind wir ihm verpflichtet, daß er in unsre accentuierende Sprache das quantitierende System der griechischen und römischen Sprache einführte, wenn er auch selbst noch nicht alle antiken Versfüße und Versmaße zuließ, sondern

sich sogar z. B. gegen den Daktylus nachdrücklich erklärte. Indessen darf auch nicht übersehen werden, daß das Gesetz des mittelhochdeutschen Versbaues für die neuhochdeutsche Sprache, welche die alten Quantitätsverhältnisse aufgegeben hatte, nicht mehr anwendbar war. In der Wahl des Hauptversmaßes war Opitz nicht glücklich, denn er brachte den französischen Alexandriner zu uns herüber mit aller seiner Eintönigkeit und Langweile. An Opitz schließt sich die sogenannte erste schlesische Schule an, wie denn diese Zeit überhaupt reich an Dichterschulen und poetischen Gesellschaften ist; ihre vorzüglichsten Repräsentanten sind Paul Flemming (1609—1640), der beste Lyriker dieser Zeit, Andreas Gryphius (1616—1664), der Begründer des neuen unvolksmäßigen Drama's, und der Epigrammatiker Friedrich von Logau (1604—1655), den seine Zeit so vernachlässigte, daß es Lessing vorbehalten blieb auf ihn aufmerksam zu machen. An die erste Schule schließen sich die Königsberger Dichter an, von denen Simon Dach (1605—1659) der bekannteste ist, sowie der holsteinische Pfarrer Johann Rist (1607—1667), der Gründer des Schwanenordens, mit seinen sich um ihn schaarenden Freunden. Ueber Opitz hinausgehend und schon auf die geschmacklosen Uebertreibungen der zweiten schlesischen Schule vorbereitend dichtete die Nürnberger Gesellschaft der Pegnitzschäfer, auch der Blumenorden genannt, angeführt von Georg Philipp Harsdörffer (1607—1659), der durch die Erfindung des Nürnberger Trichters berühmt geworden ist (der poetische Trichter, eine Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen) und Johann Klai (1616—1656). Endlich gehört hierher noch die deutsch gesinnte Genossenschaft oder die Rosengesellschaft des Philipp von Zesen (1619—1689), der sich gleichzeitig um die Reinigung der deutschen Sprache bis in's Abenteuerliche be-

mühte und die künstlichsten ausländischen Formen in dieselbe einzuführen suchte.

Neben und zwischen den beiden schlesischen Dichterschulen sind noch einige Dichter zu nennen, welche sich größere Unabhängigkeit bewahrten. Unter ihnen stehen die Dichter des evangelischen Kirchenliedes voran, wie denn überhaupt dieses Gebiet das einzige ist, welches im 17. Jahrhunderte sich eines wirklichen Blüthezustandes erfreute. Hier sind zu erwähnen: Paul Gerhard (1607 bis 1676), Georg Neumark (1621—1681), Johann Francke (1618—1677), der schon angeführte Rist, Rinckhart (1586—1649), Heermann (1585—1647). Ebenfalls wesentlich selbständige Erscheinungen sind der Jesuit Friedrich von Spee (1592—1635), der Bekämpfer der Hexenprocesse und Dichter der „Trutz Nachtigall", und der Schlesier Joh. Scheffler (Angelus Silesius) (1624—1677), der Dichter trefflicher geistlicher Lieder, sonst Anhänger des Böhme'schen mystischen Pantheismus. Noch verdienen die Satiriker Laurenberg (1591—1659) und Balthasar Schuppius (1610—1661), sowie der Verfasser des berühmten Romans aus dem dreißigjährigen Kriege, des Simplicissimus, Samuel Greifensohn von Hirschfeld (1622—1669?) Erwähnung.

Die zweite schlesische Schule steigerte das Rhetorische und Formale der ersten bis zu geschmackloser und schwülstiger Uebertreibung: es trat ein falsches Pathos, eine Unnatur ein; die sich selbst vernichten mußte. Als die Anführer dieser Dichtergruppe sind Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und der ihn an Schmutz und Unsauberkeit noch weit übertreffende Caspar von Lohenstein (1635—1683) berühmt geworden. Hatte aber in Letzterem die Geschmacklosigkeit und Uebertreibungssucht ihren Höhepunkt erreicht, so konnten auch die Gegenbewegungen nicht ausbleiben. In Sachsen wies Chr. Weise (1642—1708)

auf Einfachheit und Natürlichkeit hin, aber das Verdienstliche dieses Strebens ward durch die nüchterne und prosaische Auffassung des Wesens der Poesie beeinträchtigt, an der die sächsischen Dichter, welche Vilmar nicht mit Unrecht Wasserpoeten nennt, leiden. Das Dichten sollte handwerksmäßig erlernt und nur als angenehme Nebenbeschäftigung betrieben werden. So erstanden eine Reihe von Dichtern, deren platte und triviale Reimereien freilich Nichts von Ueberschwang, aber noch weniger von echter Poesie aufzuweisen hatten. Dagegen gehört dieser Zeit eine Persönlichkeit an, welche durch ihr trauriges selbstverschuldetes Lebensgeschick wie durch die Fülle dichterischer Begabung, welche in jenem und durch jenes zu Grunde ging, unsre Theilnahme in Anspruch nimmt. Es ist dieß Chr. Günther aus Stricgau in Schlesien (1695—1723), dessen Gedichte an Wärme und Lebendigkeit die meisten Erzeugnisse dieser Periode weit übertreffen. Nächst diesem können noch Benjamin Neukirch (1665—1729), und Christian Gryphius, des Andreas Sohn, (1649—1706) als selbständigere Erscheinungen bezeichnet werden, indem sie sich weder der schlesischen Schwülstigkeit noch der sächsischen Wässrigkeit ganz hingaben. Bedeutender aber war die Opposition, welche gegen die eben bezeichneten Richtungen Christ. Wernicke (1660—1720?) erhob, der in seinen Epigrammen die Lohensteiner und die Schulpoeten rücksichtslos angriff. Es entspann sich ein heftiger Streit, indem mehrere Schriftsteller, wie Postel und Hunold, sich gegen Wernicke zur Wehre setzten. Aber ihr Ansehen, namentlich das Lohenstein's war gebrochen, wenn sich auch zunächst nur eine negative Wirkung zeigte: man begann einen andern Inhalt der Poesie zu suchen, der freilich nicht so bald gefunden wurde. Poetisch bedeutender als Wernicke ist noch Fr. Ludw. Frhrr. von Canitz (1654—1699), dessen Gedichte erst

nach seinem Tode (1700) bekannt wurden. Während Wernicke und Canitz auf die Franzosen, insbesondere auf Boileau hinwiesen, richtete der Hamburger Rathsherr Heinrich Brockes (1680—1747) sein Augenmerk auf die englische Literatur, in dieser besonders auf Thomson, dessen „Jahreszeiten" er selbst übersetzte. Brockes lehnt sich an die Ansichten jener an, geht aber über sie hinaus, indem er der Dichtung einen Inhalt zu gewinnen sucht: in dieser Absicht ergriff er die Naturwissenschaft und schrieb eine lange Reihe detaillierter und oft ermüdender, übrigens von frommem Sinne getragener Naturbetrachtungen („Irdisches Vergnügen in Gott"). Ihm schloß sich anfänglich Friedrich von Hagedorn (1708—1754) an, der Fabeldichter, welcher schon entschiedener als Vorläufer einer neuen Zeit auftritt; er brach der anakreontisch-horazischen Poesie der Grazien Bahn, die später in Wieland ihren Höhepunkt erreichte. Noch ist hier der erst in neuerer Zeit vollständig gewürdigte Satiriker Christian Ludwig Liscow (1701—1760) zu nennen, der zu den besten deutschen Satirikern gehört. Endlich ist noch des Dichters Albrecht von Haller (1708—1777) zu gedenken, der sich gleich wie Brockes den Engländern und der naturbeschreibenden Richtung („die Alpen") zuwandte, aber auch philosophischen Betrachtungen, wie sie der durch Leibnitz (1646—1716) bewirkte Aufschwung der deutschen Philosophie ihm eingab, poetischen Ausdruck verlieh.

Wir stehen mit den zuletzt genannten Dichtern bereits in dem 18. Jahrhunderte und zwar schon an der Schwelle des neuen Zeitalters, mitten in der Vorbereitungszeit. Diese selbst ward wesentlich durch einen Streit heraufbeschworen, welcher von Leipzig ausging; die zuletzt angeführten Schriftsteller nahmen an demselben, obwohl der neueren Zeit sich zuneigend, keinen unmittelbaren Antheil. Der Mann aber, welcher einer neuen Ge-

schmacksrichtung und Dichtungstheorie wider seinen Willen Eingang verschaffte, indem er eine gewaltige Opposition gegen die von ihm lange Zeit ausgeübte Diktatur heraufbeschwor, war der Leipziger Professor Joh. Christoph Gottsched (1700—1766). Er gehört zu den merkwürdigsten und einflußreichsten Persönlichkeiten, welche die deutsche Literaturgeschichte aufzuweisen hat; zugleich ist er von der Nachwelt nicht weniger reichlich mit Tadel und Schmähworten überhäuft worden, als er den größten Theil seines Lebens hindurch fast unbegrenztes Ansehen genoß. Es geziemt uns an seinen immerhin nicht unbeträchtlichen Verdiensten nicht gleichgültig vorüberzugehen: denn wie verkehrt auch seine Ansichten zumeist waren, und wie prahlerisch sein Gebaren, er hat doch der deutschen Dichtung Ansehen, Form und Regel wieder erobert. Daß er dagegen die französische Tragödie uns als Muster aufstellte, daß er den Hanswurst durch die Schauspielerin Neuber (1737) verbrennen ließ, anstatt diese Volksfigur uns veredelnd zu erhalten, daß er die Dichtkunst in Regeln einzuengen versuchte und eine Sprachlehre aufstellte, die das erste Erforderniß, Kenntniß der Sprache, nicht erfüllte: dafür haben wir ihm freilich nicht Dank zu wissen. Gottsched steht noch entschieden auf der Meinung, daß der Verstand und die Regelkenntniß die Quelle der Dichtkunst sei: dadurch bezeichnet er sich als der früheren Periode angehörig. Aber gerade auf diesem Punkte, der nothwendigerweise eine andere Auffassung finden mußte, wenn ein ersprießlicher Fortschritt in der Literatur ermöglicht werden sollte, entbrannte der Streit, welcher mit dem Sturze Gottsched's endigte. Denn im Jahre 1797 veruneinigte er sich mit seinem früheren Verehrer Joh. Jak. Bodmer (1698—1783) über den englischen Dichter Milton. In diesem Streite stellte Bodmer, der übrigens so wenig Dichter war als Gott-

sched, und dem sein in der Regel neben ihm genannter Freund Joh. Jak. Breitinger (1701—1776) an Bedeutung überlegen ist, die Behauptung auf, daß die Einbildungskraft die Quelle der Dichtkunst sei. Freilich waren die Schweizer noch weit entfernt von einer neuen durchgebildeten Kunsttheorie, aber der entscheidende Schritt war doch durch jenen Ausspruch, gegen den sich Gottsched zwar heftig aber vergebens wehrte, gethan.

Den Uebergang zu der klassischen Literaturperiode dieses Jahrhunderts bilden nun namentlich zwei Gruppen, von denen die erste, anfänglich sich an Gottsched anlehnend, häufig mit dem Namen der sächsischen Schule bezeichnet wird; sie begann ihren selbständigen Weg mit der Herausgabe der „Bremer Beiträge" (seit 1744). Unter den Dichtern dieser Gruppe steht obenan Chr. Fürchtegott Gellert (1715—1769), bekannt als Fabel- und Lustspieldichter, sowie durch seine, freilich von dem Kirchenliede des 16. und 17. Jahrhunderts sich nicht zu ihrem Vortheile unterscheidenden geistlichen Lieder. Nächst ihm sind zu nennen: K. Christian Gärtner (1712—1791), der Herausgeber der Bremer Beiträge; Gottl. Wilh. Rabener (1714—1771), der Satiriker; Friedr. Wilh. Zachariä (1726—1777), bekannt durch das komische Epos: der Renommist; der Lyriker Nik. Dietr. Giseke (1724—1765); die Dramatiker Joh. Elias Schlegel (1719—1800) und Joh. Friedr. von Cronegk (1731—1758), dessen Trauerspiel Codrus den von Nikolai und Lessing ausgesetzten Preis erhielt. — Die zweite Gruppe wird von den Dichtern gebildet, welche ihren Mittelpunkt in Halle, später in Halberstadt hatten, und die man unter dem Namen des Halle'schen oder Preußischen Dichterkreises zusammenfaßt: ihr Gebiet ist eine weltliche, heitere, didaktische Lyrik. Hier steht an der Spitze Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803) der Sänger der „Kriegslieder eines Grenadiers,"

welche von Begeisterung für Friedrich den Großen eingegeben waren; Joh. Peter Uz (1720—1796); der in der Schlacht bei Kunersdorf gefallene Ewald Christ. von Kleist (1715—1759), der Dichter des „Frühling"; Karl Wilh. Ramler (1725—1798), der bedeutendste Odendichter dieser Zeit nach Klopstock. Hierher gehört noch der spätere Christ. Aug. Tiedge (1752—1841), der Verfasser der „Urania".

Als der erste Träger der neuen glanzvollen Zeit tritt uns Friedrich Gottlieb Klopstock entgegen, der geboren am 2. Juli 1724 in Quedlinburg, gebildet auf der berühmten Landesschule Pforta, 1748 die ersten Gesänge seines schon während der Schulzeit entworfenen Messias veröffentlichte und von dem deutschen Volke mit Jubel als der Schöpfer einer neuen Periode begrüßt wurde. Was seinen äußeren Lebensgang betrifft, so erhielt er 1751 von dem Könige Friedrich V. von Dänemark einen Jahrgehalt, wurde 1751 dänischer Legationsrath, 1775 badischer Hofrath, kehrte aber nach Hamburg zurück und starb daselbst am 14. März 1803. Klopstock's literarhistorische Bedeutung darf nach Nichts weniger gemessen werden, als nach der Stellung, welche ihm die Neigung unserer jüngsten Zeit angewiesen hat; denn wollten wir auf diese unser Urtheil gründen, so möchten wir ihn eher für eine in sich abgeschlossene, Einfluß weder erstrebende noch ausübende Dichterpersönlichkeit halten, als für eine wirkungsvoll in unser literarisches Leben eingreifende Erscheinung. Eine solche war er aber in hohem Grade und ward von seinen Zeitgenossen als eine solche erkannt und verehrt, wie kein andrer Dichter nach ihm, selbst Goethe nicht ausgenommen. Und allerdings hat auch kein Dichter in der Entwicklung unserer Literatur einen so mächtigen Umschwung bewirkt wie er: denn wenn wir auch seinen Zusammenhang mit schon

vorhandenen Richtungen, namentlich mit der Bodmer's nicht verkennen und manche Eigenthümlichkeiten andrer Gleichzeitiger bei ihm wiederfinden, so veränderte er doch die bisherigen dichterischen Zustände dadurch, daß er das hinzubrachte, was die formale Reaktion des Opitz und Gottsched nicht aufzufinden vermocht hatte, den Inhalt. Darum beginnt mit ihm, dem Schöpfer eines neuen poetischen Stoffes, an dem sich Tausende entzündeten, unsere zweite klassische Periode. Klopstock's literarischer Charakter zeigt die Vereinigung dreier Hauptelemente, des Deutschen, des Christlichen und des Antik-Klassischen. Er war ein Mann echt deutschen Sinnes und ward ein deutscher Dichter, der nicht in allerlei Phrasen von Deutschthum sang, sondern sich unmittelbar an die Mythe und Geschichte unseres Volkes wandte und sie dem allgemeinen Interesse zurückgab. Er ward auch ein christlicher Dichter, indem er in seinem größten Werke, dem Messias, sowie in vielen seiner Oden einen unmittelbar christlichen Stoff behandelte und so die Verbindung der Poesie mit dem Christenthume, die nur in dem Kirchenliede fortgelebt hatte, wieder herzustellen suchte. Endlich war er es, der zuerst auf das Antik-Klassische in dem Sinne hinwies, der unsere neuere Literatur zu der ihr eigenthümlichen Erfassung des Antiken und der geistigen Wiedergeburt desselben als eines freien deutsch-nationalen Besitzthums führte. Diese drei Hauptelemente sind fortan die Hauptbestandtheile unseres dichterischen Schaffens geblieben, und mag auch in Klopstock nur der Anfang zu suchen sein, mag er hie und da gefehlt haben, mag namentlich die sein ganzes Zeitalter charakterisierende Weichheit und Unbestimmtheit der Empfindung ihm oft empfindlichen Abbruch thun: immmerhin bleibt er es, der die Urbestandtheile des deutschen Dichtung, das Nationale und das Christliche neu belebt

und den dritten Faktor, die Antike, aus seiner einseitigen und geistlosen Behandlung zu neuer ihm gebührender Wirksamkeit emporgezogen hat. Darum haben wir in ihm den schöpferischen Genius, den goldnen Morgen der neuen klassischen Zeit zu verehren und dürfen nicht vergessen, daß die späteren Heroen dieser Zeit auf seinen Schultern standen. Diese verehrende Anerkennung schließt aber nicht aus, daß wir manchen seiner Dichtungen und manchen seiner dichterischen Eigenthümlichkeiten überhaupt unseren Beifall versagen. Namentlich sind es seine späteren Oden und seine dramatischen Dichtungen, mit denen sich schwerlich Jemand befreunden wird, während die ersten zehn Gesänge des Messias und die älteren Oden voll von Schwung und Feuer sind; auf dem Gebiete der Prosa hat Klopstock nichts Bedeutendes geleistet. Besonders zu beachten ist noch seine Behandlung der Form, indem er sich des Hexameters und antiker strophischer Maße bediente, diesen ähnliche selbst bildete und vor Allem den Reim verschmähte. Wegen dieses Aufgebens des Reimens ist er später vielfach angegriffen worden, und es ist ihm auch durchaus nicht gelungen, den Reim aus unserer Poesie zu verdrängen. Dieses Streben Klopstock's darf aber nur im historischen Zusammenhange betrachtet werden; da erscheint es als eine ebenso wohlthätige wie nothwendige Reaktion gegen die geist- und herzlose Reimerei, welche sich in unserer Literatur mit dem Anspruche für Poesie zu gelten festgesetzt hatte.

An Klopstock schließen sich nicht wenige Dichter an, doch sind sie meistens nur von einer der in ihm vereinigten Richtungen berührt. Zunächst rief die Messiade eine Reihe von biblischen Dichtungen hervor, die sich nicht über den Werth schwacher Nachahmungen erhoben und darum mit Recht längst vergessen sind (Friedr. Karl von Moser 1723—1798 „Daniel in der

Löwengrube"; Joh. Caspar Lavater 1741—1801). Das deutsche Element der Klopstock'schen Dichtung ergriffen die zugleich von der Sentimentalität des Zeitalters durchdrungenen Bardendichter Karl Friedr. Kretschmann (1738—1809), Michael Denis (1729—1800), der Dramatiker Heinr. Wilh. von Gerstenberg (1737—1823), bekannt durch seinen Ugolino und durch die Cantate Ariadne auf Naxos, der durch seine Gefangenschaft auf Hohen-Asperg bekannte Christ. Dan. Friedr. Schubart (1739—1794). Auch die Naturdichtung, zunächst von Bodmer angeregt, schloß sich an Klopstock und die weichen Elemente seiner Dichtungen an: Salomon Geßner (1730—1787) wurde der Dichter der Idylle, artete aber in Süßlichkeit und Weichlichkeit aus. Hierher gehören noch die in der Regel zusammen genannten Naturdichter Friedr. Matthisson (1761—1831) und der kräftigere Joh. Gaudenz v. Salis (1762—1834).

Von größerer Bedeutung als die eben genannten Nachfolger Klopstocks sind die Dichter, welche sich in den Jahren 1772—74 in Göttingen unter dem Namen des Hainbundes oder Göttinger Dichterbundes vereinigten. Sie gehören durch das Bestreben, den dichterischen Genius von dem Zwange der todten Regel zu emancipieren, der Genieperiode an, stehen aber im Zusammenhange mit Klopstock, den sie begeistert als ihr Vorbild anerkannten und der auch Mitglied des Bundes war: dagegen richtete sich ihre Opposition mit Schärfe gegen die gesammte schriftstellerische Thätigkeit Wielands. Das Organ des Hainbundes war der Göttinger Musenalmanach, den Heinrich Christ. Boie (1744—1806) herausgab, und der auch von Klopstock und Goethe Beiträge empfing. Unter den Dichtern dieses Kreises ragt mehr durch sein dichterisches Talent hervor als dadurch, daß er die Tendenzen am Tüchtigsten vertreten hätte, Gottfried

August Bürger (1748—1794), berühmt durch seine Balladen (Lenore, der brave Mann, der Kaiser und der Abt) und bekannt durch seinen unglücklichen Lebensgang, den er zum großen Theil durch Unordnung und haltlose Leidenschaftlichkeit verschuldete. Während Bürger mehr äußerlich als innerlich dem Bunde angehörte, ist das Umgekehrte bei dem Wandsbecker Matthias Claudius (1740—1815; der Wandsbecker Bote) der Fall, der in manchen seiner Lieder einen volksmäßigen Ton anzuschlagen wußte („Bekränzt mit Laub", „der Mond ist aufgegangen", die Reise Urians). Entschiedener zeigt sich ein Fortschritt auf den von Klopstock betretenen Wegen in den Brüdern Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819) Grafen zu Stolberg und in des Letzteren Jugendfreunde und späterem Gegner Joh. Heinr. Voß (1751—1826). Von diesen nahm Fr. Leop. Stolberg namentlich das christliche Element Klopstocks in sich auf, und versuchte es weiter auszubilden; sein Uebertritt zur katholischen Kirche (1801) hat von vielen Seiten gehässige Beurtheilung erfahren. Uebrigens bezeichnet er sich theils durch seine religiöse Richtung, theils durch sein Zurückgehen auf das wirkliche deutsche Alterthum als ein Vorläufer der späteren romantischen Schule. Von weit größerem Einflusse auf unsere literarische Entwicklung war der zuletzt genannte Voß, weniger durch seine eigenen Dichtungen, von denen nur die Idyllen „Luise" und „der siebzigjährige Geburtstag" sich zu längerer Dauer erhalten haben, als durch seine Thätigkeit als Uebersetzer. Seine berühmte Uebersetzung des Homer eröffnet nicht nur den Reigen von Musterübersetzungen fremder Dichter, wie sie keine andere Literatur aufzuweisen hat, sondern popularisierte auch das Verständniß des griechischen Alterthumes. An Voß als Idyllendichter schließen sich übrigens noch Ludw. Theob. Kosegarten (1758—1818),

Martin Usteri (1763—1827), der Dichter des Liedes: „Freut euch des Lebens", und Joh. Peter Hebel (1760—1826) an, der berühmte Sänger der „Allemannischen Gedichte" und Verfasser des „Schatzkästleins". Endlich ist hier noch der Dichter zu gedenken, in denen sich die Empfindsamkeit der Klopstock'schen Poesie fortsetzt: Ludw. Heinr. Christ. Hölty (1748—1776), vor Allem bekannt durch sein Gedicht: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", und Joh. Mart. Miller (1750—1814) der Verfasser des Romans „Siegwart". Der Dramatiker dieses Kreises, der sich in Bezug auf seine Dichtung: Julius von Tarent, an Lessing anschließt, ist Joh. Anton Leisewitz (1752—1806), der bei der Concurrenz um das von Schröder in Hamburg für neue dramatische Werke ausgesetzte Honorar gegen Klingers Zwillinge zurückstehen mußte und deßhalb sich von dem Drama zurückzog.

Wir erwähnten früher, daß die Opposition des Hainbundes sich vornehmlich gegen Wieland richtete und bei dem Gegensatze, in dem dessen Richtung zu der Klopstock's steht, schließt sich die Betrachtung der Wieland'schen Dichtung hier am angemessensten an. Christ. Mart. Wieland, geboren den 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, anfänglich einer frommen Richtung zugethan und Anhänger Klopstock's, eignete sich später, besonders im Hause des Grafen Stadion, französische Bildung und Lebensphilosophie an, ward 1769 Professor in Erfurt, 1772 Prinzenerzieher in Weimar und starb auf seinem Gute Osmannstädt bei Weimar am 20. Januar 1813. Auch er gehört jetzt schon zu den Vergessenen, von denen nur die Literaturgeschichte spricht; kaum, daß sein berühmtes Gedicht „Oberon" noch hie und da gelesen wird. Und doch war er einst besonders bei dem vornehmeren Lesepublikum so beliebt, daß eine Gesammtausgabe seiner Schriften für den riesigen Preis von 250 Thlr. nicht zu

theuer erkauft schien. Das pflegt man denn auch als eines seiner Hauptverdienste zu bezeichnen, daß er der erste gesellschaftliche Schriftsteller der Deutschen war; nächstdem ist durch ihn ein bedeutender formeller Fortschritt bewirkt worden, indem er von der Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit, welche in unseren Dichtungen zu Hause war, zu einer lebendigen, frischen, anmuthigen Darstellung durchdrang. Im Ganzen aber, was man auch zu Gunsten seines persönlichen Charakters sagen mag und sagen kann, läßt sich Wieland's literarische Thätigkeit durchaus nicht günstig beurtheilen. Seine Poesie der Grazien ist nur zu oft eine Poesie der Sinnlichkeit, seine Lebensanschauung eine materialistische, sein Dichten und Trachten zwar nicht von entschiedener Frivolität erfüllt, aber ebenso wenig von einem gesunden, tüchtigen, sittlichen Ernste. Mag man es den französischen Einflüssen des vorigen Jahrhunderts, der Zeit Ludwig des XV., zuschreiben, daß die Wieland'schen Gedichte, die von den vornehmen Kreisen mit Begierde gelesen wurden, so oft sich in losen schlüpfrigen Darstellungen bewegen, mag man den Dichter sonst nicht mit seinen Produkten identificieren können: so trägt doch selbst dieser Contrast zwischen der ehrenwerthen Persönlichkeit desselben und der Mehrzahl seiner Schriften nur dazu bei, den unangenehmen Eindruck, welchen der Anblick unentschiedener Charaktere macht, zu dem Ausdruck der Mißbilligung, welchen die Richtung verdient, hinzuzufügen. So ist es denn auch erklärlich, daß Wieland's Einfluß auf unsere Literatur dem, welchen Klopstock ausübte, an Nachhaltigkeit bedeutend nachstand. Abgesehen davon, daß er das vornehme Publikum für deutsche Dichtkunst zu gewinnen wußte, daß er zu einer gewandteren und anmuthigeren Darstellung hinführte, und daß er sich bemühte, das griechische und römische Leben dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, wobei er freilich von dem

eigentlichen Geist und Kern der Antike entfernt blieb, handelt es sich bei ihm nicht um eingreifende andauernde Wirkungen, sondern nur um einzelne Nachahmer. Von diesen sind zu nennen: A. G. Meißner (1753—1807), Joh. Bapt. v. Alexinger (1755—1797), Friedr. Aug. Müller (1767—1807), Aloys Blumauer (1755—1798), Moritz August von Thümmel (1738—1817). Auf die Spitze wurde Wieland's sinnliche Richtung getrieben durch Wilh. Heinse (1749—1803), den Verfasser des bekannten „Ardinghello".

Ungleich bedeutender, ja in mancher Hinsicht alle literarische Größen des 18. Jahrhunderts überragend, steht Gotthold Ephraim Lessing da, der Schöpfer der neuern deutschen Kritik und unseres modernen deutschen Dramas. Er war geboren zu Kamenz am 22. Januar 1729, studierte in Leipzig und lebte später, theils mit dem Theater, theils mit wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, in Berlin, Leipzig, Breslau, Hamburg, bis er 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel ward; er starb in Braunschweig am 15. Februar 1781. In ihm spricht sich der Geist unserer neuern Literatur zuerst mit Entschiedenheit aus, indem er mit durchdringender Schärfe das erkannte, was Klopstock mehr instinktiv ergriffen und angebahnt hatte. Seine Thätigkeit ist eine vorwiegend kritisch-negative, indem er uns von dem französischen Joch befreite, auf Shakspeare und die Griechen hinwies und auf eine strenge künstlerische Form drang. Dichterisch produktiv ist er in dem Gebiete der Fabel, und namentlich im Drama; doch auch hier ist es mehr der künstlerisch vollendete Bau und die Durchbildung der Ausführung, welche unsere Bewunderung verdient, als der eigentlich poetische Gehalt. Das Verdienst, für den eintönigen Alexandriner den wohlklingenderen reimlosen fünffüßigen Jambus in's Drama eingeführt zu haben, gebührt ihm gleichfalls, sowie er auch der

Begründer unserer modernen deutschen Prosa ist. Von den Elementen, welche wir oben als die Hauptbestandtheile der neuen deutschen Dichtung, wie sie zunächst mit Klopstock begann, bezeichnet haben, betonte Lessing vorzüglich das antike. Die Hinneigung zur Antike wurde besonders durch ihn entwickelt und in eine bestimmte Bahn gelenkt, so daß die hervorragende Stellung, welche die Antike in der nun folgenden eigentlichen Blüthezeit dieser Periode einnimmt, wesentlich durch Lessing vermittelt erscheint. Dagegen tritt das Deutsch-Nationale und mehr noch das Positiv-Christliche, wie es noch in Klopstock zu vorwiegender Geltung gekommen war, entschieden zurück. Damit bereitet sich eine Einseitigkeit der Fortentwicklung vor, welche, wie Großes und Herrliches auch hervorgebracht wurde, doch eine spätere Gegenbewegung veranlaßte und zugleich auf die Wege hinweist, welche eine künftige Regeneration unsrer Dichtung, um zu einer dritten Blüthezeit zu gelangen, einschlagen muß. Was Lessings Verhältniß zum Christenthume betrifft, so hat die neueste Zeit in ihm öfters einen Feind desselben erblicken wollen, wie denn überhaupt Manche unsere ganze neuere Literatur gleich zu einer heidnischen stempeln möchten. Kann aber auch nicht geleugnet werden, daß Lessing in Opposition zu dem geoffenbarten Christenthume stand, so darf er doch nicht mit den flachen Rationalisten zusammengeworfen werden; vielmehr bekämpfte er diese nicht weniger scharf und siegreich als er sich gegen die damalige Orthodoxie des Hauptpastors Götze in Hamburg zu wehren wußte. Von tiefem sittlichen Ernste beseelt und unversöhnlicher Feind unentschiedenen Schwankens erscheint er als ein Suchender, und in dieser Beziehung trotz seiner skeptischen Richtung als der Vorläufer einer gläubigeren Zeit. Unter Lessings Werken heben wir hervor seine dramatischen Dichtungen: Emilia Galotti, welche

das Vorbild unserer bürgerlichen Trauerspiele geworden ist; Nathan der Weise, eine religions philosophische Dichtung in dramatischer Form, welche eben so bewundert wie angefeindet wurde und Beides noch wird; das historische Lustspiel Minna von Barnhelm, unser erstes nationales Bühnenstück und zugleich unser bestes Lustspiel. Unter den prosaischen Schriften Lessings sind es namentlich die Hamburger Dramaturgie, eine Reihe ausführlicher Theaterrecensionen, reich an den scharfsinnigsten und tiefgreifendsten Bemerkungen über Dicht- und Schauspielkunst, sowie die größere Abhandlung: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, welche sich zu unvergänglicher Dauer erhalten haben.

Von denen, welche sich an Lessing anschlossen oder im Zusammenhange mit seiner Richtung standen, sind zu nennen: Johann Joachim Winckelmann (1717—1768, in Triest von einem Italiener ermordet), der Begründer der neueren Archäologie und Verfasser der „Geschichte der Kunst des Alterthums". Mit Lessing befreundet war der Berliner Buchhändler Friedr. Christ. Nicolai (1733—1811) eine verständige aber nüchterne Natur, ohne Sinn für Poesie und Philosophie, der Heros des gesunden Menschenverstandes und der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, bekannt als Herausgeber der „Literaturbriefe," an denen Lessing und Moses Mendelssohn (1729—1786, Verfasser des Phädon) mitarbeiteten, der „allgemeinen deutschen Bibliothek" und Verfasser des einstmals gefeierten Romans „Sebaldus Nothanker". Nächstdem gehören hierher der Berliner Theaterdirektor Joh. Jakob Engel (1741—1802), der Verfasser des noch jetzt gern gelesenen „Lorenz Stark," der Leipziger Schriftsteller Christ. Felix Weiße (1726—1804), der als Bühnenschriftsteller (der Dorfbarbier) sowie als Kinderschriftsteller Berühmtheit erlangte,

aber nicht genug für sein Talent leistete, von dem selbst Lessing viel erwartete. Im Drama haben wir oben schon des Dichters Leisewitz gedacht, der auch als Nachfolger Lessings betrachtet werden kann.

Nachdem nun Klopstock in die Zeit nüchterner Reimschmiederei den Funken echter dichterischer Begeisterung hineingeschleudert, Wieland die Form geglättet und die Sinnlichkeit angeregt, endlich Lessing eine neue Kunsttheorie begründet und die künstlerische Form in das Bewußtsein zurückgeführt hatte, da entstand in unserer Literatur ein Geist der Aufregung und Leidenschaft, den wir einem Gährungsprocesse vergleichen möchten. Man wollte mit allem Ueberkommenen und Hergebrachten brechen, einen neuen Kulturzustand schaffen, dem Genius die Welt erobern. Dieser interessante Abschnitt in unserer Literaturgeschichte, ungefähr die Jahre von 1770—1790 umfassend, wird die Periode der Originalgenies oder auch die Sturm- und Drangperiode genannt. Es ist in ihr ein entschieden modernes Wesen, wenn es sich auch nur auf das poetische Gebiet beschränkt, indem der Kampf der Subjektivität gegen die Autorität der Regel und Tradition zu offenem Ausbruch kam. Derselbe hat sich bis auf unsere Tage, freilich auf andern Gebieten und von weit geringerem Kraftbewußtsein unterstützt, als es bei den Stürmern und Drängern jener Zeit vorhanden war, fortgesetzt. Es ist zugleich der Zusammenhang dieser eben so anziehenden wie folgereichen Erscheinung mit der ganzen geistigen Situation jener Zeiten ersichtlich, die als die Vorbereitungszeit auf das folgende Revolutionszeitalter angesehen werden müssen. Nur war es auf dem literarischen Gebiete anders bestellt als auf dem politischen: während hier lang andauernde, unheilvolle, noch heute nicht zu einer befriedigenden Lösung gelangte Wirren entstanden, traf die

literarische Opposition in den Kern der Aufgabe hinein, stellte wirklich das Problem auf, durch welche eine Regeneration unsrer Poesie möglich war, und mußte wenigstens in einer Persönlichkeit, welche in ihrer Jugend selbst den Originalgenies angehörte, zu einer glänzenden Erfüllung ihres Strebens vorzudringen. Zu dem Kreise der Sturm- und Drangperiode gehören von Herder bis auf Schiller eine Reihe der verschiedensten Kräfte, Schriftsteller der entgegengesetztesten Richtungen; die Heroen unserer Literatur selbst nur in ihrer Jugend, indem diese nicht bei der Opposition gegen das Alte und bei der willkürlichen Individualitätssucht stehen blieben, sondern zu dem neuen Inhalt und der neuen Methode der Dichtung durchdrangen. Als der Vorläufer Herders, mit dem dieser Abschnitt und zugleich die klassische Periode im engern Sinne anhebt, ist der Königsberger Joh. Georg Hamann zu betrachten, wegen seines dunkeln Stiles der „Magus im Norden" genannt (1730—1788). Er war es, der darauf drang, daß man zu dem einfachen Zustande der ältesten Poesie, zu der Einfalt kindlichen Glaubens zurückkehren müsse, der in dem alten Testamente die Elemente vollendetster Dichtung nachwies und die Dichtung, wie alles Große, aus der Totalität des Menschen ableitete: von ihm wurde besonders Herder angeregt, und diese Anregung ist Hamann's Hauptverdienst um unsere Literatur.

Johann Gottfried von Herder wurde geboren zu Morungen in Ostpreußen am 25. August 1744, studierte in Königsberg Theologie und Philosophie, lernte 1769 in Straßburg Goethe kennen, ward 1775 nach Weimar als Hofprediger berufen, 1801 in den Adelstand erhoben und starb zu Weimar am 18. Dec. 1803. Er gehört, obwohl weniger durch eigene dichterische Produktionen ausgezeichnet, zu den einflußreichsten Persönlichkeiten, sowohl für die Dichtung wie für die Wissenschaft. Ihn zeichnet eine wun-

derbare Fähigkeit aus, sich in das eigenthümliche Geistesleben fremder Völker zu versenken und dasselbe in sich selbst aufzunehmen: in ihm zeigt sich ein großartiger Universalismus der Receptivität, welche zugleich eine hervorragende Eigenschaft des germanischen Geistes ist und die sich vorzüglich an ihm und durch ihn gebildet hat. Denn es ist, wie wir schon früher bemerkten, eine charakteristische Fähigkeit der deutschen Nation, fremden Geist und fremden Stoff in sich aufzunehmen und ihn dann frei aus sich heraustreten lassen, zum Eigenthume deutsches Geistes umgewandelt. Es ist insbesondere die Ausbildung dieser Fähigkeit ein Hauptfaktor unsrer zweiten Glanzperiode in der Literatur — und hier ist es Herder, welcher jene Fähigkeit, sich in das Fremde einzuleben, am lebendigsten darstellt. Das, was ihm abging, die Fähigkeit, das Aufgenommene neu und selbständig zu gestalten, den Vereinigungsproceß fremden und deutschen Geistes dichtend zu vollziehen, das war seinem Nachfolger Goethe überlassen. Herder's literarische Thätigkeit war eine vielseitige; er war Kritiker, („kritische Wälder" 1769), Ueberseter („die Stimmen der Völker", eine Sammlung von Volksliedern 1788, die Romanzen vom Cid), Dichter (darin verhältnißmäßig weniger bedeutend), Philosoph (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit 1784 ff.) und Theolog (christliche Schriften 1794).

Wir gelangen zu dem Dichter, welcher den Höhepunkt unsrer neuern Literatur darstellt, zu Johann Wolfgang von Goethe (28. August 1749 — 22. März 1832). Doch sind wir gerade hier zu möglichster Beschränkung gezwungen. Denn einmal ist zum Verständniß Goethe'scher Dichtung der sicherste Weg, eine Wanderung durch sein Leben anzutreten, und in diesem Sinne ist in dem nachfolgenden ersten Bande seine Biographie mit be-

sonderer Ausführlichkeit behandelt worden. Dann aber ist es eine zu schwere, ja wohl unerfüllbare Aufgabe, ein Bild von Goethe's dichterischem Wirken und seiner literarhistorischen Bedeutung mit wenigen Pinselstrichen zu geben. Hat doch die Unzahl von Büchern, dick- und dünnleibigen, die über ihn geschrieben sind und eine eigene stattliche Bibliothek ausmachen würden, diese Aufgabe noch nicht zu voller Befriedigung gelöst. In seiner Entwickelungsgeschichte als Dichter lassen sich drei Hauptperioden unterscheiden. Die erste, bis zum Jahre 1776 dauernde, zeigt uns Goethe als den Werdenden im Zusammenhange mit den Originalgenies, doch überall diese vermöge der Kraft seines schöpferischen Genius und der Gesundheit seiner Natur weit hinter sich lassend und nur den Ton angebend, selbst aber unaufhaltsam zu weiterer Vollendung vordringend. Dieser ersten Periode gehört eine Reihe seiner schönsten lyrischen Gedichte an, die sich in ihrer Wahrheit und Innigkeit dem Volksliede ebenbürtig an die Seite stellen, sein Drama „Götz von Berlichingen", in welchem der Charakter der Sturm- und Drangperiode schon in der Wahl des Stoffes zu Tage liegt, und welches die ganze trübe Fluth der Ritterstücke und Ritterromane in seinem Gefolge hatte, und endlich sein berühmter Roman „Werther's Leiden", der Ausdruck der damaligen Sentimentalität, welcher die Empfindsamkeit zur Epidemie steigerte. Die zweite Periode Goethe'scher Dichtung beginnt mit seiner Thätigkeit in Weimar und zeigt ihn, nach längerer Ruhezeit, während welcher er dem Staatsdienste und dem Hofe lebte, nach seiner ersten italienischen Reise 1786, auf der Höhe der Poesie, Inhalt und Form zu einem künstlerisch vollendeten Ganzen verschmelzend (Iphigenia, Tasso, Balladen, Wilhelm Meisters Lehrjahre, römische Elegien, Hermann und Dorothea, erster Theil des Faust). Diese Zeit stellt den Mittel-

punkt unsrer klassischen Periode und den Gipfelpunkt von Goethe's Wirksamkeit dar, zugleich in dem für beide Dichter gewinnreichen Bunde mit Schiller. Der dritte Abschnitt beginnt nach Schiller's Tode und kennzeichnet sich durch eine Abnahme der eigentlichen poetischen Produktivität, durch eine Neigung zur Prosa (noch einmal glanzvoll vertreten in „Dichtung und Wahrheit") und zur Allegorie (zweiter Theil des Faust).

Neben Goethe in dessen glänzendster Zeit, ihn anregend, ihn ergänzend, seinerseits wieder von ihm angeregt und durch ihn ergänzt steht als der zweite Heros unsrer poetischen Literatur Friedrich von Schiller da (geb. den 11. Nov. 1759, gest. den 9. Mai 1805). Auch sein dichterisches Wirken zeigt verschiedene Entwickelungsperioden. Die erste derselben, die des ungestümen formlosen Drängens, umfaßt die Zeit von Schiller's Aufenthalt auf der Karlsschule (die Räuber) bis zum Jahre 1787 (Abschluß des Don Carlos). Nach längerer Beschäftigung mit philosophischen und historischen Studien kehrt Schiller um 1795 zur Dichtung, insbesondere zu dem Mittelpunkte seines Schaffens, zum Drama zurück, erreicht in den Trauerspielen dieser zweiten Periode (Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell), sowie in einer Reihe von Balladen und lyrisch-didaktischen Gedichten den Höhepunkt seines Wirkens und stirbt mitten in der Blüthe seines Schaffens.

Diese beiden größten Dichter des deutschen Volkes stehen zu einander in einer eigenthümlichen Beziehung, die man mit Recht eine ergänzende genannt hat: denn sie vertreten zwei entgegengesetzte, aber berechtigte Standpunkte. Man hat sehr häufig gesagt, Goethe sei der Dichter der Objektivität, Schiller der der Subjektivität, Goethe der Dichter des Lebens, der Realität, Schiller der des Ideales, jener steige von dem Besondern zum

Allgemeinen herauf, dieser vom Allgemeinen zum Besondern herab. Diese Aussprüche enthalten allerdings etwas Wahres, aber können leicht mißverstanden werden oder zu einer leblosen Floskel erstarren. Es hat sich mit diesen charakterisierenden Ausdrücken zugleich häufig das Bestreben verbunden, den einen Dichter auf Kosten des andern zu erheben. Endlich ist in neuester Zeit von einem exclusiv-religiösen Standpunkte aus beiden Dichtern ein Verhältniß zu dem Christenthume geradezu abgesprochen und ihre Dichtung eine heidnische genannt worden. Es kann nicht die Aufgabe dieses kurzen Umrisses sein, auf eine weitläufige Erörterung dieser Ansichten einzugehen, sondern es müssen einige Andeutungen genügen. Jene Unterschiede zwischen Goethe'scher und Schiller'scher Poesie sind allerdings vorhanden, aber sie sind weder zufällig noch beklagenswerth, sondern nothwendig und ersprießlich: sie drücken eben die doppelte Richtung aus, welche die Dichtung einschlagen kann, sie repräsentieren den Unterschied der Volks- und Kunstpoesie eines spätern civilisierteren Zeitalters. Und halten wir in der Ueberzeugung, daß eine zu vollständiger Entwicklung gelangte Literatur diese beiden Gattungen aufweisen muß, daran fest, daß es keine Kunstdichtung ohne eine vorangegangene Volkspoesie, aber auch nicht diese ohne die Nachfolge jener geben könne: so werden wir auch darüber klar sein, daß Goethe nicht ohne Schiller, und Schiller nicht ohne Goethe sein konnte. Daß gleichzeitig zwei hochbegabte Dichter sich dieser zwei gleichberechtigten Richtungen bemächtigten und dieselben mit mustergültigem Erfolge einschlugen, das ist ein literarhistorisches Phänomen, auf das wir Deutsche mit gerechtem Stolze hinblicken sollten, und das wir uns nicht selbst verkümmern müßten durch Parteinahme für den Einen oder Andern. Zugleich aber liegen in dem von uns angedeuteten

Hauptunterschiede alle weitern Resultate einer vergleichenden Betrachtung enthalten: nicht minder lassen sich aus der Art und Weise, wie Goethe und Schiller ihrer Richtung nachgingen, die Mängel der einzelnen Dichtungen oder ihrer Dichterwirksamkeit überhaupt — denn Nichts ist ja als vollkommen anzusehen — nachweisen. Dann leiten sich auch aus dem Wesen dieser realen und idealen, oder objektiven und subjektiven, oder Natur- und Kunstpoesie die Gefahren ab, welche für minder begabte Nachahmer erwachsen. Endlich kann man auch nicht mit Unrecht behaupten, daß die Grundelemente beider Dichtungsarten mehr oder minder in jedem einzelnen Menschen vorhanden sind. Das Vorwiegen des einen vor dem andern entweder vermöge der ganzen Naturanlage des Individuums oder durch den Entwicklungsgang desselben, wird das Verhältniß der Einzelnen zu Goethe und Schiller bedingen, nie aber darf der größere Einklang mit der Richtung des Einen zu einer Mißachtung des Andern führen, wie dieß leider oft geschehen ist und noch geschieht.

Wenn in neuester Zeit das Verhältniß beider Dichter zum Christenthume beleuchtet worden, und wenn man dabei zu einem verwerfenden Urtheil gelangt ist, indem beide als unchristlich oder heidnisch bezeichnet wurden, so bedarf dieser Ausspruch ebenso wohl einer verständigenden Beschränkung, wie die entgegengesetzte Ansicht derer, welche ein echtes Christenthum von ihnen vertreten glauben. Daß sich jene Frage nach der Stellung der Dichter zur positiv-christlichen Religion in der Literaturgeschichte zur Geltung gebracht, ist eben so richtig wie nothwendig: lange genug war dieser unentbehrliche Faktor für die Würdigung der Zeiterscheinungen unberücksicht geblieben. Und anders ließ sich und läßt sich wohl auch nicht antworten, als daß es beiden Dichtern an einem innigen glaubensvollen Verbande mit dem

Christenthume fehlt: Goethe neigt zu einer pantheistischen, Schiller zu einer rationalistischen Auffassung hin. Diese Erkenntniß soll uns aber nicht zu einer bloßen negierenden Verdammung eines Mangels führen, der charakteristisches Merkmal der klassischen Dichtungsperiode, nicht bloß der einzeinen Individuen ist; die Bewunderung der Dichter soll uns nicht verkümmert werden, sondern es soll für uns ein Wegweiser darin enthalten sein, wie eine abermalige Blüthezeit unserer Literatur zu ermöglichen sei, nemlich dadurch, daß der vom 18. Jahrhunderte übersehene oder noch nicht voll aufgenommene Faktor des Christlichen zu einer lebendigen Mitwirkung gelangt. Die Spuren einer solchen Erkenntniß liegen bereits in leisen Anfängen vor, aber die Erfüllung wird erst in späteren Tagen, wenn wieder ein fortbewegender Genius auftritt, ermöglicht werden. Ein anderer Mangel unserer klassischen Dichtung, der in dem durch Klopstock vorbereiteten, durch Lessing festgestellten Verhältnisse zum Antiken und dem Ueberwiegen desselben über das Nationale liegt, führt uns zu der ersten Dichtergruppe, welche in strengerem Sinne dem 19. Jahrhundert angehört, zu den Romantikern. Ehe wir aber zu diesen übergehen, haben wir noch einige mit Goethe und Schiller zusammenhängende oder wenigstens der älteren Zeit angehörende Erscheinungen kürzlich zu erwähnen. Zunächst die Dichter der Sturm- und Drangperiode, die ihren Namen durch den Dramatiker Friedr. Maxim. von Klinger (1753—1831), erhielt, den Verfasser des Drama's: Sturm und Drang. Aus Göthe's Leben ist bekannt Reinhold Lenz (1750—1792), der in Wüstheit und Wahnsinn unterging. Ferner gehört hierher der Maler Fr. Müller (1750—1825), der Dichter der Genoveva und eines Faust, der von diesem Kreise vorzugsweise gern behandelt wurde, Philipp Hahn und der Straßburger Leopold Wagner (den Goethe

im Faust verewigt hat). — Auf dem Gebiete des Drama's sind sonst zu nennen, angeregt durch Lessing's Betreten des bürgerlichen Bodens mehr als von seinen Kunsttheorien: August Wilhelm Iffland (1759—1814), Direktor des Berliner Theaters, der Verfasser vieler bürgerlichen Dramen und Familiengemälde, der Begründer des Rührstückes, und der ihm an Talent überlegene, aber durch seine Oberflächlichkeit für die deutsche Bühne mehr verhängnißvoll als segensreich wirkende, überaus produktive (211 Stücke) August von Kotzebue (1761—1819, ermordet in Mannheim von Sand). — Für den Roman waren thätig: Johann Th. Hermes (1738—1831) „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen"; der fruchtbare aber triviale Heinr. Julius Lafontaine (1759—1831); Joh. Karl Aug. Musäus (1735—1787), der Verfasser der Volksmärchen; der oben schon genannte Thümmel; Theodor Gottfried von Hippel („Lebensläufe nach aufsteigender Linie"), besonders aber der Humorist Jean Paul Friedr. Richter (21. März 1763 — 24. Nov. 1825), der Verfasser des „Titan" und der „Flegeljahre". Beifall erwarb sich durch seine Romane auch Ernst Wagner (1767—1813), namentlich durch den vielgelesenen: Wilibald's Ansichten des Lebens. — Endlich sind noch die Anhänger einer religiösen, bisweilen mystischen Richtung, zu erwähnen, unter diesen Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), später Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, Joh. Casp. Lavater, der Begründer der Physiognomik (1741—1801), Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling (1740—1817), berühmt durch seine Lebensgeschichte. Im Gegensatz zu dieser Richtung steht der ausgezeichnete Satiriker Georg Christ. Lichtenberg (1742—1799), der Erklärer der Hogarth'schen Kupferstiche.

Der Dichterkreis, welcher sich am Ausgange des vorigen

Jahrhunders anfänglich in Jena, dann in Berlin bildete, zunächst im Anschluß an Goethe, später selbständig seinen Weg nehmend, wird mit dem Namen der romantischen Schule bezeichnet. Angeregt von dem blühenden Geistesleben der Weimar'schen Dichter faßte eine Reihe vorzüglich begabter wissenschaftlicher und dichterisch befähigter Männer den Gedanken, die Einheit der Poesie mit dem Leben wieder herzustellen, das Leben selbst poetisch zu gestalten. Dieser Gedanke wurde theils durch die auftauchende flache Modeliteratur (Kotzebue) theils durch die isolierte nicht zu rechter unmittelbarer Wirkung gelangende Stellung der klassischen Dichter hervorgerufen und genährt. Man wandte sich von Neuem der Volkspoesie zu und vorzüglich dem Mittelalter, das 13. Jahrhundert gewann die Sympathien der neuen Schule. Dagegen aber stellte sich diese auch in einen principiellen Gegensatz zu Goethe und mehr noch zu Schiller, indem sie den Klassicismus abwies und das Germanische an die Stelle des Antiken zu setzen suchte: ein Zug, der sich aus der allgemeinen erwachenden Reaktion der Nationalitäten gegen die französische Suprematie mit erklärt. Zugleich äußerte sich in mehreren hervorragenden Romantikern ein entschiedenes Hindrängen auf ein positiv christliches Element in der Literatur, wie es sich ebenfalls im Mittelalter als Faktor des poetischen Lebens gezeigt hatte; ein Streben, das häufig mit einer Vorliebe für die katholische Kirche verbunden war. Was die literarhistorische Bedeutung der an glänzenden Talenten reichen romantischen Schule betrifft, so haben wir diese nicht gering anzuschlagen, obgleich sie sich auf dem speciellen Gebiete der dichterischen Produktion enger begrenzt. Historisch bedeutend ist sie zunächst, indem sie vorher übersehene Elemente zur Geltung zu bringen sucht, also einen, wenn auch mehr principiellen, als praktisch verwirklichten Fortschritt enthält. Dann wirkte sie för-

derlich durch ihr Negieren verkehrter Geschmacksrichtungen, durch ihre scharfe Kritik der oberflächlichen materialistischen und sentimentalen Bücherfabrikanten. Ein nicht geringes Verdienst erwarb sie sich ferner durch das feine Verständniß fremder, namentlich englischer und spanischer Dichtungen, und durch die Fähigkeit, dieselben zu deutschem Eigenthum zu gestalten, eine Fähigkeit, die in formaler Hinsicht überhaupt der Dichtung zu großem Vortheil gereichte. Endlich sind es mittelbare Wirkungen, Anregungen, die von der Romantik ausgehend, auf dem Gebiete der Wissenschaft die segensreichsten Folgen hatten: die deutsche Sprach- und Alterthumswissenschaft, die deutsche Geschichtsschreibung und Rechtsforschung, die Sprachvergleichung gehen zum großen Theil von der Romantik aus, und auch die bildende Kunst, insbesondere die Malerei, empfing von ihr neu belebende Einflüsse. Dagegen bleibt denn freilich die große Mehrzahl der Romantiker in ihren eigentlichen poetischen Leistungen hinter den Anforderungen, die sie selbst an die Poesie stellten und zu denen ihr Talent sonst berechtigt, bedeutend zurück, wie überhaupt die Grundaufgabe der Romantik, die Vereinigung des Lebens mit der Dichtung, nicht erfüllt ward. Das Streben, das Leben der Poesie unterthan zu machen, führte häufig zur Mystik und träumerischen Phantastik, es war oft ein unklares Suchen im Nebel, ein der Sturm- und Drangperiode verwandtes willkürvolles Geltendmachen der Subjektivität, und zugleich zeigt sich häufig eine beklagenswerthe und verderblich wirkende innere Zerrissenheit, die seitdem ein Bestandtheil unserer modernen poetischen Literatur geblieben ist. Die einzelnen Mitglieder dieser Schule, die wir hier in weiterem Sinne fassen, anlangend, so erscheint als ihr principieller Führer Friedr. von Schlegel, der weniger als Dichter, mehr als Kritiker und Literarhistoriker leistete: er ist

das getreueste Abbild der romantischen Bestrebungen. Die receptive und reproduktive, demnächst auch die kritische Thätigkeit der Schule vertritt sein älterer Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, wie jener als produktiver Dichter weniger bedeutend. Dagegen faßt sich die dichterische Leistung der Romantik in ihrem produktiven Haupte, dem vielbegabten und vielseitigen Ludwig Tieck zusammen, der die Meisten seiner Mitstrebenden überlebte, berühmt als Novellist, Kritiker, Ueberseter und Dramaturg. Vielversprechend war der leider früh verstorbene, an Begabung weitaus überlegene Friedr. von Hardenberg (Novalis); gleichfalls nicht wenig befähigt, aber in ihren eigenen Schriften die Verirrungen der Schule repräsentierend sind L. Achim von Arnim (Gräfin Dolores, des Knaben Wunderhorn), Cl. Brentano, H. v. Kleist (der Dramatiker der Schule: Käthchen von Heilbronn, die Familie Schroffenstein, der zerbrochene Krug), der durch seine Ritter- und Zaubergedichte bekannte Friedr. de la Motte Fouqué, und der jung verstorbene Dichter der bezauberten Rose, E. K. Schulze. Die letztgenannten Dichter werden von Manchen als selbständige bezeichnet, doch stehen sie in unverkennbarer Beziehung zur Romantik. Dasselbe ist der Fall bei den Schicksalstragöden, die sich äußerlich an Schiller's Braut von Messina anschlossen (Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer), von denen namentlich der Erste entschieden romantische Tendenzen vertritt. Als eine eigenthümliche, der Romantik verwandte und doch stofflich entgegengesetzte, hier sich unmittelbar an Schiller anlehnende Erscheinung steht der durch sein beklagenswerthes Schicksal in die neueste Zeit hineinreichende, als Dichter ältere Friedr. Hölderlin da. Selbständiger, doch wie ihre ganze Zeit, angeregt von jener Richtung, waren der Dichter des „Pater Schlemihl" Adalbert von Chamisso und der noch lebende, als Lyriker hochgefeierte, in neuerer Zeit sich

auch literarhistorisch und polemisierend bethätigende, J. v. Eichendorff, den man nicht selten den letzten Romantiker nennt, Wilh. Müller, der Dichter der Griechenlieder und Franz von Gaudy. Die politische Bewegung der Freiheitskriege konnte nicht ohne unmittelbare stoffliche Einwirkung auf unsere poetische Literatur bleiben; es traten einzelne Dichter von specifisch patriotischer Richtung auf, die wir die Sänger der Befreiungskriege nennen wollen. Auch sie stehen nicht außer Beziehung zur Romantik, wie denn überhaupt bis zur Zeit des jungen Deutschlands und der sogenannten schwäbischen Schule alle deutsche Dichtung wesentlich von jener influiert war, selbst da, wo wie z. B. bei Platen sich sonst heftige Opposition gegen dieselbe zeigt. Hierher gehört vor Allen Friedrich Rückert (geb. 1789), der größte der noch lebenden Dichter, ausgezeichnet durch seine meisterhafte Behandlung der Form, nicht weniger wie durch seine ursprünglich poetische Natur, (Geharnischte Sonette); Friedr. Max von Schenkendorf; der Sänger von Leier und Schwert, K. Th. Körner, auch im Drama als Nachahmer Schiller's bekannt; Ernst Moritz Arndt; Friedr. Aug. von Stägemann (1763—1840). Von den ebengenannten Dichtern hat nur der erste, Rückert, eine allgemein hervorragende Stellung eingenommen. Ihm schließt sich, verwandt durch ein erfolgreiches Betonen des formalen Elementes der durch seine Polemik gegen die Romantik und gegen die Schicksalstragödie insbesondere bekannte Graf A. Platen-Hallermünde an, der sich durch eine wunderbare Beherrschung der sprachlichen und metrischen Form auszeichnet. Ihm in der Unruhe des Strebens verwandt, an Begabung nachstehend, an sittlichem Ernst und an Mannhaftigkeit dagegen wohl überlegen, war der halb selbständige, halb der Romantik angehörige Karl Immer-

mann (1796—1840), der Verfasser des Romans „Münchhausen", zugleich von großem Verdienste um das deutsche Theater.

Als eine entschiednere Reaktion gegen die Romantik trat die Lyrik der sogenannten schwäbischen Schule auf, die übrigens gegen diese Bezeichnung Protest eingelegt hat. Sie wendet sich nicht an das Mittelalter, sondern an die Gegenwart, hat ein warmes Herz für Freiheit und Natur und zeichnet sich durch eine lebensvolle Auffassung derselben aus. Die Thätigkeit der schwäbischen Sänger beschränkt sich auf die Lyrik und auf die mit dieser vermischten kleinen epischen Dichtungsarten, aber innerhalb dieses kleinen Gebietes haben sie sehr Bedeutendes geleistet und in das Herz des Volks zu dringen gewußt. Die Schwäche dieser Richtung liegt in einer Neigung zur Detailmalerei und Genrehaftigkeit, der es bisweilen mehr um eine flüchtige Stimmung, als um ein rechtes und echtes Gefühl zu thun ist. Doch nur die Verdienste und Vorzüge der Richtung sind es, welche ihr Meister Ludwig Uhland, der besten und deutschesten Dichter der Deutschen einer, uns entgegenbringt. An ihn schließen sich an: Justinus Kerner, Gustav Schwab, Gustav Pfizer, Eduard Möricke, Karl Mayer, Em. Fröhlich, Wilh. Hauff und manche Andere, denen wir noch als verwandt die Elsässer August und Adolf Stöber und den bekannten Germanisten und Literarhistoriker W. Wackernagel beizählen.

Während aber die schwäbische Lyrik im Verhältniß zu der Romantik mehr als ein Schritt nach rückwärts erscheint, ging die Richtung, welche durch das junge Deutschland zur Geltung kam, über jene hinaus. Hatten die Romantiker über ihrem Bemühen, Poesie nnd Leben zu vereinigen, so daß das Leben sich poetisch gestalte, den realen Inhalt der Dichtung verloren und zugleich sich von den Zeitinteressen nicht weniger abgewendet,

als dieß bei dem deßhalb oft getadelten Goethe der Fall gewesen war, so suchte nun eine Schaar aufstrebender Talente der Poesie einen Inhalt dadurch zu geben, daß sie sich mitten in die socialen und politischen Bewegungen ihrer Zeit hineinstellten. Nun geschah das Gegentheil des Früheren: nun sollte die Dichtung dem Leben dienstbar werden und seine materiellen und politischen Interessen vertreten. Das war die natürliche Reaktion gegen die inhaltlose Phantastik, welche sich in die Literatur eingedrängt hatte, und insoweit ist der durch jene Dichter, welche mit dem Namen des jungen Deutschlands bezeichnet werden, bewirkte Fortschritt nicht zu verkennen. Auf der andern Seite haben wir dieser jüngsten Periode Manches zu verdanken, was unsre Literatur nichts weniger als gefördert hat: es ist dieß die materialistische und tendenziöse Richtung, welche lange Zeit bei uns herrschte, und die erst in allerneuester Zeit in ihrem Ansehen erschüttert scheint. Uebrigens ist den Dichtern, welche die Literaturgeschichte unter jenem Namen zu vereinigen pflegt, weder Talent noch rühriger Fleiß abzusprechen; doch hat als eigentlich produktiver Dichter nur einer eine größere Bedeutung, Heinrich Heine, der moderne Lyriker, in dem sich Poesie und Frivolität auf eine wunderbare Art vereinigen. An Vielseitigkeit und Beweglichkeit ist ihm Karl Gutzkow (geb. 1811 in Berlin), an Tüchtigkeit Heinrich Laube (geb. 1805 in Sprottau) und Gustav Kühne (geb. 1806 in Magdeburg) überlegen, während sie an poetischer Befähigung zurückstehen.

Den Weg, welchen diese Schriftsteller verfolgten, indem sie die schwebenden Fragen der Zeit der Dichtung zum Inhalt geben wollten, gingen Viele nach, ohne sonst mit den Tendenzen jener übereinzustimmen. Es bildete sich eine eigene Gruppe politischer Dichter, von denen einige, wie Herwegh, nur einen flüchtigen

Ruhm zu erwecken verstanden, während in Andern, wie in Hoffmann (von Fallersleben), Rob. Prutz und Dingelstedt das politische Element entweder bloß nebenbei, oder nur vorübergehend zur Geltung kam so daß sie sich eine allgemeine gesicherte Stellung als Dichter gewannen. Diese politische Tendenz theilte sich einigen Gliedern einer andern Gruppe mit, welche wir zu erwähnen haben, den österreichischen Dichtern; namentlich war ihr begabter Führer von dem Streben erfüllt, die individuellen Empfindungen zurücktreten zu lassen und dafür das öffentliche Interesse zum Centrum der Poesie zu machen. Es ist dieß Anastasius Grün (Graf Auersperg), der in seiner bilder- und blüthenreichen Sprache der Sänger eines milden Liberalismus ward. Ihm nahe steht der Liebling unserer Tage, der melancholische, weiche, aber auch düstre und zerrissene, durch sein trauriges Schicksal den Herzen der Empfindsamen nur noch näher gerückte Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau). Nächst diesem sind noch Friedrich Halm, Zedlitz (der Dichter des Waldfräuleins und der Soldatenlieder), der durch die durchgebildete Form seiner Gedichte sich auszeichnende Dräxler-Manfred, C. E. Ebert, die Jüngeren Karl Beck, Alfred Meißner und Moritz Hartmann zu erwähnen, von denen namentlich die Letzten entschiedene Tendenzdichter sind. Zu den politischen Dichtern hat sich endlich noch ein Name gesellt, dessen Thätigkeit anfänglich dieser Richtung fern blieb, und der durch die Fülle seiner Sprache und die Eigenthümlichkeit seiner Stoffe großen Beifall fand: Ferd. Freiligrath, dessen schönes Talent von der Parteileidenschaft getrübt ward. —

Dem wahren Wesen der Poesie blieben andere Dichter treuer und lehnten sich in ihrem Streben halb an Uhland, halb an die Romantik an. Zu diesen Dichtern zählen wir die Maler Kopisch

und Reinick, den Rheinländer Karl Simrock und seine Landesgenossen Wolfgang Müller, G. Pfarrius und Alexander Kaufmann. Bedeutender noch als diese sind G. Kinkel (Otto der Schütz) jedenfalls der begabteste unter den neueren Dichtern, und Emanuel Geibel, der sich, abgesehen von dem Wohlklange und der Reinheit seiner Lieder, durch eine positivere Stellung zum Christenthume auszeichnet. Ueberhaupt konnte es nicht fehlen, daß die rationalistische oder pantheistische Richtung, die sich im jungen Deutschland und den von diesem ausgehenden Aesten bis zur Glaubenslosigkeit steigerte, auch in der Poesie ihre Gegner fand. Das ganze Leben sehnte sich nach einem festeren Mittelpunkte, und allmählich griff die Erkenntniß Platz, daß die moderne Zerrissenheit, wie sie auch in der Literatur, in der Lyrik des Weltschmerzes sich offenbart hatte, aus dem Mangel eines positiv christlichen Sinnes und Glaubens hervorgehe. Das, was die Romantik gegenüber dem klassischen Idealismus empfunden hatte, ohne einen rechten Ausdruck und den rechten Weg zu finden, das wurde von Neuem lebendig; es regte sich eine specifisch-geistliche und christliche Dichtung. Diesem Streben, das erst in seinen Anfängen, von unsern socialen Lebensverhältnissen nur zu sehr im Stich gelassen, vor uns liegt, hat schon herrliche Blüthen gezeitigt: wir erwähnen nur die Gedichte der Freiin Annette von Droste-Hülshoff, die Lieder von Knapp, Strauß, Spitta und des glaubensinnigen Julius Sturm. Diese Richtung trug nicht allzugeschickt und mehr tendenziös, als gedankentief der eine Zeit lang übermäßig gefeierte und nun seit dem Erscheinen seines Trauerspieles Siegelinde nicht weniger ungerecht mißachtete Oscar von Redwitz in die lyrisch-epische Dichtung hinüber (Amaranth).

Endlich gedenken wir noch der jüngsten Dichter, welche mit Talent und Erfolg in die Literatur eingetreten sind: O. Roquette,

J. G. Fischer, H. Lingg 2c. Von diesen zeichnet sich der Erste, besonders in der jetzt beliebten episch-lyrischen Mischgattung thätig (Waldmeisters Brautfahrt, der Tag von St. Jakob, Hans Waidemann) durch eine gesunde Frische und durch Freiheit von allen Tendenzbestrebungen aus. Ihm verwandt ist A. Becker (Jung Friedel, der Spielmann), der mit Erfolg einen volksthümlichen Ton anschlägt, ohne die formelle Durchbildung seiner Dichtungen außer Augen zu lassen. J. G. Fischer zeigt sich inhaltsschwerer und als Anhänger eines echten Idealismus: Lingg's Gedichte, bisweilen dunkel und düster, scheinen sich mit besonderem Erfolge an das Antike anzulehnen. Nicht geringes Talent zeigt Paul Heyse, der Mitarbeiter an dem von Geibel herausgegebenen Liederbuche; doch ist seine dichterische Richtung, wenigstens im Gebiete der Lyrik noch nicht bestimmt zu bezeichnen. Als vereinzelter Versuch stehen Scherenberg's von Talent zeugende, aber formlose Schlachtepen da.

Wohin nun die dichterischen Strebungen drängen werden, steht dahin: ob der Materialismus siegreich bleiben oder ihn ein reinerer Idealismus verdrängen, ob die Lyrik der Brennpunkt der Produktion noch ferner sein, oder ob sich das Drama zu einer neuen Blüthe aufschwingen wird, das kann erst eine spätere Zeit beantworten. Einstweilen leben wir in einer Epigonenzeit, in einer Zeit der Ermattung, der Oberherrschaft der materiellen Interessen, und nur leise Anfänge lassen hoffen, daß eine kräftige Reaktion nicht ausbleiben wird.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Gervinus. 4. Aufl. 5. Bände.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Vilmar. 6. Aufl.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von A. Koberstein. Leipzig. 4. Aufl.

W. Schäfer's Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. Bremen 1842.

Barthel, die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 4. Aufl. Braunschweig 1855.

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1853. (2. Aufl. unter der Presse).

O. Lange, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. Berlin 1854.

G. Helbig, Grundriß der poetischen Literatur der Deutschen. 5. Aufl. Dresden 1854.

Johann Wolfgang v. Goethe.

Und so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
J. W. v. Goethe.

Johann Wolfgang v. Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., im Hause mit den drei Leiern, geboren und zwar in dem Augenblicke, als die Sonne für den Tag den höchsten Stand erreicht hatte. Er kam für todt auf die Welt und wurde nur durch die sorgfältigsten Bemühungen in's Leben gebracht. Später verschonten ihn die Kinderkrankheiten nicht; die Blattern befielen ihn mit großer Heftigkeit und bedeckten, wie den ganzen Körper, so namentlich das Gesicht. So lag der Knabe mehrere Tage blind und in großen Leiden; doch bald zogen sich die Blattern wie eine Maske vom Gesicht, ohne auch nur eine Spur auf der Haut zurückzulassen.

Goethe's Vater war Doctor der Rechte und hatte den Titel eines kaiserlichen Rathes, lebte aber als Privatmann.*) Er war ein sehr fleißiger, ordnungsliebender, gründlich gelehrter und

*) Goethe's Urgroßvater, Johann Christian Goethe, war Hufschmied zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, sein Großvater Schneider und Gastwirth im Weidenhof zu Frankfurt a. M.

vielfältig gebildeter Mann von ernstem und entschiedenem Charakter, von Liebe zur Kunst und Literatur beseelt. Die Mutter, eine Tochter des Schultheißen Johann Wolfgang Textor, als Frau Rath und Frau Aja der Nachwelt in unverlöschlichem Gedächtniß, war eine heitere, kräftige Natur, voll Geist, Gemüth und Phantasie. Diese schönen Eigenschaften seiner Aeltern hat Goethe glücklich in sich vereinigt, und er sagt selbst in dieser Beziehung von sich:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.“

Als Knabe durchstreifte Goethe seine an geschichtlichen Erinnerungen reiche Vaterstadt nach allen Richtungen. Er besuchte oft die Mainbrücke, wandelte an den Ufern des Flusses, erwartete die Ankunft des Marktschiffes und freute sich der demselben entsteigenden mannigfachen, oft seltsamen Gestalten. Das Gewühl und Gedränge des Wochenmarktes, das muntere Leben ländlicher Feste zog ihn an; nicht minder aber trieb ihn Wißbegierde in die Werkstätten, in öffentliche Gebäude, besonders in den Römer (das Rathhaus) und den darin befindlichen mit den Bildnissen der deutschen Kaiser geschmückten Kaisersaal. Das ohnehin schon wechselvolle rege Leben der Vaterstadt, das in jenen Jahren noch theils durch Kriegsereignisse, wie 1759 nach der Schlacht bei Bergen, theils durch die später stattfindende Krönung Josephs II. (3. April 1764) gesteigert wurde, regte den Knaben vielseitig an, bildete seinen Blick für richtige Beobachtung und Auffassung großartiger Verhältnisse und verschaffte ihm eine reiche Lebensanschauung. Während des siebenjährigen Krieges wurde Frankfurt von den Franzosen besetzt, und der

Königslieutenant Graf Thorane, der als Richter die Streitigkeiten zwischen Bürgern und Soldaten zu schlichten hatte, ward in Goethe's älterliches Haus einquartiert und blieb einige Zeit da wohnen. Früher schon hatte Rath Goethe die Frankfurter Maler Hirsch, Trautmann, Nothnagel, Schütz, Junker, sowie den Darmstädter Hofmaler Seekatz mehrere Jahre hindurch beschäftigt. Dieselben Männer zog nun auch der kunstliebende Thorane in's Haus. Der kleine Wolfgang durfte oft im Künstlerkreise wie in den Werkstätten der Künstler weilen, wodurch die Liebe zur Kunst schon früh geweckt, sein Geschmack gebildet, sein Urtheil geübt wurde. Die französische Sprache ward ihm um diese Zeit ziemlich geläufig, so daß er bald den Vorstellungen der französischen Schauspieler beiwohnen konnte, die ihn, der für das Dramatische schon früh empfänglich war, lebhaft beschäftigten. Besonders erfreute ihn der Umgang mit einem muntern, zum Theater gehörenden Knaben, Namens Derones, dessen Schwester der junge Wolfgang zarte Aufmerksamkeit erwies; solcher Verkehr war ihm lieber als der mit den Frankfurter Bürgersöhnen, von denen ihn seit früher Kindheit Unverträglichkeit fern hielt. Denn der junge Göthe that sich wohl nicht wenig auf seine geistige Ueberlegenheit zu Gute, sowie auf die patrizische Verwandtschaft, was denn von Seiten der Kameraden manchen Hohn und manche Zurechtweisung hervorrufen mußte. Doch nicht blos auf diese Weise trat er dem Bühnenwesen und dem Drama näher: die Lust am Puppenspiele der Großmutter, wobei das Streben, die Puppen neuen Stücken anzupassen, die Kunst der Erfindung und Darstellung mannigfach übte, führte auch zu eignen Verkleidungen und Aufführungen. So ging man denn sogar an die Aufführung größerer Dramen, und in dem „Canut" von Elias Schlegel, welchen der Schöff v. Olenschlager

in seinem Hause aufführen ließ, spielte Wolfgang den König Canut mit Beifall, sowie in dem „Britannicus" des Racine den Nero. Die eigene dichterische Productionskraft erwachte beim kindlichen Spiele, ein kleines Drama ward aus der Mährchenwelt und Mythologie zusammengetragen, die jugendliche Phantasie erträumte sich schon öffentliche Darstellungen, und wenn auch unter dem Tadel des Freundes Derones das große Werk zum Versuche des Knaben herabsank, so erwarb doch die dem Vater überreichte saubere Abschrift dessen Gunst und söhnte ihn mit des Sohnes Theaterlust und Theaterbesuch — Großvater Textor hatte ein Freibillet bewilligt — einigermaßen aus.

Nach dem Abzuge des Grafen Thorane, Anfangs 1761, erhielt der Unterricht im stiller gewordenen Goethe'schen Hause seinen regelmäßigen Gang wieder. Der Wunsch des Sohnes führte denselben in die Anfangsgründe der hebräischen Sprache ein; doch verlor sich der anfängliche Eifer bei den Schwierigkeiten des Lesens und der Formenlehre bald, und die beste Frucht dieses Unterrichtes blieb die Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte. Damals trat auch Klopstocks „Messiade" an den jungen Goethe näher heran, der sie mit Interesse las und manche Stellen aus derselben auswendig lernte, sowie manche im Gefolge jener großen Dichtung erscheinende Behandlung biblischer Stoffe („Daniel in der Löwengrube" von Friedrich Karl v. Moser). Unter die Freundinnen der Frau Rath Goethe gehörte auch Susanna Katharina v. Klettenberg, welcher Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Sie, die von Weltbildung und Lebensgenuß nicht befriedigt, sich mit einem reinen, innigen und von Heuchelei freien Herzen dem himmlischen Freunde, dem Heiland, zugewendet hatte, durch die Wahrheit, Tiefe und Wärme ihrer Religio-

tät auf andere Gemüther nachhaltig wirkte, übertrug die Liebe zu der Mutter auf den reichbegabten Sohn und suchte denselben auf den Weg zu lenken, der ihrer Seele Glück und Frieden gebracht. In dieser und einer spätern Jugendperiode war sie auf den jungen Goethe von großem Einfluß, den noch der Greis Goethe dankbar anerkennt, gestehend, daß ihn öfters der Gedanke beschlichen, ob er wohl Recht gethan, sich jener Richtung jemals abgewendet zu haben. Da wurden denn in jener Zeit die Predigten des Predigers Plitt eifrigst nachgeschrieben, die Schicksale Josephs in einem prosaischen Epos weitläufig behandelt; geistliche Oden entstanden, und eine derselben, die Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi, wahrscheinlich 1762 verfaßt, wurde sogar 1766 in der Zeitschrift „der Sichtbare" unter dem Titel: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G." gedruckt.

Um diese Zeit ward auch ein englischer Sprachmeister herangezogen, dessen Ankündigungen in kurzer Zeit Bekanntschaft mit dieser Sprache zu geben verhießen, und der junge Schüler machte mit seiner glücklichen Auffassungsgabe und der Fähigkeit, das Gelernte zur selbstthätigen Anwendung zu bringen, bedeutende Fortschritte. Doch konnte auf der andern Seite das Streben des Vaters, möglichst viele Gegenstände an den Unterricht frühzeitig und gleichzeitig heranzuziehen — denn auch das Klavierspiel ward, obwohl fast erfolglos, gepflegt, Zeichenunterricht ertheilt, Uebungen im Fechten und Reiten wurden vorgenommen — nicht ohne nachtheilige Einwirkungen bleiben, indem die geistige Kraft des Sohnes, von zu vielen Dingen verschiedenster Art in Anspruch genommen, sich zu zersplittern, seine Richtung zu verflachen drohte. So ging die feierliche Handlung der Confirmation Ostern 1763 fast spurlos an ihm vorüber, was freilich

zum guten Theile der Beichtvater des Goethe'schen Hauses durch seinen trocknen, das Gemüth nicht erfassenden und erhebenden Religionsunterricht verschuldet haben mag. Quälende innere Zweifel stiegen in ihm auf, seine lebhafte Einbildungskraft fand sich nicht befriedigt, er suchte nach Symbolen und Ceremonien und fand sich selbst durch die religiösen Gebräuche der Synagoge angezogen und beschäftigt.

Nun begann auch der Unterricht in der Rechtswissenschaft, in welche der Vater ihn selbst einführte, aber in einer so starren und nüchternen Weise, daß er den ohnehin ihm nicht anhängenden Sohn nur immer mehr von sich entfernte. Im Widerspruche mit des Vaters Strenge stand der Mutter oft geschehenes Unrecht verheimlichende Nachsicht, so daß Beides der Erziehung, anstatt in der rechten Weise sich zu ergänzen und auszugleichen, wesentlichen Nachtheil brachte. So kam es, daß er, fast noch Knabe, Umgang und Vergnügungen nach eigenem Gutdünken suchte und allzufrüh die Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens kennen lernte. Den ersten ernsteren Conflict, in den er auf diese Weise gerieth, und bei dem zugleich zum ersten Male bei ihm eine heftige Neigung zu einem weiblichen Wesen erwachte, schildert uns des Dichters Selbstbiographie in so anziehender Weise, daß wir auf dieselbe verweisen. Eine Gesellschaft junger Leute, die durch allerlei Handlanger- und Vermittlerdienste in guten und schlimmen Geschäften sich einen Erwerb verschaffte, zog ihn an sich, dessen Talent und Begabung einen willkommenen Genossen oder ein brauchbares Werkzeug versprach. Dieser Kreis, dessen gefährliches Treiben der Jüngling weder erkannte noch auch wohl erkennen konnte, erschloß ihm die Bekanntschaft mit Gretchen, der Tochter des Wirths zur Rose in Offenbach, die bei Verwandten in Frankfurt ein dürftiges Unterkommen gefunden hatte. Natür-

liche Anmuth, sittsame Zurückhaltung gegen ungeziemende Vertraulichkeiten fesselten den jungen, noch nicht lebens- und herzenskundigen Jüngling an sie, und nur sie suchend, über das Treiben der Genossen nicht nachdenkend, deren Begehren nur allzuwillig und arglos nachgebend, verlebte er fast jeden Abend in dieser Gesellschaft. Seine Abwesenheit vom älterlichen Hause ward von der Mutter nachsichtig entschuldigt, ja selbst eine außerhalb des Hauses zugebrachte Nacht dem Vater verheimlicht. Um diese Zeit war Frankfurt festlich belebt von dem Glanze der Kaiserwahl und Krönung Josephs II.; von Mitte März bis Anfang April folgte Fest auf Fest, bis diese am Krönungstage selbst, den 3. April, ihren Höhepunkt erreichten. Das war eine inhaltreiche, belebende Zeit für den jungen Wolfgang, dem der Vater mit den nöthigen historischen und politischen Erörterungen zur Seite stand, den das Leben in reichster Fülle und Bewegung erfüllte, und dessen Herz sich beglückt fühlte, wenn er Abends von den Ereignissen und ihrem Zusammenhang der Geliebten berichten und erzählen durfte. Am Krönungstage selbst durchstrich er mit Gretchen verkleidet die erleuchteten Straßen der Stadt, und als er sie nach Hause geleitete, küßte sie ihn auf die Stirn, — das einzige Liebeszeichen, dessen er sich erfreuen durfte, denn er sah sie nicht wieder. Am andern Morgen weckte ihn die Mutter mit der schlimmen Botschaft, daß es bekannt geworden, wie er sich in die gefährlichsten Händel verwickelt habe. Ein bewährter Hausfreund führte die Untersuchung, bei der Wolfgang in die leidenschaftlichste Aufregung gerieth, die durch die angelegentlichsten Zusprachen von Mutter und Schwester nicht beschwichtigt werden konnte. Nach einigen Tagen, denn theils hatte sich ergeben, daß Goethe's Mitschuld nur eine sehr geringe gewesen, theils flößte sein erregter Zustand Sorgen ein, ward

ihm des Vaters Verzeihung. Auch jenen schuldigeren Genossen ward nachsichtige Behandlung von Seiten der Obrigkeit zu Theil. Gretchen kehrte, nachdem sie zu den Acten gegeben, daß sie Goethe immer nur als ein Kind behandelt, in die Heimath zurück, und das Geschehene ward vergessen. Aber nachhaltig wirkte diese Katastrophe auf das junge Dichtergemüth, und das Bild jenes Mädchens, obwohl sie ihn nicht geliebt, verwob er in seine glanzvollsten Dichtungen. — Dem jungen Goethe ward nun ein Führer beigegeben, ein junger Gelehrter, der bis dahin Hofmeister in einem befreundeten Hause gewesen war. Anfangs mochte das Gefühl der Beaufsichtigung wohl auf Wolfgang kränkend einwirken, indeß versöhnte ihn bald Charakter und Gesinnung des ihm beigesellten Führers, dessen Name uns leider nicht aufbewahrt ist. Besondere Freude gewährten gemeinschaftliche Wanderungen in die herrlichen Taunusgegenden, an die Rheinufer bei Mainz und Biberich, und die Mappe des Zeichners brachte manches Blättchen heim, das dann der Vater, der besondere Freude an diesen Versuchen des Sohnes hatte, sorgsam auf Pappe aufgezogen aufbewahrte. In dieser Zeit gestaltete sich auch das Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia zu einem zärtlich innigen; beide Geschwister waren, vom Verkehr mit der Außenwelt, freilich aus verschiedenen Gründen, ferngehalten, auf einander angewiesen. Der feste klare Sinn Corneliens wirkte wohlthätig auf das damals gerade erschütterte Gemüth des Bruders, so daß Bruder und Schwester die Rolle fast getauscht zu haben schienen. Inzwischen gingen die wissenschaftlichen Studien rüstig fort, freilich nur allzusehr in jener schon oben erwähnten zersplitternden, oberflächliche Polyhistorie begünstigenden Weise. Des Jünglings eigner Trieb zog ihn zur Lectüre classischer Autoren, denen er sich, insbesondere den römischen, mit anhalten-

dem Fleiße widmete. Also war die Zeit herangekommen, in der er aus dem engen häuslichen Kreise in's akademische Leben eintreten sollte. Eben erst 16 Jahre alt geworden, besaß er die zu weiterem selbständigem Studium nöthige geistige Vorbildung in völlig genügendem Grade, aber der sittliche Charakter ermangelte noch der Festigkeit, die ihn die unmittelbare Einwirkung des älterlichen Hauses hätte entbehren lassen können. Den Jüngling zog es mächtig hinaus aus den Mauern des Vaterhauses und der Vaterstadt; er träumte wohl schon den seligen Traum einer goldenen Dichterzukunft, obwohl er darüber nicht das Ziel einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung aus den Augen verlor. Die Neigung des Sohnes hätte Göttingen gewählt, das in regem wissenschaftlichem Leben damals aufleuchtete; der Vater aber, der vom juristischen Entwicklungs- und Lebensgange des Sohnes weder im Einzelnen noch im Ganzen ablassen wollte, bestand auf dem Besuche der Universität Leipzig. Und so geschah es, daß Wolfgang Goethe Michaelis 1765 mit dem Buchhändler Fleischer zur Allerheiligenpforte aus Frankfurt hinausfuhr, um auf der Leipziger Hochschule sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen.

In Leipzig war gerade Messe, als der neue Student eintraf, und die Bauart der Stadt, sowie das bunte Treiben in derselben, mochte wohl vielfach an die Vaterstadt erinnern, wiewohl der Reiz des Alterthümlichen fehlte. In der Feuerkugel am Neumarkt wurden zwei Zimmer, deren Fenster auf den Hof gingen, gemiethet, und am 19. October erfolgte die Inscription durch den damaligen Rector, Hofrath Ludwig. Der junge Student war mit besonderer Empfehlung an den Hofrath Böhme, der als Jurist und Kenner des römischen Rechtes insbesondere in großem Ansehen stand, versehen. Jedoch vermochte weder dieser, welcher Goethes Neigung zur Alterthumswissenschaft, hinter

derselben Schöngeisterei und Ungründlichkeit suchend, streng verdammte, noch auch das kränkliche sprachmeisternde Wesen der Frau Hofrath den jugendlich kräftigen Sinn zu fesseln. Es sah um diese Zeit wenig erquicklich in den meisten academischen Auditorien aus, und ein steifer geistloser Mechanismus beherrschte viele Katheder. Darum mag es nicht Wunder nehmen, wenn weder die juristischen Collegien, noch auch die literaturgeschichtlichen Vorlesungen des in seinen Anschauungen beschränkten Gellert, noch Ernesti's Erklärungen der Klassiker, welche dem kritisch-sprachlichen Gebiete einseitig zugewendet waren, Goethe auf die Dauer befriedigten und festhielten. Dagegen begann die Gesellschaft ihn in Anspruch zu nehmen, die in derselben üblichen Kartenspiele wurden erlernt, aber später wieder gänzlich aufgegeben, die Frankfurter Kleidung, die der neuesten Mode nicht entsprach, dieser geopfert. So entwickelten sich von allen Seiten her negative Einflüsse, welche das in ihn künstlich Gepflanzte allmählich zerstörend, einer neuen, vom eigenen Genius getragenen Welt in ihm Raum gaben. Als nun Frau Böhme, die doch einigen Zusammenhang mit ihrem Hause und Goethe zu erhalten gewußt hatte, starb, zerbrach für diesen die letzte Fessel, und der Schluß des ersten Halbjahres sah ihn einsam und schwermüthig. Da kam Horn nach Leipzig, und auf eine kurze Zeit auch Goethe's nachmaliger Schwager Johann Georg Schlosser, Geheimsecretär des Herzogs Ludwig von Würtemberg, ein durch Wissenschaft und schöne Literatur vielseitig gebildeter junger Mann von entschiedenem ernst-sittlichem Charakter. Durch des Letzteren Aufenthalt in Leipzig lernte er unter Anderen auch den bereits veralteten Gottsched persönlich kennen und ward zugleich in das Gasthaus des Weinhändlers Schönkopf am Brühl eingeführt, wo sich eine angenehme Tischgesellschaft gebildet hatte. In dieser

Zeit gestaltete sich ein näheres Verhältniß zu dem Hofmeister des jungen Grafen von Lindenau, Behrisch, einem Manne von feiner geistreicher Ironie und richtigem Urtheile, der Goethe's dichterische Versuche zu fördern wohl verstand. Ein heiteres Zusammenleben, nicht ohne muthwillige Ausgelassenheit, entwickelte sich, das aber bald zerrissen wurde, indem in Folge einer ziemlich derben Parodie auf des Professors Clodius Schauspiel „Medon", die von Goethe ausgegangen, von Horn erweitert worden war, die sich in Abschriften schnell verbreitet hatte und ihren Ursprung nicht verläugnete, Behrisch seiner Hofmeisterstelle enthoben wurde. Es mag dem Freundeskreise und der Art seiner Belustigungen, zu denen bisweilen wohl auch der junge Graf Lindenau hinzugezogen wurde, Manches, wenn auch übertrieben, doch nicht ohne allen Grund, nachgesagt worden sein. Behrisch ward übrigens später auf Gellerts Empfehlung Erzieher des Erbprinzen von Dessau, darauf Pagenhofmeister daselbst, wo er 1809 starb. Das oben erwähnte Schönkopf'sche Gasthaus vermittelte eine Bekanntschaft, die eine hervorragende Stellung im Leben unseres Dichters, dessen dichterisches Wachsen, Reifen und Schaffen im engsten Zusammenhange mit den Regungen seines Herzens steht, einnimmt. Es ist dieß Anna Katharina Schönkopf, des Hauses Tochter, in den biographischen Mittheilungen von Goethe Aennchen oder Annette, sonst wohl Käthchen genannt. Hübschen Gesichts, von schlankem Wuchs, lebhaft von Geist, warmen Herzens, erwarb sie, drei Jahre älter als Goethe, dessen leidenschaftliche Liebe, die ihrerseits nicht unerwiedert blieb. Der Herbst des Jahres 1766 sah die volle Blüthe des Liebesglückes: täglich wurden mehrere Stunden im Schönkopf'schen Hause zugebracht, wo Musik und Dichtung die Unterhaltung würzte: Goethe spielte die Flöte und widmete sich der Aufführung von Komödien, von

denen besonders Krügers „Herzog Michel" großen Beifall erwarb. Doch schon im folgenden Jahre trübte sich das Verhältniß und zwar durch Goethe's Schuld, welcher allzusicher im Besitze ihres ihm ergebenen Herzens, sie durch Launen und Eifersüchteleien quälte. Wohl bereute er bisweilen sein ungerechtes das Herz des Mädchens tief verletzendes Betragen und erwarb sich ihre Vergebung: allein die immer wiederkehrenden Anwandlungen seiner Laune stumpften ihre Liebe ab, und obwohl er, der auch durch anderen wenig zu empfehlenden Umgang sie auf harte Proben gestellt hatte, nun seinerseits beflissen war, jeden Wunsch ihr abzulauschen, wie sie vorher bei ihm gethan, vermochte er doch nicht ihr Herz wiederzugewinnen; diese Hoffnung, mit der er noch von Leipzig schied, ward nicht erfüllt. Aennchen ward im Jahre 1769 die Braut des Dr. Kanne, als dessen Gattin sie 1810 starb. Eine Idylle, welche leider nicht erhalten ist, und das älteste der uns vorliegenden dramatischen Werke, „die Laune des Verliebten", waren die dichterische Frucht dieses Verhältnisses, das, reich an inneren Erlebnissen und Erfahrungen, ihn der Richtung zuwandte, die das Eigenthum Goethe'scher Dichtung geblieben ist, das Empfundene und Erlebte zum Gedichte zu gestalten und so aus dem Dichter heraus zu setzen. In diesem Sinne nennt er selbst seine Gedichte „Bruchstücke einer großen Confession."

Damals war in Leipzig ein reges Theaterleben. Koch hatte mit neuem Privilegium eine stehende Gesellschaft nach Leipzig gebracht; ein neues Haus war 1766 eröffnet worden, Clodius und namentlich Weiße schrieben Stücke für die Bühne. Goethe ward ein sehr fleißiger Theaterbesucher, und besonders war es Demoiselle Schulz, deren Darstellungen ihn mächtig anzogen. Der Gehalt und die Form der aufgeführten Stücke konnte ihn nicht anregen und befriedigen, der bestimmt war da fortzubauen,

wo Lessing großartig begonnen hatte. Wohl wurden mancherlei Pläne entworfen, zum Theile auch ausgeführt, aber nur eines, „die Mitschuldigen", ward vollendet und der Nachwelt aufbewahrt. Zugleich erhielt in der Leipziger Periode auch die lyrische Seite in Goethe Nahrung und Förderung, indem damals die Gewandhaus-Concerte, deren Ruhm noch heute mit ihnen besteht, zuerst eingerichtet wurden. Demoiselle Schmähling, später Madame Mara und Corona Schröter glänzten neben einander; außer den schon erwähnten Kreisen bot besonders noch das Haus des Buchhändlers Breitkopf musikalische Genüsse. Bernhard Breitkopf setzte Goethe'sche Lieder, ohne den Namen des Dichters zu nennen, in Musik; die Mehrzahl dieser 20 Lieder, der ältesten Sammlung Goethe'scher Gedichte, wurde später in die Gedichte aufgenommen. Und wie er schon in Frankfurt regen Antheil genommen an den Werken bildender Kunst, wie er als Kind schon Umgang mit Malern gepflogen, als Knabe selbst sich im Zeichnen und Malen geübt hatte, so fehlte es auch in Leipzig nicht an Gelegenheit, dieser Richtung weitere Entwicklung und Ausbildung zu geben. Dazu führte namentlich die Bekanntschaft mit Adam Friedrich Oeser, Director der Leipziger Kunstakademie und zugleich Professor an der Dresdner Akademie und Hofmaler, einem als Künstler und Mensch hochgeachteten Manne, bei dem er Privatunterricht nahm, und dessen anregender geistvoller Wirksamkeit er selbst willig eingesteht den größten Dank für seine ganze menschlich-dichterische Entwicklung schuldig zu sein. Die Hoffnung, Winkelmann persönlich kennen zu lernen, in dessen Schriften ihn Oeser mit Liebe und Verehrung einführte, ward durch die plötzliche Todesbotschaft (1768) zerstört: der Gelegenheit Lessing zu sehen, der um diese Zeit nach Leipzig kam, entzog er sich selbst, unmuthig den nur aus der Ferne sehen zu sollen, dem er so gern

näher getreten wäre. Durch Oeser wurden ihm auch die in Leipzig befindlichen Privatgemäldesammlungen zugänglich, und eine vermuthlich in der ersten Hälfte der Leipziger Periode unternommene Reise in Dresden, wo er, sich selbst zu leben und lästigen Besuchen zu entgehen, bei einem einfachen Handwerksmann sich einquartierte, erschloß ihm die Bekanntschaft mit der an Kunstschätzen reichen Dresdner Gallerie, wobei ihm der Inspector, Rath Riedel und der Generaldirector der Kunstakademie, v. Hagedorn mit Zuvorkommenheit gefällig sich erwiesen. Die kurze Zeit des Dresdner Aufenthaltes ward der Besichtigung der reichen Sammlung, in der besonders die Werke der Niederländer ihn anzogen, ausschließlich gewidmet: die Stadt selbst, die noch zu deutlich die Spuren des Bombardements vom Jahre 1760 trug, sah er nur wenig. Und nicht blos dem Zeichnen und Malen wandte er sich selbst versuchend und übend zu, sondern sein nach allseitiger Ausbildung strebender Sinn ließ ihn auch Uebungen im Radieren beim Kupferstecher Stock vornehmen und selbst Versuche im Holzschnitt machen. Das Haus Oesers brachte zugleich dem in dem Liebesverhältniß zu Käthchen leidenschaftlich auf und niederwogenden Jüngling die Freundschaft von Friederike Oeser, die ihn durch ihre muntere Laune, ihr feines Urtheil, ihre unbefangene Theilnahme anzog, und an die er auch noch später Briefe mit freundschaftlicher Offenheit und herzlichem Vertrauen richtete. Friederike starb unverheirathet, 81 Jahre alt, 1829. — Doch sollte Goethe nicht unter freundlichen Verhältnissen von Leipzig scheiden: im Sommer 1768 suchte ihn schwere Krankheit heim, die mit einem heftigen Blutsturz in der Nacht begann, bei dem er kaum noch im Stande war, die Hülfe seines Zimmernachbars zu suchen. Er mochte seiner Gesundheit allzuviel zugemuthet, sich wenig an eine regelmäßige Lebensweise gewöhnt haben, viel-

leicht war auch die bei der Hinreise nach Leipzig in der Gegend von Auerstädt erlittne Verletzung, von der ihm ein nicht selten wiederkehrender Schmerz in der Seite geblieben war, nicht ohne Einfluß. Nachdem der Kranke mehrere Tage in großer Gefahr gewesen war, begann sich langsam und allmählich seine lebenskräftige Natur zu erholen; doch war die äußere Katastrophe nicht ohne tief nach innen greifende Wirkungen. Es lagerte sich Ernst auf ihn, ja selbst die Furcht vor einer ihn hinsiechen lassenden Brustkrankheit blieb nicht fern: der Trost der Religion ward sehnsüchtig begehrt, das neue Testament Gegenstand seiner Begeisterung. Nachdem er sich hinreichend erholt und während der Zeit der Krankheit und Genesung vielfache Beweise herzlichen Wohlwollens empfangen, schickte er sich Ende Augusts zur Heimreise an. An seinem 19. Geburtstag, am 28. August 1768, verließ er Leipzig, um es erst, als ihn schon hoher Dichterruhm umglänzte, wiederzusehen, bereichert mehr vom Leben und dem Erlebten, als durch juristische Kenntnisse in der vom Vater ihm vorgezeichneten Weise. Daheim fand er die alten unerquicklichen Verhältnisse: des Vaters Pedanterie hatte der Mutter und Schwester die Freudigkeit des Zusammenlebens genommen: die Kluft zwischen Vater und Sohn war durch den Leipziger Aufenthalt nur noch größer geworden. Der nur sehr langsam vorschreitenden Genesung des Bruders widmete Cornelia die zärtlichste Sorgfalt, welche durch sein unbedingtes Vertrauen erwiedert wurde. In diesen trüben nur allmählich sich lichtenden Tagen waren es neben den Erinnerungen an die Leipziger Freundinnen, von denen freilich Käthchen, ihr Herz und ihre Hand einem Andern schenkend, ihm verloren ging, die Tröstungen der Religion, zu denen er sich hingezogen fühlte. Fräulein von Klettenberg trat ihm wieder näher, ihre Ueberzeugung, daß sein Leiden in gleicher

Weise ein seelisches wie ein körperliches sei, daß es Goethe an einem „versöhnten Gotte fehle", ihm mittheilend. Mystische Betrachtungen gaben Lust, auch anderwärts dem Geheimnißvollen nachzuspüren, und magische wie alchymistische Studien und Experimente wurden vorgenommen, aus denen wohl manches später im Faust Niedergelegte damals zuerst vor Goethes Seele sich gestaltete. Der dichterischen Thätigkeit mangelte es in Frankfurt zu sehr an Anregung, er hatte die Stadt herzlich satt, und das mangelhafte Verhältniß zum Vater, das nicht selten heftige Auftritte herbeiführte, mehrte nur noch die Sehnsucht, die ihn in die Ferne zog. So geschah es denn, daß er nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Frankfurt des Vaters Wunsch, der Sohn möge in Straßburg seine juristischen Studien mit Erwerbung der Doctorwürde beendigen, gern aufnahm und im Anfang Aprils im Jahre 1770 in Straßburg anlangte, nun zum zweiten Male frei und glücklich lebend eine neue für seine spätere Größe wichtige Bildungsperiode zu beginnen. Die juristischen Studien wurden hier unter der Leitung eines Repetenten aufgenommen, welchen D. Salzmann, Actuar des Pupillencollegiums, und Mitglied der Tischgesellschaft, welcher sich Goethe angeschlossen, empfohlen hatte. Doch blieb auch hier Zeit und Lust genug für andre Dinge übrig; von der Alchymie bahnte sich ihm der Weg nach der Medicin, Chemie, Anatomie und Naturkunde überhaupt, während seine Beschäftigungen mit der Kunst und deren Werken die in Leipzig ihnen gewordene Förderung nicht erhielten. Groß war der Reichthum an geselligen Verhältnissen, die sich für ihn in Straßburg bildeten, nachdem er sich aus den frommen Kreisen entfernt und den Weltkindern wieder mehr genähert hatte. Die Neigung, auch körperliche Uebungen nicht aufzugeben, brachte sogar Tanzstunden, in welchen sich jenes aus seiner Selbstbiographie

bekannte Verhältniß zu den Töchtern seines Tanzmeisters gestaltete, das zu rascher fast dramatischer Lösung führte. Von größerer Bedeutung war die Bekanntschaft mit Heinrich Jung, unter dem Schriftstellernamen Stilling berühmt, durch jenen Mittagstisch vermittelt und in Stillings Lebensbeschreibung sehr anziehend mitgetheilt. Obwohl Goethe der religiösen Richtung Stillings nicht mehr nahe stand, wußte er doch sie zu würdigen und auf sie einzugehen, und Stilling schloß sich eng und vertrauensvoll an ihn an. Auch Lerse, dessen Name durch Götz von Berlichingen verewigt wurde, ward hier mit Goethe bekannt; doch wurde unter dem Kreis von Männern, denen er sich in Straßburg zugesellte, keiner so bedeutend für ihn als Herder, der in Begleitung des Prinzen von Holstein-Eutin im Herbst 1770 nach Straßburg kam, um sich einer Augenoperation bei dem damals berühmten Arzt Lobstein zu unterwerfen. An der Treppe des Gasthauses „zum Geist" lernten Goethe und Herder sich kennen: nach kurzem aber lebhaftem Gespräche beschloß man sich öfter zu sehen, und bald verging für Goethe kein Tag, an dem er nicht Herder aufgesucht hätte, dem er die Abgeschiedenheit während der Augenkrankheit und Heilung zu erleichtern suchte, und der ihn wiederum durch die Klarheit, Tiefe und Schärfe seines Geistes vielfach anzuregen und zu fördern wußte. Aber auch die Liebe eines weiblichen Herzens, in ihrer äußern Erscheinung, wie so oft bei Göthe, episodisch, tief greifend in ihrer Wirkung auf die Dichternatur, sollte ihm in Straßburg zu Theil werden. Durch seinen Freund Weyland ward Goethe beim Pfarrer Johann Jakob Brion zu Sesenheim, einem 6 Stunden von Straßburg entfernten Dorfe eingeführt. Dessen jüngere Tochter Friederike reizend in erster Jugendblüthe und schmuckloser Einfachheit, machte auf das leicht erregbare Herz des jungen Dichters tiefen Eindruck,

und der erste Besuch in Sesenheim ward so lang ausgedehnt, als es Weylands Gewissenhaftigkeit, die zum Wiederbeginn der Vorlesungen nach Straßburg zurücktrieb, gestattete. Dem ersten Besuche folgten viele andere und ein lebendiger von dichterischen Gaben durchflochtner Briefwechsel entstand: Goethe und Friederike näherten sich im Winter 1770 wohl so, daß sie im Kreise der Verwandten und Freunde als verlobt galten. Nachdem der Winter unter solchen Anregungen, sowie unter der Beschäftigung mit der Doctordissertation, für welche er ein kirchengeschichtliches Thema gewählt hatte, vergangen war, ihm auch schmerzliche Kunde von des Großvaters Tod und den Abschied von Herder gebracht hatte, zog ihn der Frühling nach Sesenheim. Dort verlebte er eine an Liebesglück und Liebeslust reiche selige Zeit, und doch erkeimte aus diesem Glückestraum das schmerzliche Bewußtsein, daß diese Liebe sein Herz und seinen Geist nicht ausfülle, zugleich das quälende Gefühl, daß nur ein Treubruch den Rückweg zur Freiheit öffne. An Körper und Seele krank kehrte er nach Straßburg zurück, und zur Erholung und Beruhigung ward eine Reise in die Vogesen unternommen. Nach Straßburg zurückgekehrt ward die Dissertation beendet, dem Vater übersendet, vom Decan der juristischen Facultät aber nicht angenommen. An ihre Stelle trat eine Disputation über Thesen, welche am 6. August gehalten wurde; Lerse war Opponent. Ein um diese Zeit von den Sesenheimern, da Goethe lange ausgeblieben war, veranstalteter Besuch in der Stadt brachte schon anstatt der frühern Liebesfreude Unbehaglichkeit, und die Trennung geschah beiderseits in der trüben Ahnung, daß ihre Liebe nur ein Traum gewesen sei. Doch kam er noch bisweilen nach Sesenheim hinaus, obwohl sein Herz die alte Fröhlichkeit und Behaglichkeit nicht wieder zu finden vermochte, während der Briefwechsel zärtlich und innig blieb. Der

Abschiedsbesuch sah Thränen in Friederikens Auge, als er vom Pferde herab ihr noch die Hand reichte, ihm war, wie er schreibt, „sehr übel zu Muthe". Im September schied Goethe von Straßburg, um über Mannheim und Mainz nach Hause zu reisen. Ein Brief Goethes an Friederiken von Frankfurt aus ließ dieser keinen Zweifel darüber, daß er für sie verloren sei. Tiefer Schmerz ergriff sie und warf sie auf's Krankenlager, von dem sie sich versöhnt mit ihrem Geschick wie mit dem entrissenen Geliebten erhob. Stets sprach sie in ihren spätern Jahren mit Verehrung von ihm, indem sie von sich demüthig hinzufügte, daß sie zu klein gewesen sei, um Goethe's Genius dauernd an sich zu fesseln. Sie lebte heitern Sinnes, vermochte Heiterkeit und zutrauliche Herzlichkeit selbst bei einem spätern Besuche Goethe's (1779) zu bewahren, und wies ehrenvolle Anträge ab: „wer von Goethe geliebt worden ist, sagte sie, kann keinem andern Manne angehören." Geliebt und geehrt starb sie nach längerem Aufenthalt in Paris bei einer dort verheiratheten Freundin, in Meissenheim in Baden bei ihrem Schwager Pfarrer Marx, dessen Tochter sie nach dem Tode ihrer Schwester erzog und noch sich verheirathen sah, im November 1813, 58 Jahre alt. Göthe, dessen Schuld in diesem Liebesverhältnisse eine große nicht zu beschönigende ist, trug die Erinnerung an die Jugendliebe bis an sein Ende warm im Herzen und hat ihr in Wahrheit und Dichtung in unnachahmlicher Schilderung ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Frankfurt und die juristische Praxis gewährte im nächstfolgenden Winter nicht zu viel Behagen, obwohl Freunde früherer Jahre sich dort wieder fanden, und namentlich die Gebrüder Schlosser durch Geschäftserfahrung und Literaturkenntniß ihn zu fördern suchten. Mehr Befriedigung fand Goethe, der sich eifrig mit der Dramatisierung des Götz beschäftigte, in dem Darmstädter Kreise,

dessen Seele Johann Heinrich Merck, landgräflicher Kriegszahlmeister und später Kriegsrath (1741—1791) war, dessen scharfe und besonnene Kritik erwachsen aus herzlichem Wohlwollen für den jungen Dichter, und klarer Erkenntniß seiner Begabung, den heilsamsten Einfluß auf diesen hatte. Im Frühling 1712 ging Goethe nach Wetzlar, um am dortigen Reichskammergericht zu arbeiten: hier hatte sich ein Kreis junger lebensfrischer Männer gebildet, welche theils zu den Gesandtschaften deutscher Höfe gehörten, theils weitere juristische Ausbildung suchten. Indeß zog sich Goethe bald von dem weitern Kreise derselben zurück und beschränkte sich auf wenigere, namentlich auf Gotter, den Herausgeber des Göttinger Musenalmanaches, durch welchen er den durch sein tragisches Ende bekannten K. W. Jerusalem, Sohn des bekannten Abtes zu Riddegshausen kennen lernte. Von besonderer Wichtigkeit aber wurde das Verhältniß zu dem hannover'schen Gesandtschaftssecretär J. Ch. Kestner und dessen Braut und nachmaliger Gattin Charlotte, der zweiten Tochter des Amtmanns Buff zu Wetzlar. Zu dieser erwachte in ihm lebhafte Neigung, um so mehr, je mehr er gerade der Verlobten gegenüber unbefangen sein zu dürfen meinte. Bald hatte er sich in dieses Verhältniß so eingesponnen und eingelebt, daß es Merck's ernstlichster Zusprache bedurfte, um ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sein und Andrer Glück durch längeres Verweilen in Wetzlar gefährdet sei. Ohne Abschied zu nehmen, verließ er diese Stadt, um bald darauf mit Merck eine Rheinfahrt zu unternehmen, zu welchem Zwecke man sich in Coblenz treffen wollte. Ein Brief aus Frankfurt setzte die Wetzlarer Freunde in Kenntniß von den Gründen seiner Entfernung und eröffnete eine Reihe von Briefen, welche im Jahre 1854 veröffentlicht, einen der anziehendsten Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters

bilden. In Ehrenbreitstein nahm ihn Frau von La Roche freundlichst auf, und in ihrer und ihrer Töchter Gesellschaft, von denen besonders die älteste, Maximiliane, durch Munterkeit und Grazie sich auszeichnete, verlebte er eine schöne Zeit, bis die verabredete Begegnung mit Merck stattfand, und die Rheinfahrt nach Mainz unternommen ward. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt wurde die juristische Thätigkeit eifriger aufgenommen, auch Manches für die von G. Schlosser, der Corneliens Bräutigam ward, redigierten Frankfurter gelehrten Nachrichten gearbeitet, und besonders Götz von Berlichingen zu Ende geführt. Inzwischen erneuerte die nach Kestners Anstellung in Hannover erfolgende Verheirathung Charlottens den Kampf im Herzen des Dichters, der mit Kestner in ununterbrochnem Briefwechsel, seine Neigung zu Charlotten in demselben nicht verschleiernd, geblieben war. Er erbat sich die Erlaubniß die Trauringe besorgen zu dürfen; den Tag der Hochzeit selbst verheimlichte ihm Kestners zarte Rücksicht. Von Neuem ging er nun an den Götz, mit Strenge sein Werk richtend, und würde auch diese zweite Bearbeitung nicht veröffentlicht haben, wenn ihn nicht Merck energisch dazu gedrängt hätte. „Götz von Berlichingen" schritt vom Verfasser auf eigne Kosten herausgegeben im Frühling 1773 in die Welt; aber da ein Nachdrucker sofort über das Werk herfiel, gerieth der junge Dichter in große Verlegenheit und büßte einen Theil der Druckkosten ein. Mit diesem gewaltigen Jugendwerke ward das deutsche Drama in eine neue Bahn gewiesen; unermeßlicher Jubel begleitete das Schauspiel bei seinem Erscheinen, die Nacheifrung der jüngern Dichterkräfte folgte ihm, und selbst die älteren pedantischeren Richter vermochten sich dem Gefühle der Größe der Dichtung nicht zu entwinden. Wie dieses Werk von einem gesunden ächt nationalen Sinn ausgegangen war, so hatte auch die Erkenntniß

manches Uebelstandes und Mißverhältnisses in den vaterländischen Zuständen mitgewirkt: und diese auf Bekämpfung verderblicher Zustände und falscher Richtungen hingerichtete Seite seiner Thätigkeit schuf eine Reihe derber Fastnachtsspiele, die voll von Witz und muthwilliger Satire waren; selbst Wieland ward von dieser tollen Laune nicht verschont. Um so ruhiger wurde es, als im Winter 1773 seine geliebte Cornelia mit ihrem Gatten von Frankfurt geschieden war. In diesem stillen Winter schrieb er, da die Briefe der Schwester, die sich in die neuen Verhältnisse nicht wohl zu fügen wußte, und der nach Frankfurt verheiratheten Maximiliane La Roche die Erinnerungen an Wetzlar und Lottens Ehe neu belebten, das Buch, das wenn gleich in andrer Weise, gleich wie Götz von Berlichingen, durch die Adern des deutschen Volkes drang: Werthers Leiden; vier Wochen von Mitte Februars bis Mitte März genügten, um ein so herrliches Seelengemälde zu schaffen, das ihm selbst wie eine Generalbeichte erschien, die ihn froh und frei und zu neuem Leben befähigt mache. Doch verging noch ein halbes Jahr, bis die Veröffentlichung durch den Druck erfolgte. Der Wunsch der Mutter, daß Goethe sich verheirathen möge, wäre in dieser Zeit fast erfüllt worden, indem ein Mädchen von angenehmer Bildung und sanften Sitten, dem er durch gesellige Kreise und in diesen herrschende Spiele näher bekannt geworden war, sich seine Zuneigung erwarb. Er sagt selbst, sie würden sich, wenn ein Priester zugegen gewesen, ohne vieles Bedenken auf der Stelle haben zusammengeben lassen. Doch sollte auch dieses Verhältniß keine äußere Gestalt gewinnen, sondern nur auf eine dichterische Schöpfung einwirken, indem er im Mai dieses Jahres, in Folge einer Anregung der liebenswürdigen Begleiterin, über deren Namen wir eine Gewißheit nicht haben, nachdem er in einem geselligen Kreise

die Denkschrift des Beaumarchais vorgelesen hatte, innerhalb einer Woche das Trauerspiel Clavigo schrieb. Er beeilte sich dieß Mal mit der Veröffentlichung, erlangte aber von Merck kein Lob dafür: vielmehr entgegnete dieser: „solch einen Quark mußt Du mir nicht wieder schreiben; das können die Andern auch.“ — In diese Zeit fällt Goethes Verkehr mit Lavater, der ihn in Frankfurt aufsuchte, mit Basedow, und insbesondere mit Friedrich Jakobi, in dessen gemüthlichem Landsitze Pempelfort bei Düsseldorf er selbst einsprach; es war ein Sommer voll von Anregung, und die großartigsten dichterischen Entwürfe stiegen in ihm auf; der ewige Jude, Mahomet, Prometheus, Faust traten vor seine Seele, mehrere Hauptscenen der letzteren Dichtung gehören diesem Jahre an. Dagegen brachte die Veröffentlichung des Werther neben unendlichem Beifalle auch des Verdrußes und der Anfechtung genug, selbst von der Seite, wo er am meisten Verständniß und Würdigung erwartet hatte. Denn Charlotte und Kestner waren nicht wenig betroffen, daß diese zarten Herzensregungen durch den Werther der Welt Preis gegeben waren, zumal da in der ersten Auflage des Romans der Bräutigam und spätere Gatte Albert nicht in durchaus günstigem Lichte erschien. Von den Vorwürfen, mit denen wegen dieser Veröffentlichung Kestner Goethe überhäufte, war dieser tief bewegt; doch gelang es ihm allmählich jenes Unwillen zu besänftigen und in freundschaftlicher Beziehung zu der Familie zu bleiben, obwohl die Briefe in größeren Zwischenräumen gewechselt wurden. Nach Kestners Tode hörte der Briefwechsel ganz auf; Charlotte starb im Jahre 1828, nachdem sie 1816 Goethen in Weimar wiedergesehen hatte und von diesem mit größter Verehrung behandelt worden war. Auch die Moral des Romans, in welchem man eine Apologie des Selbstmordes finden wollte, ward heftig angegriffen, in Leipzig sogar der Verkauf

verboten; Nicolai in Berlin und Götze in Hamburg eiferten in Moralpredigten. Der Herbst dieses Jahres brachte noch des Altmeisters Klopstock persönliche Bekanntschaft; wichtiger für des Dichters weitere Entwicklung ward der December 1774, in dem J. L. v. Knebel unsern Dichter in Frankfurt aufsuchte und ihn den beiden Prinzen von Weimar, Karl August und Constantin, welche er auf einer Reise begleitete, zuführte. Das Zusammentreffen mit diesen ward entscheidend für Goethes Zukunft: die ersten Stunden schon knüpften ein Band, das so herrliche Früchte bringen sollte. Da der Prinzen Aufenthalt in Frankfurt nur sehr kurze Zeit dauerte, so beschloß man sich in Mainz wieder zu treffen, und fröhliche Tage wurden daselbst verlebt: den heimkehrenden Goethe aber traf die Nachricht, daß Fräulein von Klettenberg am 16. December 1774 nach langen Leiden in gläubiger Ergebung von dieser Welt geschieden sei. Nächst der inhaltsreichen Beziehung zu dem Weimarschen Hofe eröffneten die letzten Tage des Jahres 1774 dem jungen Dichter ein Haus, in welchem seinem Herzen eine neue Neigung und ein neuer Kampf erwachsen sollte. Eine musikalische Abendunterhaltung führte ihn, den ein Freund zur Begleitung aufforderte, in den Kreis ein, der sich um Frau Schönemann, die Wittwe eines Bankiers, welche dessen Geschäft fortsetzte, und deren einzige Tochter Elisabeth zu versammeln pflegte. Der schöne ruhmreiche junge Dichter ward gern empfangen und nicht minder gern wiedergesehen: zwischen Lili und Goethe entwickelte sich ein inniges Verhältniß, das durch die Vermittlung einer Freundin, Fräulein Delf, welche die Einwilligung der beiderseitigen Aeltern zu gewinnen wußte, zu einem förmlichen Verlöbniß führte. Doch auch hier sehen wir, wie wir es schon mehrmals sahen, bald den reinen Himmel des Liebesglücks von Wolken getrübt. Denn wenn auch die Aeltern

eingewilligt hatten, näherten sie sich doch nur wenig einander und sahen scheel zu der bevorstehenden Verbindung, indem dem Schönemann'schen Hause, dessen Vermögensverhältnisse durchaus nicht dem glänzenden Scheine entsprachen und das auch bald nachher gänzlich zu Falle kam, ein reicherer Eidam erwünschter gewesen wäre, wogegen Goethe's Aeltern Lili eine Staatsdame und ein Weltkind nannten, das in die soliden, aber ein wenig altmodischen Verhältnisse des Goethe'schen Hauses nicht passe. So mögen in das Liebesverhältniß, das Goethe's Herz erfüllte und herrliche Frühlingstage schuf, früh schon Mißklänge sich eingefunden haben, wovon Briefe an Auguste Stolberg, die Schwester der ihm befreundeten Brüder, zwar nicht in ausdrücklichen Worten Zeugniß, doch Andeutung geben. Der Besuch der Stolbergs, welche eine Schweizerreise unternehmen wollten, brachte auf Zureden des Vaters den Entschluß, sich dieser Reise anzuschließen. Noch schied er mit der Hoffnung, Lili einst seine Gattin nennen zu dürfen. In Karlsruhe sahen die Reisenden Karl August und Prinzessin Luise von Darmstadt, die ihn nach Weimar einluden; weniger Freude gewährte das Wiedersehen der in ihrer Ehe nicht glücklichen Schwester, welche des Bruders Verhältniß zu Lili mißbilligte und ihn von dieser durch die eindringlichsten Vorstellungen zu entfernen suchte. Reich an Eindrücken war die Reise durch die herrlichen Schweizergegenden, Freude erwuchs aus dem Wiedersehen Lavaters, aus neuen Bekanntschaften, doch immer zog es ihn nach der Heimath, zu Lili zurück, von der er sich noch nicht getrennt meinte. Auch Lili kämpfte indeß in Frankfurt um ihre Liebe, an welcher ihre Verwandten auf alle Weise zu rütteln suchten; doch meinte sie sich stark genug, alle Verhältnisse aufzugeben, selbst mit dem Geliebten nach Amerika zu gehen. Noch einmal lachte des Liebesglückes Sonne während des Landaufent-

halts in Offenbach: mit der Rückkehr der Schönemann'schen Familie nach Frankfurt, da das alte Treiben neu begann, der Schwarm der Verehrer im Meßgewühl sich mehrte, trübte sich der Himmel, um sich nun nicht wieder zu erhellen: im Anfange Octobers erfolgte nach qualvollen Tagen voll gegenseitiger Quälerei und voll Mißstimmung, der Bruch, und der Entschluß wurde gefaßt, nach Weimar zu gehen. Nachdem er überall, auch von Lili, Abschied genommen, verließ er am 30. October Frankfurt und traf am 7. November in Weimar ein.

Hier hatte sich unter der Pflege der Herzogin Anna Amalia, einer Nichte des großen Friedrich, ein geistiges Leben zu entfalten begonnen, das sich vom französischen Wesen, welches die meisten Höfe damals beherrschte, frei zu machen strebte. Es hatte am Hofe die Sorge für die Erziehung der Prinzen Karl und Konstantin und der trefflichen Fürstin eigenes geistiges Streben eine Schaar geist- und gemüthvoller Männer vereinigt; Wieland ragte unter ihnen hervor, mit ihm wirkten und lebten Bertuch, Knebel, Seckendorf, Einsiedel. Am 3. September 1775 bestieg Karl August den Weimar'schen Thron, und vermählte sich bald darauf mit der schon genannten Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt. Karl August war jung, voll von Kraft des Geistes und Charakters, und, wie Dalberg gesagt hatte, begabt mit einer echten Fürstenseele. Diesem jungen, für seine hohe Aufgabe begeisterten Fürsten trat nun Goethe, der schon bei den früheren Berührungen sich des Fürsten Liebe erworben hatte, in die Nähe eines Freundes, und nach wenigen, in jugendlich frischem, fast übermuthvollem Treiben verbrachten Wochen war Goethe's fernere Zukunft schon entschieden. Der Herzog suchte den talentvollen Dichter, der die gesammte jüngere Welt Weimar's sich gewonnen, in dem älteren Wieland einen schwärmerischen Ver-

ehrer sich erworben hatte, in den Staatsdienst in ehrenvolle Weise zu ziehen, so daß dem Dichter und Freunde Muse und Spielraum bliebe. In diesem Sinne schrieb Herr v. Kalb, später Kammerpräsident in Weimar, an den Rath Goethe nach Frankfurt, um ihm mitzutheilen, daß der Herzog seinen Sohn zum Geheimen Legationsrathe mit Sitz und Stimme im Geh. Conseil mit 1200 Thlr. Gehalt ziehen, zugleich ihm aber völlige Freiheit lassen wolle, Urlaub zu nehmen oder den Dienst zu verlassen, wann er wolle. Der Vater gab freudig seine Einwilligung, das Decret ward aber erst am 11. Juni ausgefertigt. Die segensreichen Folgen dieses vom Fürsten in großherzigem Sinne und richtiger Würdigung der außerordentlichen Natur Goethe's gethanen, von Vielen ihm gar sehr verdachten Schrittes ließen nicht auf sich warten. Denn, wie immer auch dem Leben genial und jugendfroh zugesprochen ward, es ward auch an Land und Regierung gedacht; überall hin wandte sich das Auge forschend, prüfend, anregend, belebend. Oeser, den man in Leipzig aufsuchte, erhielt ehrenvolle Aufträge, Bürger und Jung erfreuten sich ansehnlicher Unterstützung, mit Stolberg und Herder wurden Unterhandlungen wegen ihres Eintritts in Weimar'sche Dienste angeknüpft; doch führten dieselben nur Herder nach Weimar, Stolberg ward durch Klopstocks Einfluß, welcher das Weimar'sche Treiben im höchsten Grade ärgerlich fand und mit Goethe darum zerfiel, zurückgehalten, wodurch auch das freundschaftliche Verhältniß des Dichters zu der Schwester der Brüder Stolberg, der nachmaligen Gräfin Auguste Bernstorff, erkaltete. Zu dem „Egmont", mit dem Goethe sich schon vor seiner Uebersiedelung beschäftigt hatte, trat der Plan der „Iphigenia"; die Leitung des Liebhabertheaters nahm ihn dichtend und darstellend in Anspruch; „Stella", „die Geschwister", „Lila", „der Triumph der Empfind-

samkeit" entstanden. Neue andauernde Anregung ward ihm aus dem innigen Freundschaftsverhältniß, das sich zwischen ihm und Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt, knüpfte, einer durch Schönheit, Anmuth, Reichthum des Geistes und Herzens ausgezeichneten Frau. Zwölf Jahre lebte der Dichter in engster Beziehung zu dieser trefflichen Frau, und der Umgang war von den segensreichsten Wirkungen begleitet; denn der Freundin edle Natur wußte den anfänglich feurig leidenschaftlichen Ton in Rede und Brief auf das rechte Maß inniger Zuneigung und echten Vertrauens zurückzuführen, und so erwuchs dem Dichter Linderung, Klärung, Stärkung. Die Freundin trat an Corneliens Stelle, von der immer weniger erfreuliche Kunde an des Bruders Ohr drang, bis am 16. Juni 1777 die Todesbotschaft eintraf, die ihn mit tiefem Schmerz erfüllte; sein Tagebuch nennt jenen Tag „dunkel und zerrissen" und bezeichnet die folgenden mit „Leid und Trauer". Frühling und Sommer dieses Jahres verging im Garten an der Ilm unter Anbau und Anpflanzung, Uebungen im Zeichnen und den ersten Anfängen der „Lehrjahre", zu welchen der gereiftere Rückblick auf die vergangenen Jahre aufforderte. Ilmenau und die Wartburg wurden besucht, und der einsichtsvolle Merck erfreute Fürst und Dichter, bei ihnen als Gast verweilend. Im October nach Weimar heimgekehrt, ward Goethe bald wieder aus seinem lieben heimlichen Gartenhause herausgedrängt, indem eine größere Jagdpartie auf Eisenacher Flur veranstaltet wurde, der er wenigstens zum Theile zu entgehen, auch wohl um das Berg- und Hüttenwesen recht genau kennen zu lernen, sich zu dem Umwege der Harzreise entschloß. Nach 16tägigem Umherstreifen, wobei ihm auch der Besuch des schneebehangnen Brockens nicht entging, traf er in Eisenach ein, ging aber bald darauf nach Weimar zur Arbeit und Dichtung zurück. Der Mai des

folgenden Jahres brachte eine Reise nach Dessau und Berlin mit sich, welche der Herzog aus politischen Gründen unternahm. Neben mancherlei Arbeiten, namentlich architectonischen Studien, welche bei dem Wiederaufbau des Schlosses, der unter seiner Leitung in Angriff genommen wurde, nöthig waren, und neben vielfacher sonstiger Thätigkeit im Staate und am Hofe, rückten die dichterischen Werke nur allmählich vor; zu „Egmont" wurden in diesem Jahre einige der Hauptscenen geschrieben. „Iphigenia," mit der er sich schon 3 Jahre trug, gewann im folgenden Jahre feste Gestalt und ward in der Zeit vom 14. Febr. bis 28. März in der ersten prosaischen Bearbeitung angefangen und vollendet, am 6. April 1780 aufgeführt, bei welcher Gelegenheit Corona Schröter die Titelrolle, Knebel den Thoas, Prinz Konstantin den Pylades, Goethe selbst den Orestes spielte. Doch genügte diese Gestalt der Dichtung dem nach Formvollendung strebenden Dichter noch nicht, und in dem richtigen Bewußtsein, daß er in der künstlerischen Verschmelzung von Form und Inhalt die erstrebte Höhe noch nicht erreicht, stand er in den ersten zehn Jahren seines Weimarer Lebens von neuen Veröffentlichungen ab, war auch wenig erbaut über das Unternehmen des Berliner Buchhändlers Himburg, welcher die älteren Dichtungen Goethe's wiederholt herausgab. In dieser Zeit war er auch thätig in seinen Amtsgeschäften, welche durch die Uebernahme der Kriegs- und Wegebau-Commission beträchtlich gemehrt worden waren, sowie durch seine Bemühungen für eine neue Feuerordnung und bessere Einrichtung der Löschanstalten. Dem Dichter kam bei den Berufsgeschäften der Umstand zu Gute, daß dieselben ihn häufig aus der Stadt heraus auf einsamen Reisen durch das Ländchen bald hierhin bald dorthin führten, wobei denn für das beobachtende Auge Stoff genug, und nicht minder Anregung für

die schaffende Phantasie sich fand. Der Geburtstag des Jahres 1779 brachte ihm aus des Herzogs eignem Munde den Titel eines Geheimeraths; eine Gehaltserhöhung trat erst später ein. Im Herbste desselben Jahres begab sich Karl August mit Goethe, dem Oberforstmeister v. Wedel und zwei Dienern auf eine schon vorher vertraulich besprochene, in ihrem Umfang und ihrer Dauer Niemandem bekannte Reise: es sollte eine neue Periode des Weimarer Lebens, in ernsterem und größerem Stile, durch längere Abwesenheit eingeleitet werden. Ueber Cassel ging es im möglichst strengen Incognito nach Frankfurt, wo Vater Goethe und Frau Aja sich geschmeichelt und beglückt fühlten, den berühmten Sohn und seinen hohen Herrn bei sich bewirthen zu dürfen. Sesenheim und die Laube ward an Friederikens Seite wieder aufgesucht, in Straßburg freute er sich, Lili als glückliche Mutter zu begrüßen; Emmendingen rief ihn an das Grab der heißgeliebten Schwester. Nun ging es in die Schweiz hinein, nach Basel, Bern, in's Oberland, Lausanne, an den Genfer See, in's Joux-Thal, nach Wallis, über den Gotthard nach Uri, Luzern und Zürich. Unter manchen erfreuenden Bekanntschaften, die angeknüpft und erneuert wurden, war es namentlich Lavater, dessen Wiederanblick und Umgang fröhliche Stunden schuf. Am 8. December nahm man in Schaffhausen von der Schweiz und von Lavater Abschied, welcher letztere die Reisenden dort noch einmal überrascht hatte. Der Rückweg führte über Stuttgart, wo der Herzog den Hof besuchte. Herzog Karl von Würtemberg erwies dem Gaste jedwede Aufmerksamkeit und ließ ihn unter Anderem auch der Feier des Jahrestages der Karlsakademie beiwohnen; hier sah der damals zwanzigjährige Schiller, der später der Genosse Goethe's auf dem Throne deutscher Poesie werden sollte, zum ersten Male den Dichter, dessen „Götz von

Berlichingen" ihn begeistert hatte. Wenig erquicklich war die Rückreise, welche von Hof zu Hof führte, eine Existenz, die in Goethe fast die schönen Eindrücke der Schweizerreise zu verwischen drohte. Am 13. Januar 1780 zogen die Reisenden wieder in Weimar ein, und hier erst entstand die zweite Hälfte der „Briefe aus der Schweiz", welche zu den besten prosaischen Schriften Goethe's gehören. Den Herzog fand man nach seiner Heimkehr sehr vortheilhaft verändert; die Stimmung gegen Goethe verwandelte sich zu dessen Gunsten, allmählich verstummte Neid und Mißgunst. Der Wunsch, in seinem trefflichen fürstlichen Freunde die sittlichen Eindrücke und männlich-ernsten Entschlüsse der Schweizerreise lebendig zu erhalten und denselben zu immer klarerem und energischerem Bewußtsein seiner hohen Lebensaufgabe zu führen, brachte ihn auf den Gedanken, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu beschreiben, und wie es des Dichters Art war, auftauchende Gedanken rasch und kräftig zu erfassen, freilich dann auch sie hinter neuen stärkeren Eindrücken zurücktreten zu lassen, so ward in Büchern und Archiven eifrig studiert, gesammelt und geordnet, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Doch stand er von diesem Vorhaben ab, weil er wohl erkannte, daß ein weiterer und breiterer historischer Hintergrund gewonnen werden müsse, um das Lebensbild zu rechter Erscheinung zu bringen. Der aus diesen Studien neue Anregung schöpfende historische Sinn des Dichters wandte sich hierauf wieder dem noch unvollendeten „Egmont" zu, vorher aber noch gewann „Tasso", der schon in den Frühlingsmonaten Gegenstand innerer Betrachtung und Gestaltung geworden war, äußere Gestalt, doch wurde das Drama, wie die „Iphigenia", anfänglich in Prosa bearbeitet, und der zweite Act im Herbst 1781 geschlossen. Auch „Wilhelm Meister" rückte weiter vorwärts, und die naturwissen-

schaftlichen Studien wurden mit Lust, Eifer und Erfolg fortgesetzt. Im folgenden Jahre verließ er seine freundliche Gartenwohnung, dem Zureden der Herzogin Amalie nachgebend, welche einen Theil der neuen Einrichtung zu übernehmen versprach: am 1. Juni zog er in die neue, geräumigere und für seine Geschäftsthätigkeit passendere Wohnung ein. Doch blieb der Garten, den er liebgewonnen, die traute Zuflucht seiner Musestunden. Bald darauf erhielt er das Diplom, durch welches Kaiser Joseph II., der schon im vorigen Jahre vom Herzog von Weimar darum angegangen war, ihm den deutschen Reichsadel verlieh. Zugleich nahm er nach der Entlassung des Kammerpräsidenten v. Kalb Antheil an den Sitzungen der Kammer, welche die Anweisung erhielt, über wichtigere, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitende Angelegenheiten mit dem Geh. Rath Goethe Rücksprache zu halten und dessen Rath einzuholen. Wirklicher Kammerpräsident war Goethe nie, doch leitete er längere Zeit thatsächlich die Geschäfte dieses Departements, und auch nach der Wiederbesetzung der Präsidentenstelle behielt er das Recht, an den Sitzungen der Kammer auf dem für den Herzog bestimmten Sessel Theil zu nehmen. Trotz der Menge der also anwachsenden Geschäfte blieb zunächst Raum für dichterische Thätigkeit, indem an „Wilhelm Meister" fortgearbeitet wurde und „Egmont" gewissermaßen, doch ohne den Dichter zu befriedigen, zum Abschluß kam, sowie für die naturwissenschaftlichen Beschäftigungen und die am Hofe nur allzuoft in Anspruch genommene Gelegenheitsdichtung; doch begann er schon um diese Zeit sich vom Leben des Hofes, von den sich oft wiederholenden Reiseausflügen des beweglichen Fürsten zurückzuziehen und sich der Außenwelt gegenüber mehr in sich abzuschließen, so daß wohl Mancher über Kälte und Herbheit klagen mochte. Doch mehrte sich der

Druck der Geschäfte in den folgenden Jahren, und namentlich aus der Finanzangelegenheit erwuchs, da der Herzog zur Aufstellung eines gewissen, nicht zu überschreitenden Etats nicht zu vermögen war, manche Verdrießlichkeit. Aus Brief und Lied in dieser Zeit spricht Wehmuth und schmerzliche Sehnsucht, auch die Gesundheit litt, und er mußte die besorgte Mutter in Frankfurt, welche nach dem Tode ihres in den letzten Jahren besonders launischen Gatten (27. Mai 1782) ein ungetrübtes Alter genoß, wegen der über des Sohnes Befinden zu ihr gedrungenen Gerüchte beruhigen. Fröhliche Stunden in dieser schwereren und ernsteren, zu dichterischen Tändeleien und Hoffesten wenig neigenden Periode gab das Wiedersehen Jacobi's, die Bekanntschaft mit der trefflichen Fürstin Galitzin, der innigere Verkehr mit Herder, wogegen das Verhältniß zu Lavater in Folge der Verschiedenheit der Religionsansichten sich gänzlich löste. Goethe sehnte sich aus Weimar heraus; nur das Bewußtsein, daß ihm in der Arbeit die Freiheit blieb, sich ihrer nach Belieben zu entledigen, hielt ihn inmitten der wogenden Geschäfte aufrecht. Aus dieser Sehnsucht, die lange im Herzen gehegt war, die ihn schon früher nach Italien, dem gelobten Lande seiner Dichterträume, gezogen hatte entsprang im Sommer 1786 das Project der italienischen Reise, das von dem Herzog, der in Goethe nicht blos den umsichtigen und thätigen Staatsmann ehrte, bereitwillig gefördert wurde; sonst blieb der Plan in Weimar unbekannt. Von Karlsbad, das Goethe früher schon besucht, wohin dießmal auch der Herzog gegangen war, und wohin der Dichter seine Schriften zum Behufe ihrer Herausgabe bei Göschen mitgenommen hatte, fuhr er, das Manuscript der „Iphigenie" mit sich nehmend, am 3. September früh 3 Uhr dem ersehnten Süden zu. Dieser Reise hat er in der uns hinterlassenen ausführlichen Darstellung

und in den Briefen, die er aus Italien, namentlich an Charlotte v. Stein schrieb, ein herrliches unvergängliches Denkmal gesetzt. Denn in derselben sehen wir Wärme der Auffassung, Schärfe der Beobachtung mit der veranschaulichendsten Plastik der Schilderung und Erzählung vereinigt, wie in wenigen anderen Werken. Im raschen Fluge ward das südliche Deutschland durcheilt und selbst Münchens Kunstschätzen nur kurze Zeit des Beschauens gegönnt. Auf der Höhe des Brenners nahm er das Manuscript der „Iphigenie" aus seinen Papieren heraus, um, vom südlichen Himmel angeregt, auf dem klassischen Boden Italiens der Dichtung die metrische Form zu geben. Palladio's ausgezeichnete Bauten in Vicenza gewannen demselben des Reisenden begeisterte Verehrung, der sich von der gothischen Baukunst der antiken zuwendete. Am 28. September war, wie er voll Bewegung schrieb, Venedig für ihn kein bloßes Wort, kein hohler Name mehr. In dieser für Erinnerung und Anschauung überreichen Stadt wurden vierzehn Tage in unermüdlicher Schaulust, in ununterbrochenem Verkehr mit dem Leben zugebracht, nur die Morgenstunden der Umgestaltung seiner Dichtung gewidmet. Die Straßen der Stadt wurden durchlaufen, Gerichtsverhandlungen angehört, dem Erzähler auf der Riva und dem Gesang der Fischer ein aufmerksames Ohr geliehen, Bauwerke und Kunstschätze zu immer neuem und reicherem Genusse betrachtet. Weniger Eindruck gewährte trotz reicher Kunstsammlungen Bologna, wo nur eine Cäcilie von Raphael und eine heilige Agathe, die ihm das Vorbild einer Iphigenie schien, dauernde Erinnerung gewannen. Da trat ein neuer Plan vor des Dichters Seele: der Gedanke einer Iphigenia in Delphi, der aber leider nicht zur Ausführung kam. Schnell eilte er, um noch zu den großen Kirchenfesten in Rom einzutreffen, über Florenz der

Siebenhügelstadt zu, und was immerhin der Weg an Mühsal und Verdruß brachte, als er am 28. October durch die Porta del Popolo in Rom einfuhr, war jede Wolke von der Stirn verscheucht. Nun begann ein Schauen und Suchen, ein rastloses Bemühen, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben;" es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht." Im Studium der alten Kunstwerke förderte ihn der Umgang mit Wilhelm Tischbein, der während des Aufenthaltes Goethe's das große Portrait desselben malte, welches ihn als Reisenden, auf einem Obelisken ruhend und die im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma betrachtend, darstellt. Auch K. Ph. Moritz schloß sich an ihn an, durch seine antiquarischen Kenntnisse, sowie durch seine Einsicht in die Metrik, vielen Nutzen gewährend. Am 10. Jan. 1787 ward die Iphigenie, „das Schmerzenskind", abgesendet; aber obwohl der sie begleitende Brief nur bescheidene Erwartungen von der Aufnahme der Dichtung aussprach, blieb diese jedoch hinter jenen zurück. Weder in Rom noch in Weimar wußte man das herrliche Werk zu würdigen; jedoch ließ sich Goethe durch die kühle Aufnahme nicht abschrecken, an eine metrische Bearbeitung des Tasso zu denken. Nachdem noch die Carnevalszeit in regem Treiben verbracht war, reiste er am 22. Februar mit Tischbein nach Neapel ab, das ihm ein Paradies schien und ihn in trunkene Selbstvergessenheit versetzte. Hier ward dem Leben mehr als den Kunststudien zugesprochen, und auch das Incognito, in das er sich in Rom gern gehüllt, abgeworfen. Philipp Hackert, bei welchem Tischbein wohnte, ein tüchtiger und einsichtsvoller Künstler, gewann hier Goethe's Freundschaft. Nach Sicilien begleitete ihn auf Tischbeins Empfehlung ein junger Landschaftsmaler Namens Kniep; am 29. März

segelte er auf einer Corvette nach Palermo ab, durch die Seereise, wie er sagt, welche noch im Kreise seiner Begriffe fehlte, seine Welt erweiternd. Palermo's reizvolle Umgebung fesselte ihn bis zum 18. April, ein neues Verständniß der Homerischen Dichtung erwuchs auf der zauberischen Insel, das Land der Phäaken tauchte vor ihm auf, und ein neuer Plan entstand zu einem Drama „Nausikaa", welches die Haupthandlung der Odyssee concentrieren sollte. Auch die Idee der Pflanzenmetamorphose faßte er zuerst auf Sicilien. Weniger Freude als Palermo gewährte Messina, das noch in Trümmern liegende, woselbst ihm auch der Aufenthalt durch einen despotischen Gouverneur verleidet wurde, so daß er nach kurzem Verweilen schon am 14. Mai die Insel verließ. Nach gefährlicher, durch die Felsen von Capri bedrohter Seereise langte er am 17. Mai wieder in Neapel an, von wo er am 3. Juni, nicht ohne Schmerz von dem Sicilianischen Reisegenossen sich trennend, abfuhr und am 6. Juni wieder in Rom eintraf. Das Frohnleichnamsfest machte ihn schnell wieder zum Römer, und die Betrachtung der Kunstwerke begann von Neuem, doch mit größerer Ruhe und zu reicherem Gewinn, weil er, unter gleichem Himmel lebend, ihnen näher getreten war. Eigene Uebungen unter Hackert's Leitung wurden vorgenommen, auch Versuche im Modellieren beim Bildhauer Trippel gemacht, aus der neu gemachten Bekanntschaft mit Heinrich Meyer aus Zürich mannigfache Belehrung und Förderung gewonnen. Seine dichterische Feder wandte sich von Tasso und Nausikaa zum Egmont, der am 5. November vollendet ward; aber es ging dem Dichter nicht viel besser, wie mit der Iphigenie; namentlich Herder hatte Manches auszusetzen. Es hat doch, sagte der Dichter, Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst, als der Künstler selbst. Inzwischen, während ein Liebes-

verhältniß vorübergehend ihn fesselte, welches er, erfahrend, daß die Geliebte verlobt sei, schnell löste und sich in rücksichtsvoller Entfernung hielt, ward ihm aus der Heimath die Nachricht, daß in Weimar man sich rüste, im Herbste ihm nach Italien zu folgen; die Herzogin Amalie und Herder wollten des Dichters Freuden theilen, angeregt von seinen farbenreichen Schilderungen. Er beschloß, um nicht Zwang für Freiheit umzutauschen, deren Ankunft nicht abzuwarten und gab zunächst den Rath, bei schon vorgerückter Herbstzeit auch noch den Winter in Deutschland vorübergehen zu lassen, was denn auch geschah. Der ihm befreundete Musiker Kayser fügte in den Kranz der Künste, der Goethe umgab, die Musik hinzu, indem er die Singspiele Goethe's componirt hatte und mit einer Musik zu Egmont beschäftigt war. So entstand „Erwin" und „Elmire" und im Februar ward „Claudine von Villabella" beendet und abgesandt. Mächtig ward in der Brust des Dichters, mitten in diesem Kunstleben und diesen Versuchen im Reiche der bildenden Kunst, das Bewußtsein, daß er darauf Verzicht leisten müsse, in dieser ausübend etwas zu leisten, daß er aber zur Dichtkunst geboren sei. Nachdem noch einmal der Carneval in Rom verlebt, auch das Osterfest daselbst gefeiert war, rüstete er sich zum Scheiden; in den Garten der Malerin Angelika Kaufmann, der einzigen, die sich für die Iphigenie erwärmt hatte, pflanzte er einen Piniensprößling, Dattelpflanzen an der Sixtinischen Straße, die zu stattlichen Bäumen emporwuchsen. Gegen Ende Aprils schied er von Rom, und über Florenz, wo ein Theil des Tasso bearbeitet wurde und Mailand zurückkehrend, traf er am 18. Juni wieder in Weimar ein. Dem Herzoge hatte er schon von Italien aus die treueste Anhänglichkeit und innigste Dankbarkeit für die gegönnte Musezeit ausgesprochen, zugleich andeutend, daß er nach seiner Rückkehr

nicht in den früheren Geschäftskreis wieder einzutreten wünsche. Sein Wunsch ward erfüllt: die Geschäfte des Kammerpräsidiums und der Kriegscommission wurden ihm abgenommen, doch so, daß ihm das Recht blieb, sich an den Sitzungen der Kammer zu betheiligen. Die Bergbaucommission verblieb ihm, und dazu kam nach und nach die Oberaufsicht der Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, somit ein ihm angemessener, zugleich Muse gewährender Geschäftskreis. Deuteten wir schon oben an, wie Goethe allmählich vom äußeren Leben sich in sich selbst zurückzog, nach und nach ein Anderer, ein Abgeschlossener werdend, so gilt dieses Wort erst recht von dem aus Italien Heimgekehrten. Die Gesellschaft in Weimar mochte wohl Anderes erwartet haben: sie hatte einen zugänglichen, von der Fülle der gewonnenen Eindrücke übersprudelnden Dichter wieder zu begrüßen gehofft und fand ihn ihrem Verständniß entrückt, zu einer Höhe emporgestiegen, auf welche ihm nachzufolgen nur Wenigen möglich war. Brachte dann Mangel an Verständniß des Dichters hie und da Mißbehagen und Mißdeutung, so ward er nur noch mehr getrieben, sich in sich zu verschließen und in seiner inneren Welt gegen das Andrängen der äußeren zu wehren: eine Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, die nicht ganz mit Unrecht für Kälte und Selbstsucht angesehen ward. Tasso ward beendet, Faust als Fragment veröffentlicht, doch nahm das Publikum die neueren Dichtungen Goethe's ziemlich kühl auf, so daß der Verleger über geringen Absatz klagte. Um diese Zeit kühlte sich das freundliche Verhältniß zu Herder ab; zwischen Goethe und Charlotte v. Stein trat fast Entfremdung ein. Daran hatte, neben dem schon erwähnten Liebesverhältniß in Rom, besonders das ihn in Weimar neu umspinnende zu Christiane Vulpius Schuld; beide Verhältnisse ließen, ohne daß wir hier, wie auch ander-

wärts, Wahrheit und Dichtung zu trennen vermöchten, die römischen Elegieen entstehen. Bei einem Spaziergange im Parke wurde er von einem jungen Mädchen, der Schwester des Rathes Vulpius in Weimar, welcher als Verfasser der Räuberromane Rinaldo ꝛc. und als Theaterdichter nicht unbekannt war, angesprochen; es handelte sich um eine Bittschrift für den Vater. Ihre frische, jugendliche Gestalt, ihr munteres, naives Wesen gewannen bald des Dichters Zuneigung; sie leistete ihm, ihn öfters besuchend, bei botanischen und chromatischen Beschäftigungen „anmuthige Gesellschaft." Es entstand ein förmliches Verhältniß, und nach der Geburt seines Sohnes August, des einzigen Kindes, das am Leben blieb, nahm Goethe „die kleine Freundin" in sein Haus; später, als er ein eigenes Haus besaß, auch ihre Tante und Stiefschwester, welche bis an ihr Ende daselbst wohnen blieben. Erst im Jahre 1806 ließ er sich mit ihr trauen; der lange verschobene Schritt ward durch die dankbare Anerkennung ihrer Standhaftigkeit während der Schreckenstage jenes Jahres beschleunigt. Seinem Sohne August waren schon früher vom Herzoge die Rechte legitimer Geburt zuerkannt worden. Es hat dieses Verhältniß Goethe's sowohl während es noch der kirchlichen Weihe entbehrte, als nachher, mannigfacher Auffassung Raum gegeben. Es ist der Stab über die sittliche Natur des Dichters, namentlich im Hinblick auf dieses Verhältniß gebrochen worden, und selbst das Urtheil über die Dichtungen Goethe's hat darunter gelitten. Andererseits hat man sich allzusehr mit Rechtfertigungen abgemüht, man hat der Dichternatur jedwede Verletzung geheiligter Formen zu Gute halten zu dürfen geglaubt und wohl gar die Behauptung gewagt, eine andere Ehe, welche dem Dichter eine ihm geistig näher stehende Lebensgefährtin gegeben hätte, würde seinem geistigen Leben und Schaffen

Abbruch gethan haben. Die rechte Würdigung liegt auch hier wie oft im Leben, in der Mitte. Es bedarf nur einer besseren Kenntniß der Goethe'schen Dichtungen, eines nicht allzu oberflächlichen Blickes in seine Entwickelungsgeschichte, um zu erkennen, daß sein Leben ein steter Läuterungsprozeß, daß seine Natur voll sittlichen Ernstes war, und es heißt nicht allzuviel verlangen, wenn man an das Ungewöhnliche nicht den gewöhnlichen Maßstab angelegt wissen will: ein Verfahren, welches nicht Mißbilligung in Lob, wohl aber aus Mangel an Verständniß entspringendes Aburtheilen in eine auf Verständniß ruhende Würdigung des immerhin zu Tadelnden umwandeln will. Eben so wenig haben diejenigen Recht, welche der nachmaligen Gattin Goethe's keinen Platz in dessen Herzen einräumen, und dieselbe auf die schmale Stelle einer Haushälterin beschränken: in Wahrheit war das Verhältniß bis zu ihrem 1816 erfolgten Tode ein ungetrübtes, herzliches, wenn auch sich nur auf einen Theil der Goethe'schen Existenz beschränkendes. Der Schmerz, den Goethe bei der Gattin Tod empfand, die Anerkennung, die Christiane bei Goethe's Mutter fand, geben deutlich Zeugniß davon.

Im Frühjahre 1790 ging Goethe noch einmal nach Italien, um mit der Herzogin Amalie in Venedig zusammenzutreffen: dort, während er ihrer Ankunft entgegensah, entstand ein Theil der Venetianischen Epigramme. Im Anfange Juni kehrte er zurück, um bald darauf der Einladung des Herzogs zum preußischen Feldlager in Schlesien, halb wider Willen, zu folgen. Der Winter verging unter naturwissenschaftlichen Studien, indem besonders die Farbenlehre ihn viel beschäftigte, und auch einige diesem Bereiche angehörende Abhandlungen veröffentlicht wurden. Als im Anfange des folgenden Jahres die in Weimar Vorstellungen gebende Schauspielergesellschaft, weil sie nicht mehr genügte,

durch Entlassung der weniger brauchbaren und durch das Heranziehen tüchtigerer Mitglieder neu organisirt wurde, übernahm Goethe die Leitung der nun den Titel „Hoftheater" annehmenden Bühne, welcher er sich mit Liebe und Umsicht, von Freunden vielfach gefördert, widmete. Die erste poetische Frucht der so neu angeregten Liebe zum Theater war das Lustspiel „der Großkophtha," welches indeß nicht viel Anklang fand. Schon in diesem Stücke tritt uns eine düstere Ahnung des Umsturzes der socialen Verhältnisse entgegen, und die folgenden Jahre waren nicht geeignet, in der Seele des Dichters eine freundlichere und friedlichere Stimmung zu erwecken. Auch auf diesem Gebiete hat Goethe die heftigsten Anfechtungen erleiden müssen, welche in dem politisch erregten Jahre 1848 fast eine Apologie nöthig machten. Man hat seine Haltung der französischen Revolution gegenüber, und später während der Napoleonischen Herrschaft und Deutschlands Erniedrigung, sowie in den Zeiten der siegreichen Erhebung des Vaterlandes lebhaftestem Tadel unterworfen. Wir haben es zunächst mit der zuerst genannten Zeitperiode zu thun. Es ist wahr, daß er die französische Revolution mit finsteren Blicken maß, und daß er keine Begeisterung für den von Vielen gewähnten Anbruch einer neuen schöneren Zeit in sich zu finden wußte, daß er vielmehr scheu und zerstört sich in sich zurückzog. Aber, wenn wir sagen, daß der Dichter auf der Höhe seiner universellen Bildung sich nicht vom unruhigen Ringen des Menschen, sondern von der harmonischen Entfaltung des Menschlichen angezogen fand, daß er selbst durch Kämpfen und Ringen zu einer harmonisch abgeschlossenen inneren Welt herangediehen war, so soll das doch nicht so viel heißen, als habe er kein Auge und kein Herz für die politischen Regungen und Ereignisse gehabt. Lassen wir ihn an dieser Stelle selbst sprechen:

„Einem thätigen, productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was nun Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle." Und in einem Gespräche mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen suchte, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Eben so wenig war ich ein Freund herrischer Willkühr. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegen kommen, und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird." Wir können, und mit uns gewiß die Leser, in solchen Worten nicht Theilnahmlosigkeit gegen die Geschicke der Völker erkennen.

Preußens Theilnahme an den Kriegsunternehmungen gegen Frankreich brachte 1792 auch Goethe auf den Kriegsschauplatz indem Karl August ein Regiment kommandierte und sich die Begleitung des erprobten Freundes erbat. Wenige Tage nach der Uebergabe von Longwy traf er beim Herzog ein, nachdem er bei der Mutter einige Zeit verweilt hatte. Er durchlebte unerquickliche Tage vor Verdun und setzte sich beim Gefecht von Valmy am 20. September selbst den feindlichen Kugeln aus. Nach dem ungünstigen Ausgange dieses Treffens ging er über Longwy nach

Frankfurt zurück, die Muse dieser ganzen unruhevollen Zeit seiner Farbenlehre zuwendend. Die ihm in Frankfurt nach dem Tode des Schöffen Textor angetragene Rathsherrnstelle lehnte er, seinem Fürsten treu bleibend ab. Ein Besuch in Pempelfort brachte frohe Stunden im Verkehre mit Jakobi, und nicht minder freundliche Aufnahme fand er in Münster bei der Fürstin Gallitzin. In Weimar wieder angekommen, erfreute er sich an dem während seiner Abwesenheit nach Anordnung des Fürsten begonnenen Neubau seines Hauses, den er geschäftig weiter förderte. Heinrich Meyer ward Haus- und Tischgenoß; die Leitung des Theaters gab dem „Bürgergeneral" und den leider lückenhaft gebliebenen „Aufgeregten" das Dasein. Doch rief die Belagerung von Mainz ihn wieder in die Nähe des Herzogs, und auch hier ließ er sich von der Lust, der Gefahr in's Auge zu schauen, öfters hinreißen. Die wenigen Mußestunden wurden dem Reinecke Fuchs und den optischen Arbeiten gewidmet. Traurigen Anblick gewährte das verwüstete Mainz: mit schmerzlicher Bewegung durchritt Goethe die schwer getroffene Stadt, besserer daselbst verlebter Stunden gedenkend. Nachdem er die Erlaubniß zur Heimkehr erlangt, eilte er über Heidelberg, wo er mit Schlosser zusammentraf, und nach kurzem Aufenthalt bei der Mutter nach Weimar zurück. Nach der Rückkehr ward Reinecke Fuchs zu Ende geführt, so daß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. Der erste Band von Wilhelm Meister wurde 1794, da der Verleger drängte, obwohl der Dichter nicht ohne Sorge um die Fortsetzung war, herausgegeben. In demselben Jahre entstand der Plan zu Hermann und Dorothea; naturwissenschaftliche Studien, theils im Anschluß an die akademischen Kreise zu Jena, theils im Verkehr mit Alexander v. Humboldt, theils in eigenen Versuchen, Beobachtungen und Aufzeichnungen, spannen sich wie bisher neben poetischer und

amtlicher Thätigkeit fort. Um diese Zeit gestaltete sich auch das Verhältniß Goethe's zu Schiller zu einer innigen Freundschaft; das geistige Zusammenleben der beiden großen Männer in den nächstfolgenden Jahren erschien Goethe selbst wie ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging. Das Jahr 1787, während Goethe in Italien war, hatte Schiller zuerst nach Weimar geführt und ihm dort freundliche Aufnahme bereitet. Im folgenden Jahre, am 7. September, sahen sich die beiden Dichter zum ersten Male in Rudolstadt bei der Frau v. Lengefeld, welche später Schillers Schwiegermutter wurde; doch fand eine Annäherung nicht statt. Goethe's Bildungsstufe damaliger Zeit schloß eine Anerkennung der ersten ungebändigten Dichtungen Schillers aus, der seinerseits dem Gefeierten in jugendlichem Dichterstolze gegenüberstand. So brachte auch der Winter dieses Jahres, da Schiller in Weimar lebte, nur wenig Berührung mit Goethe, welcher gleichwohl bemüht war, Schiller im Weimar'schen festzuhalten und die nach Eichhorn's Abgange erledigte Professur der Geschichte für ihn erwirkte, für welche Schiller sich durch seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande besonders zu empfehlen schien. Als 1794 Schiller an die Herausgabe der Horen ging, sagte Goethe seine Mitwirkung mit freundlichen Worten zu, und bald darauf entwickelte sich, äußerlich durch einen gemeinschaftlichen Besuch in der naturforschenden Gesellschaft des Professor Batsch in Jena ein Verkehr, der zu den inhalt- und folgenreichsten in den Annalen menschlicher Geistesgemeinschaft gehört. Von der Erkenntniß der Verschiedenheit ihrer dichterischen und geistigen Natur ausgehend, aber die Berechtigung des verschiedenen Standpunktes anerkennend, einten sie sich in dem gleichen Ziele. Eine neue Periode dichterischen

Schaffens begann für Goethe, der in rastloser Productivität Wilhelm Meister zum Abschluß brachte, die Elegien herausgab, die Episteln, Epigramme, Alexis und Dora, die Erzählungen deutscher Ausgewanderten theils neu dichtete, theils überarbeitend oder fortsetzend veröffentlichte; auch Uebersetzungen, wie der Hymnus auf Apollon, und die Bearbeitung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, letztere hervorgerufen durch fortgesetzte Beschäftigung mit Kunst und Kunsttheorie, wurden den Horen einverleibt. Als diese Zeitschrift nur geringe Aufnahme, aber manche feindselige Beurtheilung erfuhr, auch Goethe's neuere Schöpfungen wenig Anerkennung bei dem größeren Publikum neben manchem Anathema fanden, vereinigten sich Beide im Sommer, ein literarisches Gericht über die Angreifenden abzuhalten, das also gemeinschaftlich sein sollte, daß sie sich ganz in einander verschränken wollten. So entstanden die bekannten „Xenien", theils didaktischen, theils satirischen Inhalts, welche, schonungslos um sich schlagend, gewaltigen Aufruhr in den literarischen Kreisen erregten und eine Reihe von Schmähschriften hervorriefen. Ende 1796 und Anfang des Jahres 1797 ward Hermann und Dorothea mit neu aufglühendem jugendlichem Feuer gedichtet, ein Gedicht, das uns den Verfasser auf der Höhe epischer Plastik zeigt und zugleich als nationale Dichtung die Herzen der Deutschen ihm neu gewann. Andere auftauchende epische Entwürfe kamen nicht zur Vollendung, dagegen wurden in Gemeinschaft mit Schiller, der dieses Jahr das Balladenjahr nennt, eine Reihe von Balladen, vorzugsweise antike Stoffe behandelnd, geschaffen. Auch fand sich die Stimmung für die Fortführung des Faust, um jedoch bald wieder vor Kunststudien zurückzuweichen: nie kehrte ihm die Productionskraft in gleicher Fülle und Jugendfrische wieder. Im Sommer ward eine Schweizerreise unter-

nommen, in bedächtigerer, Stoff sammelnder Weise. Frankfurt bereitete längere Rast; Schaffhausen ward besucht, in Zürich Heinrich Meyer wiedergesehen, die beabsichtigte Reise nach Italien wegen der andauernden Unruhen aufgegeben, und dafür eine Wanderung nach dem Gotthard unternommen; der Gedanke an ein Epos „Wilhelm Tell" stieg auf, ohne zur Verwirklichung zu gelangen. Ueber Stuttgart und Nürnberg kehrte man im Spätherbste heim. Die Wirkungen der Reise waren der dichterischen Thätigkeit nicht günstig: das gesammelte Material wollte sich nicht recht verwenden lassen; aus der unbehaglichen Stimmung half die durch Schiller gebotene Anregung, welcher eifrigst am Wallenstein arbeitete. Des Freundes warme Theilnahme führte diesen selbst dem Dichten wieder zu, so daß eine Fortsetzung des Faust und eine Ordnung des ganzen Planes, sowie ein Theil der „Achilleis", welche dann liegen blieb, ermöglicht wurde. Inzwischen hatte Schiller seinen „Wallenstein" beendet, und das durch einen Neubau wesentlich verbesserte und erweiterte Weimarer Theater sollte am 12. October mit der Darstellung von Wallensteins Lager eröffnet werden. Mit unermüdlichem Eifer betrieb Goethe die Einstudierung und äußere Ausstattung des Stückes, dem er selbst so nahe gestanden, und das, wenn auch nur einige Pinselstriche unmittelbar von ihm herrühren, doch die Einwirkungen seines Geistes deutlich verkündet; nicht minderer Beistand ward dem Freunde bei der Vorführung der folgenden Theile der Dichtung geleistet, der er seine aufrichtigste Bewunderung zollte. Schillers Uebersiedelung nach Weimar im Dezember 1799 trug nur dazu bei, dem Verkehr der Freunde größere Lebhaftigkeit zu geben, obwohl die gegenseitige Einwirkung nicht mehr so bedeutend genannt werden konnte; vielmehr wurden fast die Rollen getauscht, indem Schiller im vollen Bewußtsein seiner Kraft alles Theoretisieren bei Seite

schiebend, rüstig Drama auf Drama schuf, während Göthe sich mit der des unschlüssig Zögernden begnügte. Besonderes Gedeihen erwuchs aus diesem Zusammenleben der Dichter dem Theater, das den Launen des Tagesgelüstes entzogen und durch Einführung eines gewählten Repertoires auf eine Kunsthöhe gehoben ward, welche diese Bühne als Muster- und Bildungsschule erscheinen ließ. Beide Dichter wohnten den Proben neuer Stücke bei und suchten das Repertoire zu erweitern, indem sie auch fremde Dichtungen in's Deutsche übertrugen und zur Darstellung brachten. So übersetzte Goethe 1799 Voltaire's Mahomet, im folgenden Sommer den Tankred desselben Dichters; um Muse für die Beendigung dieses Stückes zu gewinnen, ging er im Dezember 1800 nach Jena. Zwar gelang ihm die Vollendung, doch ward er in Folge heftiger Erkältung von schwerer Krankheit heimgesucht, die in den ersten Tagen des neuen Jahres sein Leben bedrohte: seine kräftige Natur überwand auch dießmal die Krankheit, und schon im Februar konnte er zu gewohnter Thätigkeit zurückkehren, zunächst den Faust weiterfördernd. Der Gebrauch des aufregenden Pyrmonter Bades, das ihm die Aerzte dießmal anstatt des sonst beliebten Karlsbades anriethen, wirkte wenig befriedigend. Nach seiner Heimkehr ward die Theaterschule gegründet; Lessings Nathan, Schillers Turandot, der Schlegel Jon und Alarkos, Goethe's Iphigenie wurden nach und nach einstudiert. Solche Bestrebungen fanden einen mißgünstigen Gegner in dem talentvollen, aber leichtfertigen und höherer Impulse baaren August v. Kotzebue, der, um Goethe zu kränken, eine große Feier zu Ehren Schillers veranstalten wollte, aber seinen Plan, dem Schiller selbst sehr abgeneigt war, nicht verwirklichen konnte; doch blieben solche Vorgänge nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das gesellige Leben. Dafür entschädigte

vielfacher Verkehr mit den wissenschaftlichen Notabilitäten in Jena; der Bau des Theaters in Lauchstädt, welches am 26. Juni 1802 mit Goethe's Vorspiel „Was wir bringen" eröffnet wurde, rückte auch die Halle'schen Professoren, namentlich den Philologen Wolf, näher. In dieser Zeit erschien der erste Theil der natürlichen Tochter, welche in ihrer überbreiten Anlage sich zur Trilogie ausdehnen sollte, und trotz einzelner herrlicher Scenen und kunstvollster Sprache auf der Bühne ohne Eindruck blieb, so daß die Fortsetzung dem Dichter verleidet ward. Die schon ermattete Freundschaft zu Herder, welche sich wieder ein wenig belebt hatte, brach gänzlich nach einem längeren Gespräche über die natürliche Tochter. Sie sahen sich nicht wieder; während Herders letzter Krankheit ward Goethe nicht vorgelassen: am 18. Dezember starb Herder. Neue Freundschaft ward mit dem Musikdirektor Zelter in Berlin geschlossen; Riemer übernahm die Erziehung des Sohnes, nachdem Meyer sich verheirathet hatte; Heinrich Voß, der Sohn, nach Weimar an's Gymnasium gerufen, trat gleichfalls in nähere Beziehung zum Dichter. Das Jahr 1804 brachte für ihn geringe poetische Ausbeute: den Einzug der Erbprinzessin Maria Paulowna verherrlichte Schiller's Huldigung der Künste. Doch war es die letzte Dichtung, welche der edle Sänger vollenden durfte: seine Kraft war gebrochen, und der Abend des 9. Mai 1805 zählte Schiller zu den Todten. Am 30. April hatten sich die Dichter, welche beide — auch Goethe nicht gefahrlos — krank gewesen waren, zum letzten Male gesehen; beide hatten gehofft, der Frühling werde Genesung und Kräftigung bringen. Während Schiller's letzter Krankheit war Goethe in tiefer Bewegung; man sah ihn öfter weinen. Die Nachricht von des Freundes Tode wagte bei seinem eigenen krankhaften Zustande ihm Niemand zu bringen: auf's Tiefste

erschütterte ihn die Trauerkunde. In gefaßterer Stimmung veranstaltete er am 10. August eine Feier auf dem Theater zu Lauchstädt, bei welcher die Glocke aufgeführt, am Schlusse der bekannte Epilog Goethe's gesprochen wurde. Der Herbst dieses Jahres führte ihn in Begleitung seines Sohnes und des Philologen Wolf in den Harz. Schillers Tod hatte die Productionskraft und Productionslust gebrochen; schwermüthig schreibt er an Zelter: „ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise beginnen," und die 1806 geordnete vollständige Ausgabe seiner poetischen Werke, in welche auch der erste Theil des Faust in der jetzigen Gestalt aufgenommen ward, erscheint als der Abschluß einer Lebensperiode.

Das verhängnißvolle Jahr 1806 brachte auch über Weimar schwere Tage: denn da der Herzog von Weimar das Kommando einer preußischen Heeresabtheilung übernommen hatte, war nach der Schlacht bei Jena von dem Zorne des französischen Kaisers das Schlimmste zu befürchten. Goethe's Haus, welches dem Marschall Ney zum Quartier bestimmt war, blieb von Plünderung verschont, doch fehlte es auch hier an Gewaltthätigkeiten nicht, da der Marschall einen Tag später eintraf, und nur der Geistesgegenwart Christianens gelang die Beseitigung drohender Gefahr. Am folgenden Tage traf der Kaiser ein und wurde von der Herzogin, die sich würdig und gefaßt zeigte, empfangen: dem Herzog wurde Verzeihung versprochen, wenn er binnen drei Tagen die preußische Armee verließe. Selbst von preußischer Seite ward ihm der Rath ertheilt, der Weisung zu folgen, und so schloß sich Sachsen-Weimar an den Rheinbund an. In diesen schweren Tagen zeigte sich Goethe ebenso gesinnungsvoll wie anhänglich an seinen Fürsten, wenn er auch die Wiedergeburt Deutschlands mehr durch geistige Bestrebungen erwartete. Das-

selbe Jahr gab seinem häuslichen Leben die lang entbehrte kirchliche Weihe. Der folgende Frühling bereitete schweren Verlust, indem die Herzogin Amalie nach kurzem Kranksein starb: bewegt von dem Schmerze des Verlustes und in richtiger Werthschätzung ihrer Trefflichkeit schrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten Blätter, welche beim Trauergottesdienste in den Landeskirchen verlesen werden sollten. Naturwissenschaftliche Studien, besonders zur Farbenlehre, deren Druck 1806 begonnen wurde, beschäftigten ihn in Weimar wie in Karlsbad, welches schon früher öfter besuchte Bad er in den Jahren 1806—13 fast alljährlich aufsuchte. In das Jahr 1807 fällt auch die Bekanntschaft mit Bettina Brentano, der Tochter der früher genannten Maximiliane La Roche, welcher Bekanntschaft wir den Briefwechsel mit einem Kinde verdanken. Doch scheint das Verhältniß des Dichters zu Bettinen weit weniger Neigung seinerseits enthalten zu haben, als der Briefwechsel für sich in Anspruch nimmt; ein wärmeres Interesse erregte um diese Zeit eine nicht Genannte, in den Schleier einer Charade Gehüllte, welche neuere Untersuchungen als ein Fräulein Herzlieb in Jena bezeichnen. Der im Jahr 1808 entworfene, 1809 vollendete Roman „die Wahlverwandtschaften", welcher den Kampf der natürlichen Leidenschaft mit dem sittlichen Lebensverhältniß schildert, ward, wie früher der Werther, vielfach als eine Apologie der sich vom Gesetz loslösenden Leidenschaft mißdeutet. Indem diese Zeit die Jugenderinnerungen mächtig weckte, entstand der Gedanke an eine Darstellung der Jugendgeschichte, aber leider versiegte durch den Tod der bejahrten Mutter, welche am 13. September, 77 Jahre alt, starb, die reichste Quelle der Mittheilungen. Dasselbe Jahr machte ihn mit dem französischen Kaiser bekannt, welcher ihn am 2. October zu einer Audienz beschied. Es war nicht anders möglich, als daß diese beiden großen

Persönlichkeiten sich gegenseitig mächtig berührten; am Schlusse der eine Stunde lang dauernden Unterredung, in welcher sich der Kaiser mit dem Wesen der Dichtung, besonders auch mit Werther bekannt und vertraut zeigte, sagte Napoleon zu Daru und Berthier: "Voilà un homme!" und auch Goethe vermochte sich dem gewaltigen Eindrucke, den die größte Erscheinung der Zeit auf ihn machte, lange nicht zu entwinden. Bei des Kaisers bald darauf folgendem Besuche genoß Goethe wiederholte Auszeichnung und erhielt nach dessen Abreise den Orden der Ehrenlegion, wie er schon vorher von Alexander den St. Annenorden bekommen hatte. Wenn man auch dem deutschen Dichter weder die Verehrung für Napoleon, noch überhaupt sein sich Abschließen gegen den Gang der Ereignisse ganz zu Gute halten darf, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß theils ein unmittelbares politisches Wirken nicht in seiner Natur lag, theils auch seine Unthätigkeit in dieser Beziehung nicht in Gleichgültigkeit ihren Ursprung hatte. Nach dem ruhigen Jahr 1810 erschien 1811 der erste Band der berühmten Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit", wesentlich auf wirklich Erlebtem ruhend, zugleich aber im Sinne des sich Erinnernden geschrieben, dessen Phantasie unwillkürlich hie und da mehr das Gewordene selbst, als das Entstehende malt; das Werk gedieh vor den Kriegsereignissen des Jahres 1813 bis zum dritten Bande. Der Anfang dieses inhaltreichen Jahres gab durch Wieland's am 20. Januar erfolgenden Tod Anlaß zu der schönen in der Freimaurerloge gehaltenen Gedächtnißrede. Die begeisterte Hoffnung, die in diesem Jahre, da das Nationalgefühl mächtig erwachte, durch Deutschland ging, blieb unserm Dichter fern, den die Furcht vor neuen Verwirrungen und Verwicklungen nicht verließ. Auch den Enthusiasmus, der nach den Siegen der Verbündeten in den deutschen

Gauen herrscht, theilte er nicht; er schien auf der Höhe stehend und in den Gang der Ereignisse wie aus historischer Ferne blickend, der Macht des Augenblicks nicht unterworfen zu sein. Doch war diese scheinbare Kälte nicht Theilnahmlosigkeit: vielmehr geben die Berichte der mit ihm in jenen Jahren Verkehrenden, wir nennen Varnhagen von Ense und Luck, Zeugniß von warmem Sinn für Deutschlands Geschick und Bestimmung. Man betrachte die zu Luck gesprochenen Worte: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." — Und später: „Sie sprechen von dem Erwachen, von dem Erheben des deutschen Volkes, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen, und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich

das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn erzwungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiener; dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkire 2c. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unseren Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus." — Ohne jedem einzelnen Worte zuzustimmen, dürfen wir in diesen Worten doch wahrlich nicht Theilnahme oder Tiefe des politischen Blickes vergebens suchen. — In dichterischer Beziehung brachte das Jahr 1814 die für die Berliner Bühne geschriebene Festdichtung „des Epimenides Erwachen, welche bei der dortigen Aufführung lebhaften Beifall fand, daß selbst dem alten Blücher die Thränen in den Augen standen. Statt Karlsbad wurde jetzt der Rhein zweimal aufgesucht, wobei in Frankfurt ihn eine Festfeier im Theater sinnig ehrte, der Umgang mit Zelter und Boisserée erfreute. Die Zeitschrift „Kunst und Alterthum", welche bis 1828 fortgesetzt ward, war der Sammelplatz, auf den er Erfahrungen, Beobachtungen und Anschauungen vor der Mitwelt ausbreitend niederlegte. Auch begann eine neue Periode lyrischer Dichtung, deren Frucht, wohl nicht ohne Einwirkung wirklicher innerer Zustände, der westöstliche Divan wurde, welcher 1814 und 1815

größtentheils gedichtet, 1819 erschien. Herben Verlust brachte das Jahr 1816, indem die bewährte Stütze des Hauses, seine „liebe kleine Frau", am 6. Juni starb: ungeheuchelter Schmerz sprach aus Wort und Lied. Bei der neu erfolgenden Organisation des Weimarer Staatsministeriums behielt er unter dem Titel eines Staatsministers die Oberaufsicht über die landesherrlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst; das Gehalt ward auf 3000 Thlr. nebst Zuschuß für Equipage erhöht und ihm das Großkreuz des neu gestifteten Falkenordens verliehen. Dagegen gab er die ihm durch Opposition verleidete Theaterintendanz in Folge der von anderer Seite durchgesetzten Aufführung des Stückes „der Hund des Aubry", die ihm Entweihung der Bühne dünkte, im Frühjahr 1817 auf. Unter manchen Beweisen von Anerkennung und Verehrung, die den Greis, den siebzigjährigen, erfreuten, zeichnete sich das sinnige Geschenk des Großherzogs von Mecklenburg aus, welcher die Uhr, die einst im Goethe'schen Hause zu Frankfurt gestanden hatte, ankaufen und heimlich in des Dichters Hause aufstellen ließ. Welch freudige Rührung brachten die wie ein Traum aus Kinderzeiten an sein Ohr dringenden bekannten Klänge!

Wir treten in die letzte Lebensperiode des nun greisen Dichters ein. Größere Ruhe begann ihn zu umgeben, das Hofleben trat ihm ferner, und fast öfter wurden ihm Besuche der großherzoglichen Familie oder sonst hoher Gäste zu Theil, als daß er an den Hof kam. Den engen Kreis seiner Vertrauten bildeten Eckermann, sein Arzt Hofrath Vogel und Kanzler v. Müller; dabei ward lebendiger Briefwechsel nach manchen Seiten, vornehmlich mit Freund Zelter, gepflogen. Auch fehlte es nicht an Männern von Bedeutung, die, aus der Nähe und Ferne kommend, den edlen Dichtergreis aufsuchten; doch ließ er sich

dadurch in der Stille der Mußestunden nicht beirren, und nur selten ward Jemand der Eintritt in sein einfaches Arbeitszimmer gegönnt. Sogar die Dichter fremder Nationen wetteiferten in Verehrung des großen Dichters, namentlich widmeten Walter Scott und Lord Byron ihm Liebe und Bewunderung. Begonnen wurden die Wanderjahre, fortgesetzt die biographischen Darstellungen, geschildert die Feldzüge und Reisen der Jahre 1792 und 1793. Im Jahre 1823 begrüßte ihn, den von gefährlicher Krankheit Genesenen, eine Theaterfeier, welche den Tasso mit einem Prologe Riemers brachte. Die Heilkraft des Marienbader Brunnens vollendete die Genesung; Goethe schien um dreißig Jahre verjüngt. Da erwachte im Herzen des Greises, dem viel bewegten, noch einmal die Flamme glühender Liebe, die ihn an ein Fräulein v. Lewepow fesselte und welche Erwiederung fand. Schon sprach man von einer zweiten Heirath, als noch die Besonnenheit den Sieg gewann und ihm schmerzliche Trennung zur Pflicht machte. Heimgekehrt ordnete er neben anderen Arbeiten den Briefwechsel mit Schiller, der ihm eine große Gabe für die Deutschen zu sein schien, und aus dem er fast mit Verwunderung ersah, „was er einmal gewesen." Der Herbst des Jahres 1825 brachte die Feier der fünfzigjährigen Regierung Karl August's und desselben goldenes Hochzeitsfest. Vor 6 Uhr schon des Morgens begab sich der treue greise Diener zum befreundeten Herrn, um eine nach seiner Angabe geprägte Denkmünze zu überreichen: das Haus des beglücktesten Dieners war festlich geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. Doch auch ihm selbst stand eine Jubelfeier bevor, indem der Großherzog befahl, daß die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem einst Goethe in Weimar eingetroffen, als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Eine sinnige Denkmünze ward von einem herzlichen und dankbaren

Handschreiben begleitet, auf welches dann später der Besuch der gesammten großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, folgte. Glückwünsche, Votivtafeln und Doctordiplome wurden dargebracht: der Magistrat der Residenz verlieh auf ewige Zeiten den männlichen Nachkommen des Dichters das Bürgerrecht. Eine sinnvoll geordnete Feier fand in dem Saale der großherzoglichen Bibliothek statt; darauf folgte am Abend im Theater, nachdem Goethe beim Festmahl sich durch seinen Sohn hatte vertreten lassen, die Aufführung der Iphigenia; welcher Jubel empfing den Dichter und erneute sich, als am Anfange der Vorstellung sich auf der Bühne ein Saal mit Goethe's Büste zeigte! Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet. Nachdem wieder größere Ruhe eingetreten war, ward das Leben still und beschaulich fortgesetzt, auch den Zeitereignissen mehr unmittelbare Theilnahme geschenkt, deutschen und fremden Bestrebungen in Kunst und Literatur ein aufmerksames Auge geliehen. Am 78sten Geburtstage empfing er aus des Bayernkönigs Ludwig eigner Hand das Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone; der Bildhauer David kam im folgenden Jahre aus eignem Antriebe aus Paris nach Weimar, um die Büste Goethe's zu modellieren, welche er ihm 1831 mit Worten wärmster Verehrung übersandte. Dem deutschen Volke wandte sich Goethe im Hinblick auf die Zukunft seiner Enkel, mit der Ankündigung einer neuen Ausgabe seiner Werke, als Ausgabe letzter Hand, zu. Die Vollendung der Wanderjahre und der biographischen Berichte, sowie die Durchführung des zweiten Theiles des Faust waren die Hauptaufgaben der letzten Jahre, die er Zelter gegenüber „testamentliche" nannte. Mitten unter Dichtung und Beschäftigung — die Amtsgeschäfte hatten sich für ihn sehr vereinfacht — traf im Juni 1828 die Trauerbotschaft von Karl August's Tode ein: der

heftige Schmerz über den Verlust des Hingeschiedenen, vor dem er hinzugehen gehofft hatte, trieb ihn in die Einsamkeit Dornburgs, wo er 10 Wochen verweilte, und wohin ihm der neue Landesherr die Versicherungen innigster Verehrung brachte. Dem harten Schlage folgte am 14. Februar ein zweiter, indem die verwittwete Großherzogin ihrem Gatten folgte: nur mühsam fand Goethe Fassung und Haltung. Und als sollte der Tod in den letzten Jahren seines Lebens Alles aufbieten, um ihn zu schrecken: im Anfange Novembers 1829 traf die Nachricht von dem Tode des einzigen Sohnes, welcher in Italien gestorben war, ein. Da drohte der Schmerz und Unmuth ihn zu überwältigen, und im Gefolge der mannigfaltigen Aufregung, die er durch geistige Thätigkeit niederzuhalten suchte, traf ihn ein heftiger Krankheitsanfall, den noch einmal seine gesunde Natur überwand; doch zeigte sich in Manchem nun Schwäche des Alters, und er befleißigte sich, „sein Haus zu bestellen." Die Gesammtausgabe der Werke wurde mit dem 40. Bande geschlossen, die letzte dichterische Kraft der Vollendung des Faust zugewandt, was ihm selbst eine schwierige Aufgabe schien: denn es galt ja, die dichterischen Conceptionen des zwanzigsten Jahres im zweiundachtzigsten darzustellen. Am 27. August 1831, da er sich vor dem Festgetümmel einer städtischen Geburtstagsfeier nach Ilmenau geflüchtet hatte, stand er noch einmal vor jener bekannten Inschrift, und Thränen entquollen dem Auge, als er die Worte: „Warte nur, balde ruhest auch du!" ahnungsvoll sehnsüchtig wiederholte. Nach ruhig verlebtem Herbste und Winter warf ihn eine leichte Erkältung nieder; das schon fast gehobene Unwohlsein nahm in der Nacht vom 19. zum 20. März eine andere Gestalt an; am 21. März meldeten sich die Anzeichen naher Auflösung: man durfte den Besuch der Freunde, selbst des

Großherzogs, nicht mehr gestatten; nur seine Schwiegertochter Ottilie, die in den letzten Jahren ihm liebreich zur Seite gestanden, die Enkel Walter und Wolfgang und der Arzt blieben in der Nähe. Angenehme Bilder umspielten seine Phantasie; seine letzten Worte sollen: „mehr Licht!" gewesen sein. Dann noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand Zeichen in die Luft, allmählich herabsinkend, malend, entschlummerte er am 22. März um halb zwölf Uhr so sanft, daß die Umstehenden seinen Hingang nicht hatten bemerken können. Die Trauerkunde ging durch ganz Deutschland: der 26. März begrub die sterblichen Ueberreste des größten lebenden Dichters, des größten, den die deutsche Nation den ihren nannte.

Wir haben in diesen Blättern einen ausführlicheren Umriß des Goethe'schen Lebens unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen gemeint und uns nicht mit trockenen Notizen und dürren Jahreszahlen begnügt. Dieselbe Ueberzeugung, welche ihn und den Genossen des Weimarer Dichterbundes, Schiller, als die beiden Grundsäulen und Pfeiler der zweiten classischen Periode deutscher Dichtung an die Spitze dieser Sammlung stellte, heißt uns auch ihrem Lebensgange eine ausführlichere Darstellung widmen. Das Leben eines wahrhaft großen Dichters führt besser in seine Dichtungen ein, als literarhistorisch-ästhetische Betrachtungen, die nur zu oft ohne die Liebe geschrieben sind, ohne welche weder Dichtung noch Verständniß derselben möglich ist. Und wo gälte dieser unbestreitbare Satz mehr, als bei einem Dichter wie Goethe, dessen dichterische Schöpfungen aus dem Leben unmittelbar herausquollen, und bei dem Leben und Gedicht zur Einheit wurden?

Goethe's geistige und dichterische Thätigkeit war reich und umfassend, universell, wie die keines anderen Dichters vor und nach ihm. Die Klänge seiner Lyrik, in denen sich die eignen

Stimmungen loslösten, um in plastischer Vollendung aus ihm herauszutreten, sind maßgebend für jede echte Lyrik geworden; denn nicht die individuelle Empfindung zu schildern, sondern das allgemein Menschliche im Besondern zu finden und im Liede auszudrücken, ist Aufgabe des lyrischen Dichters. Der Ton, den er anschlug, klingt in Aller Herzen wieder, und mit jeder Generation werden seine Lieder wieder neu und jung werden, die Fluth moderner Lyrik, die das Besondere und Augenblickliche über das Allgemeine und ewig Gültige zu setzen wagt, siegreich überdauernd. Und nicht mindere Lebenskraft liegt in seinen dramatischen Werken: in Götz von Berlichingen ist ein Stück deutschen Lebens so naturwahr und dichterisch schön vor uns aufgerollt, daß wir immer und wieder an diesen lebensvollen Gestalten uns erquicken. Denn das ist das Wesen der echten Dramatik, daß sie nicht ideale Phantome uns vorführt, die vor dem wirklichen Leben wie Schattengestalten zergehen, sondern daß sie wirkliche Menschen uns zeichnet, ohne das Wirkliche zur unschönen Carrikatur zu erniedrigen. Wer hätte nicht gern den Volksscenen im Egmont Auge und Ohr geliehen? Wer nicht sich für das neu zum Leben erwachte Griechenthum der Iphigenia begeistert? Wer nicht im Tasso und mit Tasso gefühlt? Und das größte seiner dramatischen Werke, der Faust, ist eine Dichtung, wie sie keine Nation aufzuweisen hat; er ist das Drama des Menschen selbst, eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Freilich stehen wir nicht im gleichen Verhältniß zu den beiden Theilen der großartigen Schöpfung; der erste, individueller, aus den Blüthenjahren des Dichters stammend, hat mehr Nähe für uns und ist uns zugänglicher, als der zweite mehr allegorische und dunklere, an dem wir mehr deuten und im Einzelnen bewundern oder ahnen, als uns unmittelbar von ihm ergriffen fühlen, wie jenes uns wunderbar ergreift. Auch dem

Epos schenkte Goethe eine reiche Gabe in Reinecke Fuchs, und ganz besonders in Hermann und Dorothea, welches letztere Gedicht durch die Anmuth der Handlung, die Charakteristik der Figuren, und durch die Größe des ihm gegebenen Hintergrundes uns immer wieder anzieht. Die kleineren epischen Dichtungsgattungen, wie namentlich die in neuerer Zeit viel gepflegte Ballade, fanden an unserm Dichter gleichfalls die Unvergängliches schaffende Meisterhand. Und der Elegieen, Episteln, Epigramme, Lust- und Singspiele und zahlreichen Gelegenheitsgedichten nicht zu gedenken, die in scheinbarer Unbedeutendheit doch köstliche Gedankenfülle bergen, welche reiche Schätze liegen in der leider oft nur zu wenig gekannten und geachteten Prosa des Meisters? Der damals die Herzen bewegende, mit zuerst die Augen der Nation auf den Dichter richtende Roman „Werthers Leiden" hat seine Anziehungskraft nicht ganz bewahren können, da er mehr ein Kind der Zeit war, als Goethe's übrige Werke; und doch ist es eine Herzensgeschichte wie keine zweite. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind eine Fundgrube für menschliche Entwicklungsgeschichte und eine Quelle reicher Kunstanschauungen, während die verschlungeneren Wanderjahre weniger zu fesseln vermögen. An den Schilderungen der Natur und des Lebens in den Reisebeschreibungen, besonders in der italienischen Reise, bewundert Jeder die hohe Plastik, die Anschaulichkeit, die dem geschilderten Leben den Athem des Lebens einzuhauchen weiß, so daß wir uns in die unmittelbare Anschauung des Beschriebenen versetzt meinen. Der rechten Würdigung der Wahlverwandtschaften hat das schon oben in der Lebensschilderung angedeutete Mißverständniß Eintrag gethan, und thut es ihm täglich noch. Ueberhaupt — und das möchten wir auch von der köstlichen Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" sagen — hat unsere Zeit leider nur zu

wenig Sinn für die Goethe'schen prosaischen Werke sich bewahrt. Der moderne Roman, der grelle Contraste sucht und an unnatürlichen Conflicten sich erfreut, weil die einfache Wahrheit und plastische Einfachheit der überreizten Zeit nicht mehr genügten, hat jenes Interesse verdrängt. Doch wird auch in dieser Beziehung, wie in vielen andern, der nothwendige Rückschlag nicht ausbleiben, und wir werden, wenn auch auf einem Umwege, zur rechten Würdigung unserer klassischen Literatur zurückkehren.

Goethe's Verdienste um die dichterische Form und um die Behandlung unserer Sprache sind es endlich noch, die wir rühmend würdigen. Er hat die erstere geschaffen und sorgsam gepflegt, in der Behandlung der Muttersprache neue Schätze aufgeschlossen, den vorhandenen Reichthum auszubeuten und festzustellen verstanden.

Darum, was immer uns an seinem Lebensgange und seiner menschlichen Erscheinung befremden mag, wenn wir auch hie und da wohl Anstand nehmen und das Eine oder Andere rügen möchten, wenn wir an den häuslichen Verhältnissen des Dichters nicht ohne Anstoß vorübergehen, wenn wir seine passive Stellung zur glorreichen Erhebung Deutschlands nicht billigen können, wenn wir endlich beklagen müssen, daß gerade unsere größten Dichter kein engeres Verhältniß zum positiven historischen Christenthume fanden, niemals möge einseitiges Urtheil Raum gewinnen! Immer möge Goethe als der Schöpfer und Mittelpunkt deutscher Literatur der Neuzeit von uns geehrt, geliebt und bewundert werden, zu dem noch Jahrhunderte, als zu ihrem Lehrmeister, aufblicken werden.

Werke. Die verschiedenen Ausgaben (zuletzt in 30 Bänden 1851) bei Cotta. Vgl. die Schrift: die Goetheliteratur von H. Düntzer.

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor;
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor,
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.

Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb und Treue Ton entfloß;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ewgem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang hab ich dich gefühlt.
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: du siehst wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!

Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes za erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleidger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan;
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick, voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt!
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach, wie groß! —
Liebe! Liebe! laß mich los!

Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
O, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch Alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen;
Da sagt' es fein;
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs,
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht sofort.

Heidenröslein.

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn:
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Gretchen's Lied aus „Faust“.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und ach, sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Johann Wolfgang v. Goethe, 1749–1832

Nachtgesang.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! Was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! Was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör?
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! Was willst du mehr?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam und: „stirbt der Fuchs,"
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des Andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Mignon.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide,
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe:
Macht mich auf ewig wieder jung!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt;

Und ich fühle diese Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt;

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt.

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich, wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Glut!

Dich sah ich und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leichtgestohlnes Mäulchen,
O, wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber, wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir, wie Sonnen,
Nur den Feigen ist es Nacht.
Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!

An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nur nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umfittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald
Ein singender Vogel
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Vergüldet die Höhn;
Die sinnende Schöne,
Sie läßt es geschehn.

Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und so fern?"
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Das Blümlein Wunderschön.

(Lied des gefangenen Grafen.)

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering,
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen sein,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild;
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, sein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden,
Und duftet so schön, doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück,
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blühtendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Lieder des Harfenspielers aus Wilhelm Meister.

I.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.

Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

II.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dirs an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ichs nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern!"

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Wenn sich lau die Lüfte füllen etc.

(Lied aus: „Faust". II. Theil.)

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran,

Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon herein gesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht,
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen,
Buschen sich zu Schattenruh;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunsch um Wünsche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist du nur umfangen,
Schlaf ist Schale, wirf sie fort!
Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum' schwör ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.

Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre.
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen Viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!

Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ists, worauf ich ziele.

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritte
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,

Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater
Zu dem ewgen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen:
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen,
Mit, zu deinem Vater mit!"

„„Kommt ihr Alle!"" —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollendem Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedern-Häuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,

Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herze drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz,
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm, ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;

Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehr't ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit den Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,

Vorüber eilend,
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld.
Bald nach den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehr'nen,
Großen Gesetzen,
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen.
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch., darf ich bitten, bitt' ich eins;
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O, dreimal hochbeglücktes Haus
Wo das ist kleine Gabe!

Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott, so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Der König in Thule. (Lied aus: „Faust".)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an sein Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesglut
Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!

Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Lebensqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ewgen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

J. W. v. Goethe

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

J. W. v. Goethe

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.

Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschen Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen!
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger,
Welche Miene! Welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,

Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen: Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen,
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten beschmauset.
Nun hatte sich Jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben:
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt' es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich, mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.

Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes klingendes Chor
Possirlich kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich Jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn, was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu;
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und so lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.

Wein und Essen prangt,
Eh' er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

„Bin ich," rief sie aus, „so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste Nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam."

„„Bleibe, schönes Mädchen!"" ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
„„Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.""

„Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
„„Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die Meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.""

„Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich."

„„Nein! bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,

Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitsschmaus.""

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen;
Golden reicht sie ihm die Kette dar
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
„Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar."

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkelblutgefärbten Wein.
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder,
„Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder.
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,

Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt."

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?""

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag= und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb= und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
„Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?" —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!" spricht sie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt,
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,

Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab ich dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!"

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.

Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
 Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
 Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
 Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
 Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
 Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
 Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
 Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab,
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
 Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
 Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
 Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
 Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr,
Jeden freut die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
 Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
 Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
 Die du ums Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
 Endlich strebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
 Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!

Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte das Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet, mit Kraft trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: „Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!"

Stehen war ich geblieben und fragte nach Weise des Kaufmanns
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich:
„Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen, das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor."
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm, tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
„Ewig!" sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe

Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkner schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,

Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehrt sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Epilog zu Schillers Glocke.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar:

Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.

Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dieß breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,

Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Joh. Christoph Friedr. v. Schiller.

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Friedrich von Schiller.

Johann Christoph Friedrich von Schiller wurde den 11. November 1759 in dem Würtembergischen Landstädtchen Marbach geboren. Er stammt aus einer schwäbischen Bauernfamilie, die sich in den Kirchenbüchern der Gemeinden Bittenfeld und Großheppach bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen läßt. In Bittenfeld war des Dichters Vater geboren, den seine Zeitgenossen als einfach, kraftvoll, gewandt, thätig im praktischen Leben, dabei aber als heftig und rasch schildern. Johann Kaspar Schiller war von kleiner Statur, lebhaftem Auge und militärischer Dressur; er war mit einem baierischen Husarenregimente als Feldscherer in die Niederlande gegangen und wurde hier auch als Unteroffizier zu kleinen kriegerischen

Unternehmungen gebraucht. Im Jahre 1748 hatte er des Dichters Mutter zu Marbach geheirathet, wo ihn die Wundarzneikunst nur kümmerlich nährte. So gab er sie denn mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges auf und wurde Fähnrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis, welches in einigen Feldzügen jenes Krieges auf östreichischer Seite mit focht. Als dieses Corps in Böhmen von Krankheiten heimgesucht wurde, war Schiller als Arzt mit thätig und vertrat auch wohl beim Gottesdienste die Stelle des Geistlichen. Später stand er bei einem andern Regimente und kehrte nach beendigtem Kriege nach Ludwigsburg zurück, wo er sich mit Landwirthschaft beschäftigte und eine Baumschule gründete. Dieß wurde Veranlassung zu seiner spätern Versetzung auf die Solitüde, ein herzogliches Lustschloß bei Stuttgart, wo er mit dem Titel und Range eines Hauptmanns später Majors, sich an dem aufblühenden Ruhme des Sohnes freuend, ein hohes Alter erreichte; er starb am 7. September 1796, 73 Jahre alt. Mehr Einfluß und Bedeutung für unsern Dichter scheint noch seine Mutter gehabt zu haben, Elisabeth Dorothea Kodereiß aus Marbach, die Tochter eines Bäckers, aus einer verarmten adeligen Familie von Kottwitz abstammend, wie die Familiensage berichtete. Sie wird als schlank, in der Jugend hochblond, das Gesicht mit Sommerflecken gezeichnet, von etwas kränklichem Auge, aber empfindungsvollem Ausdrucke, als eine Frau geschildert, welche mit gewöhnlichem Verstande Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Musik und selbst zur Poesie verband: als Zeugniß ihrer dichterischen Anlage ist ein Gedicht erhalten, mit dem sie ihren Gatten am 1. Januar 1757 begrüßte, das Begabung und Gewandtheit verräth. Schiller's Mutter starb 6 Jahre nach ihres Gatten Tode, im Mai des Jahres 1802. Ihrer erst lange

kinderlosen Ehe entsprossen vier Kinder, Christophine, Gattin des Hofraths Reinwald in Meiningen, Louise, verheirathet mit dem Stadtpfarrer Frankh zu Möckmühl, Nanette, welche schon im 18. Jahre (1796) starb, und ein Sohn, der berühmte Dichter. Dieser wurde am 11. Nov. 1759 zu Marbach geboren, im Hause der Aeltern seiner Mutter, wohin dieselbe sich nach einem Besuche bei ihrem Manne, welcher an den Herbstübungen im Lager Theil nahm, begeben hatte. Bis 1763, wo der Vater durch den Hubertusburger Frieden den Seinen wiedergegeben wurde, blieb das Kind unter der Pflege der Mutter und der Großältern, ward sorgsam durch die Klippen schwerer Kinderkrankheiten hindurch geleitet und gedieh an der sorgsamen Hand der Mutter, welche ihm ihren eigenen frommen Sinn für Bibel und geistliche Lieder einflößte. Gegen die an sinnlosen Vergleichen reichen Gedichte Hoffmannswaldau's zeigte der Knabe, welcher innige Freude an Paul Gerhardt und Gellert hatte, solchen Widerwillen, daß er, wenn ein schlecht reimender Neujahrsgratulant anrückte, zu sagen pflegte: „Mutter, es ist ein Hoffmannswaldau draußen!"

Im Jahre 1765 wurde Lieutenant Schiller als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd geschickt und nahm seinen Aufenthalt in dem Würtembergischen Grenzorte Lorch. Hier empfing er den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache von dem Ortsdiakon Karl Daniel Moser, dem er später in den Räubern ein unvergängliches Denkmal seiner Dankbarkeit setzte. Auch erwachte hier in ihm unter den Eindrücken des Pfarrhauses der Wunsch, sich dem geistlichen Stande widmen zu dürfen, und oft sah man ihn im kindischen Spiele sich zum Geistlichen aufputzen und vom Stuhl herab den Seinen gar ernsthaft vorpredigen. Früh entwickelte sich seine milde Menschen liebende Natur; er gab armen Kindern gern, was er

hatte und ging in der Bethätigung dieses Mitgefühles öfters so weit, daß er über Dinge verfügte, die ihm nicht zur Verfügung standen, wodurch er sich Ermahnung und Strafe zuzog. 1768 ward der Vater zur Garnison nach Ludwigsburg versetzt, wo er auch seinen rückständigen Sold allmählich nachgezahlt erhielt. Da ward denn der Knabe in die lateinische Schule geschickt, wo ihm der trockene Unterricht des Magisters Jahn nicht wenig behagte: doch machte er, namentlich im Lateinischen, gute Fortschritte und war außerhalb der Schule ein munterer, lebhafter, bei den Spielen den Ton angebender Bursch. Als 1770 der Vater nach dem Lustschloß Solitüde bei Stuttgart als Garteninspektor abgerufen wurde, zog Schiller in das Haus des obengenannten Lehrers, welcher bei seinem Zögling namentlich über Mangel an religiösem Sinn klagte, eine Klage, die nur daraus hervorging, daß sich jener von der leblosen Dogmatik, die ihm selbst mit Zwangsmitteln eingetrieben werden sollte, mit Widerwillen abwendete. Hier in Ludwigsburg war es auch, wo der Knabe (1768) zum ersten Mal ein Theater sah; mächtig war die Wirkung des Schauspiels, und es begann sich bei ihm Alles dramatisch zu gestalten. Puppen wurden verfertigt, Scenen aufgeführt, auch wohl Pläne zu großen Trauerspielen entworfen. Den ersten Versuch in der Reimkunst entlockte ihm der Lohn von zwei Kreuzern, den er durch sein tüchtiges Katechismusauffsagen in der Kirche sich erworben hatte. Mit einem Freunde machte er einen Spaziergang, und da das Dörfchen Harteneck ihnen die gehoffte saure Milch nicht geliefert hatte, so ward von einer Anhöhe herab diesem Orte ein poetischer Fluch ertheilt, dagegen ein dankbarer Segen über das Dorf Neckarweihingen ausgesprochen, welches die Hungernden gelabt hatte. 1772 wurde er konfirmiert, bei welcher Gelegenheit er seiner Mutter sein erstes deutsches Gedicht

überreicht haben soll. Nun hätte er, da er sich der Theologie widmen wollte, in eine der Würtenbergischen niedern Klosterschulen eintreten müssen, allein es war ihm Anderes beschieden. Denn nachdem der Herzog Karl im Jahre 1770 die sich bald erweiternde Karlsakademie auf der Solitüde gegründet hatte, hielt er öfters Umfrage nach tüchtigen Söhnen seiner Soldaten, um sie unter die „Eleven" aufzunehmen — die adeligen Schüler hießen Cavaliere — und erziehen zu lassen; so ward ihm denn auch der junge Schiller genannt, und es erging an den Vater der Antrag, den Sohn in die Pflanzschule zu geben. Das verursachte gewaltige Unruhe in der Familie; denn zur Theologie ward in dieser Anstalt Keiner vorgebildet, und namentlich die Mutter begünstigte den Wunsch des Sohnes, sich dieser Wissenschaft zu widmen. Da aber der Antrag vom Herzoge zweimal wiederholt wurde, meinte man ihn nicht zurückweisen zu dürfen, und so trat denn der junge Schiller mißmuthigen Herzens zu Anfange des Jahres 1773 in die Division der Juristen ein. Denn aus den ursprünglichen zwei Klassen der Schule, den Cavalieren und Eleven, waren mit der größeren Ausdehnung 24 Divisionen entstanden, je nach den Berufszweigen unterschieden; die Karlsakademie umfaßte in dieser Gestalt Gymnasium, Cadetten, Gewerbeschule, Kunstakademie und Universität. Die strenge und militärische Zucht der Schule, welche sich über die freie Zeit wie über die zu Unterricht und Arbeit bestimmte, gleichmäßig verbreitete, that dem jungen Akademisten nicht eben wohl; doch ging sie nicht etwa aus einem Mangel an Liebe zur Jugend bei dem Herzoge hervor, der vielmehr die Jünglinge herzlich liebte und die Karlsakademie zum recht eigentlichen Steckenpferde sich erkor: eine seltne Mischung von Wohlwollen und despotischer Laune, von freier Beurtheilung der menschlichen Natur und launischem Eigenwillen, von Begeisterung und Pe-

danterie war, wie sie in dem Herzoge vorhanden, so auch über seine Schöpfung ausgegossen.

Was seine Leistungen anlangt, so machte er in den alten Sprachen sehr gute Fortschritte und erhielt am 14. December 1773 den ersten Preis in der griechischen Sprache. Mit der Rechtswissenschaft aber, welche er 1774 zu studieren anfing, ging es nicht sonderlich, und seine Lehrer hielten ihn für talentlos, wogegen der schärfer sehende Herzog bemerkte: Laßt mir diesen nur gewähren; aus dem wird Etwas!" —

In dieser Zeit waren es vorzugsweise metrische Uebersetzungen lateinischer Dichter, an denen sich Schiller's Talent bildete und entwickelte. Das, was seine eigene Productivität weckte, war der innere Kampf gegen den Druck zwingender Verhältnisse; darum blieben sentimentale Dichtungsweise, sonst diesen Jahren gewöhnlich, fern. Dazu trat die Bekanntschaft mit Klopstock, Gerstenberg, und noch mächtiger wirkend die durch Wieland's Uebersetzung vermittelte Kenntniß Shakspeare's sowie der in Deutschland sich Bahn brechende Genius Goethe's, dessen Werther seine Runde machte. Nach epischen Plänen und lyrischen Versuchen schrieb Schiller, der mit gleichgesinnten Freunden, wie von Hoven, von Scharffenstein, Petersen einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, seine erste Tragödie, die er wie den später geschriebenen Kosmus von Medici, den er dem Julius von Tarent nachgedichtet hatte, vernichtete. Als die Karlsakademie im Anfange des Jahres 1775 nach Stuttgart verlegt wurde, und als man unter die Lehrfächer auch die Medicin aufnahm, vertauschte Schiller das mit Unlust getriebene Studium der Rechtswissenschaft mit dem der Heilkunde, nicht ohne schweren Kampf. Doch leitete ihn schon damals der Gedanke, daß ihm die Dichtkunst nicht zur Brotwissenschaft werden dürfe, und zugleich lockten ihn

die physiologischen und psychologischen Studien, welche im Bereiche der Medicin lagen. So gingen denn begreiflicherweise neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen die Beschäftigung mit vorzüglichen Dichtern und eigene Arbeiten poetischer Art fort; aus dem Jahre 1776 stammt das älteste der uns erhaltenen Gedichte Schiller's, eine Rhapsodie auf den Abend, welches Balthasar Haug in seinem schwäbischen Magazine mit Verbesserung einiger Fehler und der Bemerkung mittheilte, der Verfasser dieses Gedichtes werde einst ein os magna sonaturum bekommen. Daßselbe geschah 1777 mit einem zweiten Gedichte, „der Eroberer," das weniger Individuelles hat und mehr den Nachahmer Klopstock's verräth. Aber dieses dichterische Treiben hatte mit mannigfachen Hindernissen zu kämpfen, welche aus der strengen und peinlichen Beaufsichtigung der Schüler entsprangen, indem die Entwickelung der Individualität durch eine zu schematische Ordnung gehindert war. Doch wußte sich Schiller während seines Aufenthaltes in der Akademie so zu benehmen, daß er sich eigentliche gröbere Verstöße gegen die Ordnung des Hauses nicht zu Schulden kommen ließ; nur einmal zog ihm der Ausbruch seines widerstrebenden Freiheitssinnes eine zeitweilige Degradation zu, während kleinere Abweichungen unbemerkt blieben: ein im Jahre 1775 mit mehreren Freunden entworfener Fluchtplan blieb unausgeführt, wurde aber auch nicht verrathen. —

Von Seiten des Herzogs erfuhr Schiller freundliche, ja selbst auszeichnende Behandlung, indem ihm die Erlaubniß ertheilt ward, bei feierlichen Paraden, gleich den adeligen Cavalieren, mit gepuderten Haaren erscheinen zu dürfen. Indeß schritt er im Studium der Medicin, welche der anziehenden Seiten genug für ihn hatte, rüstig weiter fort; er bestand die erste Prüfung, schrieb eine leider nicht mehr vorhandene Abhandlung über die Philosophie

der Physiologie und erhielt am 14. Dec. 1779 3 Preise, in der praktischen Medicin, in der materia medica und in der Chirurgie. In der nun folgenden Zeit bis zu seinem Abgange aus der Akademie nahmen ihn nun besonders zwei Arbeiten in Anspruch, die Ausführung und Vollendung des begonnenen Schauspiels, die Räuber, und die Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, durch welche er sich im December 1780 die Befähigung zur ärztlichen Praxis erwarb. Nachdem er dieselbe öffentlich vertheidigt, ward er bei dem in Stuttgart garnisonierenden Grenadierregiment Augé als Regimentsarzt mit der monatlichen Besoldung von 18 fl. angestellt. Sein Freund Scharffenstein, der früher aus der Akademie ausgetreten, ihn zuerst auf der Parade wiedersah, war nicht wenig über die komische Figur, welche der neue Regimentsarzt machte, erstaunt. Der plötzlich ihm gegönnte Genuß der Freiheit, der lange entbehrten und heiß ersehnten, führte zu manchen Ueberschreitungen, denen gegenüber es jedoch den liebevollen Ermahnungen der Mutter gelang, das Gleichmaß wiederherzustellen und vor den gefährlichsten Klippen, welche dem jugendlichen Leichtsinn drohten, zu bewahren. Auch regte sich in ihm der Platonismus der Jugendliebe und verschönerte ihm die Herrin des Hauses, in dem er wohnte, eine weder schöne noch geistreiche Hauptmannswittwe, zu der „Laura," an die er seine Lieder sang. Dem Berufsfache widmete er sich Anfangs mit Ernst; doch wollten die Kraftstücke, mit denen er Großes leisten wollte, weder recht gerathen, noch Beifall bringen. Das verleidete ihm die Ausübung des Berufs und entsprach zugleich dem, was er in seiner Selbstkritik der Räuber von sich sagte.

Dieses Stück, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in unserer Literatur, war schon vor seinem Abgange von der Karls-

schule mitten unter dem Zwange und trotz der durch diesen gezogenen Schranken entstanden. Es war der Ausbruch der starken Natur gegen den auferlegten Zwang, es war ein revolutionäres Werk, das er gegen eine nicht in der Wirklichkeit, sondern in seiner Vorstellung bestehende Welt hinausschleuderte, eine Dichtung voll von ursprünglicher Kraft und geboren aus einem für das Große und Edle begeisterten Sinne, aber ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen geschrieben, nicht gefügt und geformt in ein künstlerisches Maß. Empfundene und gedachte Menschen handeln darin, sie bewegen sich in geträumten und unmöglichen Verhältnissen, in einer aus Abstraction und Wirklichkeit zusammengewürfelten Welt. Und doch, wie sehr auch der künstlerisch gebildete Sinn sich gegen dieses Jugendprodukt unseres Dichters erhebt, so wird er doch immer wieder von der darin waltenden Leidenschaft, von der sich selbst in der Größe der Fehler verkündenden großen Dichternatur unwillkürlich ergriffen. Um wie viel mehr wird dieß auch bei der Jugend unserer Zeiten immer noch der Fall sein, die, wie Goethe schön bemerkt, immer wieder von vorn anfangen und die Epochen der Weltliteratur durchmachen muß! In welchem Grade mußte dieß also damals der Fall sein, als dieses Werk so recht in die Stimmung der Zeit hineintrat und Sympathien erwecken mußte, die sich jetzt schon viel mehr abgekühlt haben. Dieses Stück sollte nun herausgegeben werden; darüber ward eifrig berathen, und die Rücksicht auf einen Geldgewinn war bei dem mittellosen Dichter nicht die geringste. Nach allerlei Berathungen übertrug man einem Buchdrucker den Druck, der aber die Erstattung der Kosten verlangte, was den Dichter nöthigte, den Betrag zu borgen. Auf schlechtem Papiere, den Mordgeschichten ähnlich, welche Hausierer herumtrugen, erschienen die ersten Exemplare, die dennoch den

Freunden unbeschreibliche Freude machten. Aber die ohne alle Aussicht auf Absatz und ohne kaufmännische Vermittelung unternommene Sache verlangte weitere Umschau. Deßhalb wandte sich Schiller an den Buchhändler Schwan in Mannheim, einen thätigen und um die Literatur nicht unverdienten Mann. Dieser machte den Reichsfreiherrn von Dalberg, den Intendanten des Mannheimer Theaters, auf welchem damals die ersten Schauspieler Deutschlands, Beck, Beil und Iffland, aus Eckhof's Schule hervorgegangen, glänzten, auf das Stück aufmerksam, lehnte aber stillschweigend den Verlag ab. Dalberg verlangte eine Umarbeitung für die theatralische Darstellung, wozu sich Schiller, der Anfangs an eine Aufführung nicht gedacht hatte, sich nicht allzu gern, jedoch in dem Verlangen, seine Dichtung auf der Bühne verwirklicht zu sehen, bequemte. Die Stuttgarter Theaterverhältnisse, wo nicht einmal Schikaneder im Opernhause spielen durfte, schnitten, ganz abgesehen von der Natur des Stückes, für die Heimath jede solche Aussicht ab; so wurde denn die Umarbeitung vorgenommen und das Stück eingesandt. Ungefähr gleichzeitig erschien auch (bei J. B. Metzler in Stuttgart) die von Schiller und einigen Freunden veranstaltete Anthologie, in welcher ungefähr 40 Gedichte, verschiedenartig unterzeichnet, von Schiller herrührten: Gedichte meist ohne tiefere poetische Bedeutung, welche der Dichter selbst größtentheils später verdammte und nicht in seine Gedichtsammlung aufnahm. — Der 13. Januar 1782 sollte endlich Schiller's Hoffnungen krönen: auf dem Mannheimer Theaterzettel stand zu lesen: Die Räuber, ein Trauerspiel in sieben Handlungen. Der Dichter hatte sich, ohne Urlaub zu nehmen, von Stuttgart nach Mannheim begeben, um der ersten über fünf Stunden dauernden Aufführung beizuwohnen: der Beifall war außerordentlich, der Eindruck, den der junge Dichter

empfing, für sein Leben entscheidend. Die 800 Exemplare der ersten Auflage waren bald vergriffen, die Wirkungen des Stückes äußerten sich hie und da seltsam, so in Leipzig, wo eine Knabenverschwörung entstand, welche einen Räuberzug in den Böhmerwald unternehmen wollte. Während aber manche stolze Hoffnung des Dichters Brust hob, senkte sich der Druck der Verhältnisse auf's Neue auf ihn nieder, indem der Herzog von Würtemberg, durch einige Gedichte Schillers verletzt, verlangte, daß dieser ihm alle seine poetischen Produkte zeigen solle, ein Verlangen, dem dieser nicht nachkommen konnte. War nun auch die erste Mannheimer Reise unentdeckt geblieben, so bewirkte doch die Anzeige eines niedrigen Menschen, des Garteninspectors Walter zu Ludwigsburg, welcher auf eine die Schweiz betreffende Stelle der Räuber aufmerksam machte, daß der Herzog an Schiller die Weisung ergehen ließ, daß er jede weitere Veröffentlichung von Schriften, wenn es nicht medicinische wären, unterlassen, sich aller Verbindung mit dem Auslande enthalten, und sich blos auf seinen Beruf und auf die Stadt, in der er lebe, beschränken solle. Dieses Verbot traf ihn schwer, da er gerade die ersten Pläne zu dem Fiesko in sich trug, mit der Herausgabe des Würtembergischen Repertoriums beschäftigt und außerdem von Widerwärtigkeiten finanzieller Art gedrückt war. Denn durch die Herausgabe der Anthologie hatten sich seine Schulden auf mehr als 200 fl. erhöht. Eine zweite Reise, zu der zweiten Aufführung der Räuber, gleichfalls ohne Urlaub unternommen, gab ihm zwar die ersten Gedanken an den Don Carlos, trug ihm aber auch einen vierzehntägigen Arrest ein. Diese schwere Zeit, die so schroff im Widerspruche mit gehegten Hoffnungen stand, flößte Mißmuth und Bitterkeit ein und ließ auch Manches geschehen, wovor später die so edle Natur Schiller's scheu zurück-

getreten wäre. Hierbei meinen wir die mannigfachen mehr bescheiden scheinenden, als wirklich von Eitelkeit freien Selbstbeurtheilungen des Dichters, sowie die nicht zu rechtfertigende Kritik eines seiner trefflichsten Lehrer. So entstand denn der Plan zur Flucht, der von Schiller mit Hülfe seines ihm treu ergebenen Freundes Andreas Streicher, eines Musikers, am Abend des 17. Sept. 1782 ausgeführt wurde, da an diesem Tage dem in Stuttgart zum Besuch verweilenden russischen Großfürsten zu Ehren ein großes Fest auf der Solitüde gefeiert werden sollte. Schiller als Dr. Ritter, Streicher als Dr. Wolf verließen Nachts 10 Uhr in einem mit ihren wenigen Habseligkeiten beladenen Wagen, wenig Geld in der Tasche, durch das Eßlinger Thor die Stadt, übernachteten in Schwetzingen, nachdem sie am 18. glücklich die pfälzische Gränze erreicht hatten, und gelangten am Morgen des 20. Sept. nach Mannheim. Der Theaterregisseur Meier verbarg sein Staunen nicht, als er den Dichter der Räuber als Flüchtling begrüßen mußte, sorgte für eine Wohnung und rieth baldmöglichst eine Vorstellung an den Herzog abgehen zu lassen. Schiller verfaßte eine solche, deren Concept noch vorhanden ist, sandte sie durch den Regimentschef, General Augé, an den Herzog, erhielt aber durch den General nur die Antwort, er solle, da Sr. Durchlaucht jetzt sehr gnädig seien, nur zurückkommen; eine unbefriedigende Aeußerung, die indeß auch späteren Anfragen gegenüber, wiederholt wurde. Dalberg war in Stuttgart, und weil man doch nicht recht sicher vor Nachstellungen war, beschränkte sich Schiller auf seine Wohnung und Meier's Haus. In dem letzteren bereitete sich nun die Vorlesung des inzwischen beendigten Fiesko vor, auf dessen Aufführung der Dichter seine nächste Hoffnung gesetzt hatte. Aber der Erfolg blieb weit hinter der Erwartung zurück: schon nach dem ersten Akte ging Beil fort, und die Ge-

sellschaft unterhielt sich über Stadtneuigkeiten, über den zweiten Akt kam man nicht hinaus, und Meier fragte Streicher ganz ernstlich, ob Schiller auch der Verfasser des Fiesko sei? Indeß behielt Mieer das Manuscript, und bald genug, schon am andern Morgen, eilte er voll Entzücken über das gelesene Stück zu Streicher: der schlechte Erfolg des vorigen Tages war durch Schiller's schlechtes monoton deklamierendes Vorlesen und das starke Hervortreten des schwäbischen Dialektes veranlaßt worden. Weil aber der Freiherr von Dalberg auch nach wochenlangem Aufenthalte der Freunde in Mannheim noch nicht zurückkehrte, und man immer noch ein Auslieferungsgesuch fürchtete, entschlossen sie sich zu einer Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Von Sachsenhausen aus schrieb Schiller einen Brief an Dalberg, denselben um einen Vorschuß auf das für den Fiesko zu bestimmende Honorar angehend, und nachdem er diesen schweren Schritt gethan, kehrte Muth und Hoffnung in ihn zurück: er beschäftigte sich mit der Bearbeitung der „Louise Millerin", zu welcher er bei seiner Abreise von Mannheim den Plan entworfen hatte. Aber Dalberg entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht, indem er des Dichters Bitte nicht erfüllte, sondern erst eine Umgestaltung des Fiesko verlangte. Die über die armen Reisenden hereinbrechende Noth ward endlich durch eine kleine Geldsendung gemindert, welche Streicher von seiner Mutter erhielt. Sie reisten nun über Mainz nach Worms und Oggersheim bei Mannheim, wo sich Schiller als Dr. Schmidt einmiethete. Daselbst ward denn der Fiesko umgearbeitet, allein Dalberg's Ende November einlaufender Bescheid lautete dahin, daß das Stück auch in der vorliegenden Gestalt nicht angenommen werden könne. Indeß nahm doch der Buchhändler Schwan, freilich gegen das geringe Honorar von 11 Louisd'or, den Fiesko zum Druck an, wodurch Schiller

in den Stand gesetzt wurde, seine Oggersheimer Wirthshausschuld zu bezahlen. Mit schwerem Herzen trennte er sich von Streicher und den Mannheimer Freunden, um nach Bauerbach bei Meiningen zu reisen, wo die Frau von Wolzogen, die edle Mutter seines Jugendfreundes Wilhelm von Wolzogen, der später sein Schwager ward, obwohl selbst in beschränkten Verhältnissen lebend, ihm eine Zufluchtsstätte geboten hatte. Dort zog er im December des Jahres 1782, einem Schiffbrüchigen gleich, ein, um den Winter über zu dichten und dann zum Studium der Medicin zurückzukehren. Er lebte daselbst einsam, in seinem Umgange nur auf den Gutsverwalter und auf einzelne Besuche des Bibliothekars Reinwald, welcher später Schiller's Schwester heirathete, beschränkt. Hier in Bauerbach entflammte auch sein Herz für die liebenswürdige Tochter seiner mütterlichen Freundin, Charlotte von Wolzogen, doch ging diese Neigung, obwohl zu leidenschaftlichen Ergüssen an Schwester und Freunde führend, ohne äußerliche Folgen an ihm vorüber: Charlotte gab nach einigen Jahren einem ehrenwerthen Manne ihre Hand aber starb bei ihrer ersten Niederkunft. Der Dichter aber blieb in Bauerbach nicht unthätig; im Januar 1783 ward Louise Millerin fertig, und neue Pläne traten vor die schaffenslustige Seele, Imhof, Conradin von Schwaben, Maria Stuart, Don Carlos. Da traf von Mannheim ein Schreiben Dalberg's ein, in welchem dieser neu anknüpfte: Schiller's Entgegnung war in Folge der gemachten Erfahrungen besonnener und gemessener. Doch ging er im Juli nach Mannheim zurück und schloß mit Dalberg einen Contract, nach welchem er in Mannheim auf ein Jahr vom 1. September 1783 bis 31. August 1784 als Theaterdichter mit 300 fl. Gehalt eintrat und der Verpflichtung, drei neue Stücke zu liefern, von denen ihm die Einnahme einer Vorstellung

zufallen sollte; letztere Bedingung ward später dahin abgeändert, daß er in Allem 500 fl. fixiert annahm. Nachdem er von einem lange ihn belästigenden kalten Fieber genesen war, ging er an seine Arbeiten, lieferte viele Theaterkritiken und suchte seine Erholung in Schwan's und Dalberg's Hause. So kam das Jahr 1784 heran, und am 17. Januar ward der Fiesko aufgeführt, der in dem Erfolge, den er bei dem Publikum hatte, hinter den Räubern zurückblieb. Und allerdings mangelt bei vielen dichterischen Schönheiten diesem Stücke Etwas von jener ursprünglichen Naturkraft, welche in den Räubern die Gemüther entflammte, es fehlte ein Strom des warmen Lebens, wie er trotz der Ungeheuerlichkeit des Erstlingswerkes in dessen Adern rinnt, weßhalb die beiden Dichtungen gemeinschaftlichen Fehler bei der zweiten stärker hervortreten. Am 9. März folgte die Aufführung von „Kabale und Liebe", wie Iffland das erst Louise Millerin genannte Stück umgetauft hatte. Das begeisterte Publikum erhob sich nach dem Schlusse des zweiten Aktes von den Sitzen und brach in stürmischen Beifall aus. Dieser zu neuen Thaten aufmunternden Anerkennung war eine andere kurz vorhergegangen, indem die kurfürstlich-deutsche Gesellschaft Schiller zum Mitgliede gewählt hatte. Nachdem sein Plan, eine dramaturgische Monatsschrift herauszugeben, an Dalberg's Weigerung die verlangte Gratifikation von 50 Dukaten zu bewilligen, gescheitert war, wandte sich der Dichter allen Ernstes an den Don Carlos und ging zu dem Gebrauche des Jambus über, von dessen Anwendung er sich viel Erfolg für sein Stück versprach. Die ersten Scenen theilte er dem Publikum in dem ersten Hefte der Rheinischen Thalia mit, einer Zeitschrift, die er 1785 herauszugeben begann. Wieland war mit der Ueberfülle an Gedanken und Bildern und namentlich mit der Länge der Scenen nicht einver-

standen, wogegen Schiller sich damit vertheidigte, daß das Stück nicht für die Bühne bestimmt sei. In dieser Zeit erreichte ihn ein sinniger Genuß von fernen ihm persönlich noch unbekannten Freunden, die er sich durch seine Dichtungen erworben. Briefe, Bilder, freundliche Gaben empfing er: sie kamen von Körner und Huber, und von Körner's Braut, Minna Stock und deren Schwester Dora. Das war der erste Beginn einer später so stark und edel auf Schiller wirkenden Freundschaft. Auch andere Bekanntschaften brachten Freude und Anregung, so namentlich die Beziehung zu Frau Sophie Albrecht, welche er vergebens dem Theater zu entreißen suchte, und zu der Familie von Kalb, welche sich damals in Mannheim niederließ. Wichtiger als Alles dieses ward seine Reise nach Darmstadt, wo sich damals der jugendliche geistvolle Herzog Karl August von Weimar, der Freund Goethe's, aufhielt; er las am Darmstädter Hofe durch Dalberg's Empfehlung eingeführt, seine Scenen aus Carlos vor und kehrte nach längerer Unterredung mit dem kunstsinnigen Fürsten als herzogl. Weimarscher Rath nach Mannheim zurück. So schien sich denn sein Leben günstiger gestalten zu wollen, und die Wünsche der Aeltern, welche eine sichere Versorgung des Sohnes ersehnten, schienen der Verwirklichung näher gebracht. Er gab die Mannheimer Theaterverhältnisse auf, welche wenig boten und wenig versprachen, und beschloß nach Sachsen überzusiedeln. Leichter wäre ihm die Trennung geworden, hätte nicht in jenen Tagen Margaretha Schwan, des Buchhändlers Tochter, sein Herz besessen; er hielt später auch um dieselbe an, erhielt aber vom Vater des Mädchens eine, wie es scheint, im besten Interesse des Dichters gegebene abschlägige Antwort; Margarethe ward eines Andern Gattin. Im Frühjahre 1785 reiste er nach Leipzig, wo er gerade zur Meßzeit eintraf, und zog dann nach Gohlis hinaus, um dort

am Don Carlos und an der Thalia zu arbeiten, anfänglich auch noch mit dem Gedanken an eine Wiederaufnahme der Medicin; hier dichtete er sein schönes Lied an die Freude. Als aber im Spätsommer desselben Jahres Körner sich verheirathete und als Appellationsrath nach Dresden ging, und auch Huber sich dorthin wandte, beschloß Schiller den Freunden nach Dresden zu folgen. Hier lebte er der herrlichen Natur, meist in einem Gartensaale des Körner'schen Weinberges bei Loschwitz an seinem Don Carlos arbeitend. Auch der Entwurf des Fragment gebliebenen Schauspieles „der Menschenfeind", die Materialien zum Abfall der Niederlande, die Idee zum Geisterseher, der Band von Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, einige lyrische Gedichte, Alles das entstand und sammelte sich hier und in Dresden. Wasserfahrten bei Gewittern waren seine liebste Erholung, und ein schmetternder Donnerschlag soll ihm hier ein Bravo! an die Natur entlockt haben, das in den Räubern Effekt gemacht haben würde. In den letzten Zeiten des Dresdener Aufenthaltes gab er sich wieder dem Gesellschaftsleben hin und nahm eine schmerzliche Herzenserfahrung aus demselben mit, indem er durch die früher genannte Sophie Albrecht, welche mit seinen Abmahnungen Schauspielerin geworden und jetzt die Zierde der Dresdener Bühne war, ein junges Mädchen, die Tochter eines Offiziers kennen lernte, das auf ihn einen gewaltigen Eindruck machte. Es entspann sich ein Verhältniß, das von Mutter und Tochter gemißbraucht worden zu sein scheint, so daß Schiller schmerzliche Täuschung durch kostspielige Geschenke erkaufen mußte.

Als aber im Jahre 1787 Frau von Kalb, welche von Mannheim nach Weimar übergesiedelt war, den Dichter einlud, verließ Schiller Dresden, um den Musensitz, an welchem Goethe

glänzte, selbst kennen zu lernen. Wieland hatte Schiller's Bekanntschaft zu machen gewünscht und kam ihm mit väterlicher Zuneigung entgegen, so daß er wohl schreiben konnte: „Wieland ist jung, wenn er liebt. Goethe war damals in Italien, und Herder äußerte nicht besondere Anziehungskraft auf ihn. Schiller erregte Anfangs nicht zu viel Aufsehen und fand von Seiten des Hofes wenig Beachtung, bis die Herzogin Amalie auf Goethe's Empfehlung, der noch nicht heimgekehrt war, den Dichter zu sich beschied, was den leicht Entflammten mit hoher Freude erfüllte. Eine Reise, die er Ende Oktobers 1787 nach Meiningen zu seiner an Reinwald verheiratheten Schwester und zur Frau von Wolzogen unternahm, wurde entscheidend für sein ganzes ferneres Leben. Denn er lernte durch seinen Freund Wilhelm von Wolzogen in Rudolstadt dessen Cousine, Charlotte von Lengefeld, die Tochter eines rühmlich bekannten Forstmannes, der aber schon seit einer Reihe von Jahren todt war, kennen. Noch den Winter, während er für den Merkur, die von Wieland herausgegebene Zeitschrift, zu arbeiten begann, wogegen seine eigene Thalia zurücktrat, brachte ihm ein Wiedersehen der schnell liebgewonnenen Familie, indem Lengefeld's auf einige Monate nach der Stadt zogen. Sich schüchtern nähernd, allmählich näher tretend faßte er eine tiefe und zarte Neigung für die jüngere Tochter. Die Liebe zog ihn im Frühjahre 1788 nach dem Dörfchen Volkstädt, welches nur eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt war. —

Inzwischen war der Don Carlos in Mannheim, mit nicht zu großem Erfolge, gegeben worden. Aber trotzdem war der Fortschritt des Dichters gegen die letzte Arbeit, Kabale und Liebe, das schwächste seiner Jugendstücke, ein gewaltiger; ja innerhalb der Dichtung selbst zeigte sich eine große Fortentwickelung. Denn der Carlos zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste die

drei ersten Akte enthaltende der Jugendperiode angehört und Wieland's Bemerkungen, namentlich in ihrer ersten Gestalt in der Thalia, reichlich verdient, während die zweite schon den gereifteren Dichter verkündet und den Uebergang zu seinen besten dramatischen Dichtungen bildet. Dieses Verhältniß kann freilich der dramatischen Einheit, dem dichterischen Ganzen nicht förderlich sein, und hierin liegt auch der Hauptmangel der an Schönheiten so überaus reichen Dichtung. — In Volkstädt arbeitete er an der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und dichtete die Götter Griechenlands und die Künstler. Im Herbste 1788 trafen Goethe und Schiller zum ersten Male im Hause der Frau von Lengefeld zusammen, indem Goethe bei seiner Rückreise von Italien durch Rudolstadt kam; eine Annäherung beider Männer, die später zu so großem Zusammenwirken neben einander treten sollten, fand damals nicht statt. Im November kehrte er nach Weimar zurück und beschäftigte sich, im steten Verkehr mit den Rudolstädter Freundinnen bleibend, viel mit dem Euripides und mit der Fortführung des Geistersehers, was ihn auf allgemeinere Betrachtungen über Drama und Roman brachte. Der Abgang Eichhorn's von der Universität Jena führte auf Goethe's Betreiben Schiller's Ernennung zum außerordentlichen Professor an derselben, freilich zunächst ohne allen Gehalt, herbei. Er eröffnete am 4. Mai seine Vorlesungen vor einem Auditorium von 400 Zuhörern und erntete Anfangs großen Beifall. Der Sommer desselben Jahres brachte dem liebenden Dichter, dem die Entfernung von der Geliebten gar schwer, das Jawort Charlottens, wurde einstweilen noch vor der Mutter geheimgehalten. Als aber noch in demselben Jahre der Herzog einen Gehalt von 200 Thalern bewilligte, und so der Anfang zu einer sichereren Existenz gemacht schien, wandte

er sich vertrauungsvoll an die Mutter und erlangte deren Zustimmung. Hierbei bewies sich Frau von Stein aus Weimar besonders hülfreich, indem sie mittheilte, daß der Coadjutor von Dalberg durch die großmüthigste Unterstützung die Schuld seines Bruders an dem Dichter gut zu machen beabsichtige. Das neue Jahr brachte Schiller den Meiningen'schen Hofrathstitel, und am 20. Februar ward er mit seiner Charlotte in der Kirche von Wenigenjena getraut.

In den nächsten Jahren bis 1794 trat seine dichterische Thätigkeit hinter historischen und philosophischen Studien zurück; es war die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und das Studium der Kantischen Philosophie, das ihn besonders beschäftigte, wobei ihn Reinhold in Jena freundlich unterstützte. In seiner Ehe glücklich, angeregt durch freundschaftliche Beziehungen zu Griesbach, Paulus, Schütz, Hufeland, Reinhold, erquickt durch die liebliche Gegend, verlebte er heitere und ungetrübte Tage, bis er bei Gelegenheit eines Besuches, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, beim Abendessen von einem heftigen Fieber befallen wurde. Kaum war er nach Jena zurückgekehrt, als sich eine Brustkrankheit entwickelte, die nicht unbedenklich schien. Da zeigte sich in der allgemeinen Theilnahme, in der Bereitwilligkeit seiner Zuhörer, an den Nachtwachen und an der Pflege sich zu betheiligen, wobei wir den Namen Hardenberg (Novalis) antreffen, welche große Liebe und Verehrung Schiller genoß. Allmählich erholte er sich, aber beängstigende Brustkrämpfe kehrten als Nachlaß dieser Krankheit von Zeit zu Zeit wieder, die öffentichen Vorlesungen mußten unterbrochen und auf des Dichters eigenes Zimmer beschränkt werden; Schiller hat die Nachwirkungen dieser Krankheit nie überwunden. In dieser Zeit begann die Unordnung in Schlaf und Wachen, die ihn durch sein ferneres

Leben begleitete: er pflegte sehr spät einzuschlafen und liebte es sich unter leichtem Geschäfte vom Schlafe übermannen zu lassen. Inzwischen hatte er durch seine historische Arbeiten die Idee eines Dramas: „Wallenstein" gewonnen und war somit auf die ihm durch seine Befähigung ganz besonders angewiesene Bahn zurückgekehrt. Eine Badereise nach Carlsbad im Sommer 1791 ließ den Entschluß reifen und gab im Verkehr mit oesterreichischen Kriegern und durch einen Besuch in Eger, wo Wallenstein geendet hatte, Studien zu dieser Arbeit. In's Ausland aber war, veranlaßt durch die wiederholten Krankheitsanfälle, schon die Kunde von Schiller's Tode gelangt, so daß Baggesen, Graf Schimmelmann und der Prinz Chr. Fr. von Holstein-Augustenburg in Hellebeck ihm eine Todtenfeier veranstalteten. Als man nun erfuhr, daß Schiller lebe und wohl ganz genesen könne, wenn er nicht unschlüssig sein müßte, ob er seine 200 Thaler fixen Gehalt in die Küche oder in die Apotheke schicken solle, — Worte aus Reinhold's Brief an Baggesen —, da boten die beiden edlen Männer, der Prinz von Holstein und Graf von Schimmelmann dem leidenden Dichter in einem zartsinnigen Schreiben auf drei Jahre die Summe von tausend Thalern an, ihn in freundlichster und doch nicht zwingender Weise nach Dänemark einladend. Dieses Anerbieten, fein und zart gestellt, nahm Schiller mit dankbarem Herzen an; der Vorsatz, den er faßte, eine Reise nach Kopenhagen zu unternehmen, im ersten Augenblicke wegen den Gesundheitszustand des Dichters unausführbar, kam auch später nicht zur Verwirklichung. Im Sommer 1792 erfreute ihn der geliebten Mutter Besuch, welche nach schwerer Krankheit, bei der der Sohn nicht versäumt hatte, seine medicinischen Kenntnisse zu Rathschlägen hervorzuholen, mit der jüngsten Tochter Nanette den berühmten Sohn aufsuchte. Dieser aber, von Sehn-

sucht nach der Heimath getrieben, erwiederte den Besuch im folgenden Jahre; er reiste mit seiner Frau im August 1793 nach Heilbronn, wurde da von dem Magistrate ehrenvoll begrüßt und sah Aeltern, Schwester, Freunde wieder. Von hier aus schrieb er an den Herzog Karl von Würtemberg, welcher, an Gicht leidend, zwar nicht antwortete, aber öffentlich äußerte, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden. Als im Oktober der Herzog starb, reiste Schiller nach Ludwigsburg, um dem Vater nahe zu sein, welcher, jetzt mit dem Titel eines Majors, die Oberaufsicht über die Gärten und Pflanzschulen führte. Von hier ging er nach Stuttgart und Tübingen und lernte in letzterer Stadt die Besitzer der Cotta'schen Buchhandlung, J. F. Cotta und Chr. J. Zahn kennen, mit deren erstem er fortan in freundschaftlicher und geschäftlicher Beziehung stand. Mit ihm wurde der Plan zu den Horen besprochen, auch eine deutsche Zeitung projectiert, zu deren Redaction Schiller später vom Verleger vergeblich eingeladen wurde; auch sonst wurde die Zeit nicht unbenutzt gelassen und namentlich am Wallenstein, der erst in Prosa verfaßt wurde, rüstig gearbeitet: auch die geistreiche Beurtheilung von Matthisson's Gedichten fällt in dieses Jahr. Im Vaterlande, am 17. Sept. 1793, schenkte ihm seine Gattin den ersten Sohn, seinen Karl, der später K. Würtemberg. Oberförster zu Rottweil wurde. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, um die dritte Periode seines Lebens, die Zeit seiner dichterischen Meisterschaft zu beginnen. Von nun an wird es im Leben Schiller's äußerlich stiller, aber es drängt sich nun im Innern That an That und kommt als leuchtende Dichtung an's Licht der Welt. Noch aber war die Zeit des Philosophierens nicht geschlossen, noch hatte er sich nicht von der Reflexion zur vollen Production hindurchgearbeitet; doch war

mit dem Heranziehen des Wallensteins als dramatischen Stoffes die Brücke geschlagen. Jene, die reflectierende Richtung, erhielt neue Nahrung durch den Verkehr mit dem geistvollen Wilhelm von Humboldt, mit dem er in lebhaften Briefwechsel trat. Goethe, der Schiller's Entwicklung längst mit theilnehmendem Auge verfolgt hatte, ward durch dieses philosophierende Treiben, das seiner mehr realistischen Natur zuwider war, zurückgehalten, hatte bisher Annäherungen gemieden und fremde Vermittlung abgelehnt. Im Jahre 1794 aber führte ein Zufall die beiden zu dem größten inhaltsreichsten Geistesbündnisse bestimmten Heroen unserer Literatur zusammen. Es geschah dieß bei einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena. Beide hatten dieselbe besucht und verließen sie zufällig gleichzeitig, es entwickelte sich ein Gespräch, das sich bis in Schiller's Haus fortspann, Goethe versprach Beiträge zu den Horen, und so entstand ein zur Dauerhaftigkeit anwachsendes Verständniß. Goethe sagte, lange nach Schiller's Tode, im dankbaren Rückblicke auf jene Zeit er wisse nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus ihm geworden sein würde, und auch Schiller pries und segnete diesen Bund. Nachdem schon in den letzten Jahrgängen der Thalia werthvolle Abhandlungen von Schiller erschienen waren, folgten in den „Horen", der neuen bei Cotta erscheinenden Zeitschrift, die bekannten und mit Recht gepriesenen „Berichte über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes," die Abhandlungen „von den nothwendigen Grenzen des Schönen, über das Naive" ꝛc. Im Jahre 1795 feierte der Dichter seine Rückkehr zur Poesie durch die später im Musenalmanach erscheinenden Gedichte: Die Macht des Gesanges, das Ideal und das Leben (früher das Reich der Schatten), die Würde der Frauen, der Genius, das verschleierte Bild zu Sais, der Spaziergang ꝛc., von denen

namentlich das letztere den Dichter selbst befriedigte und die Freunde Goethe und Humboldt mit Liebe und Bewunderung erfüllte. Indeß ging es mit der Zeitschrift „die Horen", was den Absatz derselben betraf, nicht sonderlich vorwärts, die Sorge, die Druckbogen mit Anreizendem und Werthvollem anzufüllen, machte sich fühlbar und führte zu allerlei Kunststückchen, wie denn auch von den Mitarbeitern selbst verfaßte oder doch veranlaßte Beurtheilungen der Zeitschrift erschienen. Sie ging bald ein; dagegen unternahm Schiller, von Goethe bereitwillig und thätig unterstützt, die Herausgabe des „Musenalmanachs", welcher schnell Verbreitung fand und Schiller's ökonomische Lage bedeutend verbesserte; einen vortheilhaften Ruf nach Tübingen lehnte er 1795 ab. Das Jahr 1796 brachte die Xenien, eine von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßte Epigrammensammlung, in welcher auch heute nicht überall eine vollständige Sonderung nach den Verfassern bewirkt werden kann. Diese Epigramme, zum Theil veranlaßt durch die Mißstimmung über den geringen Erfolg der Horen, zum Theil auch hervorgerufen durch mannigfache Angriffe oder Mißdeutungen der Dichter, gingen an manchen Stellen wohl über das rechte Maß hinaus. Die Revolution, die man durch dieses Unternehmen in der Literatur hervorrufen wollte, blieb nicht aus, ergoß sich aber in heftigen Angriffen und Schmähungen — man zählte wohl 13 Gegenschriften — gegen die Urheber, wobei sich der Zorn der Angegriffenen hauptsächlich gegen Goethe, „den Verführer", richtete. Allerdings wäre mancher Angriff, der von den Weimaranern selbst auf Freunde erfolgte, wohl besser unterblieben. Schiller war selbst bald mit dieser Thätigkeit, welche seine dichterische Production hemmte, unzufrieden.

Aus der Heimath kamen trübe Nachrichten; der Tod hatte

die jüngere Schwester des Dichters, Nanette, in der Blüthe der Jugend hinweggerafft, und kaum hatte die Geburt des zweiten Sohnes, am 11. Juli 1796, die Trauer der Familie über den Verlust der begabten Schwester gemildert, als die Kunde von des Vaters Tode einlief. Schiller's älteste Schwester erwarb sich in dieser traurigen Zeit durch die treueste Sorge um die Ihrigen, indem sie selbst den Gatten auf längere Zeit verließ, des Bruders herzlichste Dankbarkeit. Weil der Zustand seiner Gesundheit freiere Luft und leichtere Bewegung verlangte, und er auch in einer solchen ländlicheren Wohnung seiner dichterischen Thätigkeit besser nachgehen zu können meinte, kaufte sich dieser im Anfange des Jahres 1797 eine Gartenwohnung vor Jena, das Schmidt'sche Gartengrundstück, um billigen Preis und richtete sich bald dort heimisch ein. Doch auch jetzt sollte der Wallenstein noch nicht zum Abschluß kommen, indem zunächst der Zug zum Epischen eine Reihe von Balladen hervorrief, nach denen man das Jahr 1793 überhaupt in Schiller's Leben das Balladenjahr genannt hat, wie es von diesem selbst einmal bezeichnet worden war. In diese Jahre gehören die Gedichte: Der Taucher, der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer, Nadowessische Todtenklage. Um hier gleich der übrigen vorzüglichsten Gedichte zu gedenken, so folgten den genannten im Jahre 1798 die Bürgschaft und der Kampf mit dem Drachen. Hero und Leander entstand 1801, der Graf von Habsburg 1803, der Alpenjäger 1804, das Eleusische Fest wurde 1798 gedichtet, 1799 das Lied von der Glocke, die Sehnsucht 1801, 1802 Thekla, die vier Weltalter, Cassandra, die Pilgerin, der Jüngling am Bache, das Siegesfest. —

Bei der Ausführung des Wallenstein, womit sich Schiller

lange Zeit, immer wieder von andern Arbeiten unterbrochen, beschäftigte, war er endlich 1797, als er ernstlicher dazu zurückkehrte, nicht ohne den Einfluß Goethe's zu der Ansicht gelangt, daß das Poetische der rhythmischen Form bedürfe. So ward denn die Umarbeitung in das jambische Versmaß begonnen, welche Anfangs sehr zu epischer Breite führte, so daß der erste Akt des Wallenstein an Umfang die drei ersten Akte der Goethe'schen Iphigenia übertraf. Goethe äußerte, es werde wohl noch nöthig werden, einen Cyklus von Stücken aufzustellen, und bald darauf entschloß sich Schiller zu der Wallensteinischen Trilogie, wie man die drei Stücke, freilich nicht mit Recht, genannt hat. Die Arbeit rückte rasch vorwärts, Goethe rieth und half, und am 18. oder 19. Oktober ward das „Lager" mit dem Prologe in dem neuerbauten Theater zu Weimar aufgeführt. — Während Wieland, Jean Paul, Herder wenig erbaut von dem neuen Stücke waren, fand sich Goethe, Schiller, Tieck sehr befriedigt und entzückt. Am 30. Januar 1799 folgte die erste Aufführung der inzwischen nach Schiller's Rückkehr in's städtische Winterquartier vollendeten „Piccolomini", welche am 2. Februar unter noch größerem Beifalle wiederholt wurde. Die Krone des dramatischen Gedichtes, Wallensteins Tod, erschien im April desselben Jahres, in Gegenwart der preußischen Königsfamilie auf der Bühne. Schiller's dichterische Kraft hatte sich in ihrem schönsten Glanze entfaltet: Goethe's Urtheil über den Wallenstein: „er ist so groß, daß zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist", übertönt jeden Tadel und jedes Lob. —

Dasselbe inhaltsreiche Jahr gab dem Dichter seine älteste Tochter Karoline, leider aber auch eine gefährliche Krankheit der Gattin, welche nur langsam und unter des Gatten und der Mutter herzlichster Pflege genas. Da nun die Aerzte die Berg-

luft der Jenaischen Gegend für Schiller's Gesundheit nicht heilsam erklärten, wandte sich der Dichter, welcher seit dem vorigen Jahre ordentlicher Professor mit einem Gehalte von 400 Thaler war, an den Herzog, mit der Bitte, nach Weimar überzusiedeln zu dürfen. In freundlichster Weise kam der edle Fürst dem Wunsche des Dichters entgegen, indem er seinen Gehalt auf 1000 Thaler erhöhte und sich erbot, das Doppelte zu geben, wenn Schiller durch Krankheiten am Arbeiten verhindert sein sollte: von dem letzten Anerbieten machte der Dichter niemals Gebrauch. Im December 1796 erfolgte der Umzug. Im Eifer für die Kunst und in der Sorge für seine Familie stürzte sich Schiller auf neue dramatische und andere Arbeitsstoffe; Goethe beklagte noch später diese allzusehr angespannte Productivität des Freundes und leitet die von einsichtigen Männern in Schiller's Stücken getadelten Einzelheiten aus solchen Stunden und Tagen her, in denen er sich zur Production gezwungen oder wohl auch durch künstliche Mittel seine Kräfte gesteigert habe. Das neue Jahr 1800, in welches — nach Goethe's und Schiller's Meinung das Anfangsjahr eines neuen Jahrhunderts, die beiden Dichter im ernsten Gespräche hinübergetreten waren, brachte zunächst die „Maria Stuart", welche schon im vorigen Jahre zum Theil gedichtet war: am 14. Januar ward sie, nicht ganz zur Zufriedenheit des Publikums, aufgeführt. Dasselbe Jahr brachte katarrhalische Leiden, Brustkrämpfe und Schlaflosigkeit, wir finden dieses vom Dichter selbst mit den Worten bezeichnet: Anno 1800 war ich sehr krank; doch hinderte ihn das Alles nicht, die Herausgabe seiner lyrischen Gedichte zu besorgen und einen neuen dramatischen Stoff, die Jungfrau von Orleans, zu ergreifen. 1801 war das Stück vollendet, sollte aber in Weimar nicht sogleich auf das Theater gebracht werden. Dagegen erfreute und erfrischte ihn,

als er von einer Besuchsreise zu Körner in Dresden über Leipzig heimkehrte, in dieser Stadt die enthusiastische Aufnahme, welche die neue Dichtung fand. Ein tausendstimmiges Lebehoch erscholl dem Dichter, als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, und als Schiller aus dem Schauspielhause trat, bildete sich eine Gasse von ihn bewundernd grüßenden Menschen, die den großen deutschen Sänger zu sehen begierig waren. Wenn Schiller diese Tragödie mit den Worten: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich sein" entließ, so hat er sich in der Liebe, welche diese Dichtung erweckte und noch erweckt, nicht geirrt, wenn auch der dramatische Kunstrichter Manches an ihr auszusetzen haben mag; denn es weht durch das Ganze eine eigene das Herz bestechende Wärme, es zeigt ein dem deutschen Volke eigenthümliches Schweben zwischen Idealismus und Realismus. — Der Ankauf eines kleinen aber bequem und hinter schattigen Bäumen auf der Esplanade freundlich gelegenen Hauses vollendete Schiller's Zufriedenheit in Weimar. Doch wurden ihm die ersten Tage dieser Wohnungsänderung durch trübe Nachricht verbittert; er mußte erfahren, daß an demselben Tage, da er sein neues Haus bezogen, die theure Mutter in der Heimath gestorben sei. Sonst waren des Dichters Lebensverhältnisse freundlich und befriedigend, er lebte glücklich im Kreise der Seinigen, spielte gar harmlos mit seinen Kindern, erfreute sich am Umgange mit einsichtsvollen und liebenswerthen Männern und ward vom Hofe mit Auszeichnung behandelt. Im September 1802 erhielt er durch die Bemühung des Herzogs, der den Dichter gern bei allen Gelegenheiten in den Kreis des Hofes ziehen wollte, den Reichsadel durch ein Diplom, gegeben zu Wien am 7. Sept. 1812. — 1803 erschien die Braut von Messina und wurde am 3. Juli zu Lauchstädt aufgeführt, das Stück, welches die meisten Einwände

hervorrief. Und allerdings können wir, bei aller Bewunderung für die dichterische Schönheit der Chöre, sowie einzelner namentlich epischer und lyrischer Bestandtheile uns nicht mit dem dramatischen Motive einverstanden erkären: die Schicksalsidee des Alterthumes ist mit dem Christenthume dramatisch unmöglich geworden, und die Wiederherstellung des griechischen Chors wird stets ein verfehlter Versuch bleiben. — Waren die Kraniche des Ibykus das erste Gastgeschenk gewesen, welches Goethe an Schiller zur Bearbeitung übergeben hatte, so wurde kurz vor der Trennung des schönen Bundes durch des jüngeren Genossen Tod, „der Tell", das zweite; diesen Stoff wollte Goethe erst selbst episch behandeln überließ ihn aber später an Schiller. Noch vor Ostern 1804, am 17. März, wurde dieses letzte Stück des Dichters in Weimar aufgeführt, ohne daß der Dichter, welcher grade unwohl war, der Vorstellung beiwohnen konnte. Auch dieses Stück hat manche Ausstellungen erfahren, aber auch bei ihm verschwinden die Mängel, die in der dramatischen Entwicklung liegen, gegen den ganzen Reichthum an dichterischen Schönheiten.

Schiller stand auf dem Gipfel seines Ruhmes; eine Reise, die er im Frühjahre 1804 nach Berlin unternahm, brachte ihm die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Anträge, dort ferner zu bleiben, die er aber in dankbarer Anhänglichkeit an Weimar und an seinen Fürsten ablehnte. Im Juli desselben Jahres gab ihm seine Gattin das vierte Kind, die jüngste Tochter, während er selbst an einer Unterleibsentzündung nicht unbedenklich erkrankt war. Wenn er auch von dieser Krankheit wieder genas, so fand er doch seine Kräfte nicht wieder, die überhaupt seit dem oben erwähnten Krankheitsfall in Jena abgenommen hatten. Beide Dichter, Goethe und Schiller, fingen das neue Jahr 1805 mit Kranksein an, über beiden lagen trübe Stimmungen. Fieberan-

fälle kehrten bei Schiller wieder und erschütterten ihn, wie er selbst an Goethe schreibt, bis auf die Wurzeln, „daß er Mühe haben werde sich zu erholen". Sein letzter Brief an Goethe ist vom 24. April 1805 datirt. Am 1. Mai begann die letzte Krankheit, die sich als Katarrhfieber ankündigte und anfänglich so wenig bedeutend schien, daß Schiller noch am 2. Mai in's Schauspielhaus ging; doch noch während der Vorstellung befiel ihn heftiges Fieber. Vom 6. Mai an ward die Krankheit bedenklicher; am 8. Mai verlangte er noch die Sonne zu sehen und schaute mit heiterm Blicke in den schönen Abendstrahl hinein. Nachdem am folgenden Tage Besinnungslosigkeit eingetreten war, verschied der Dichter in der Abendstunde desselben Tages, am 9. Mai 1805.

Schnell ging die Trauerbotschaft durch Weimar: das Theater blieb, obwohl Theaterabend war, geschlossen. Dem selbst leidenden Goethe, welchen böse Ahnung gequält hatte, dieses Jahr werde ihn oder den Freund hinwegraffen — er hatte bei dem Neujahrsglückwunsch aus Zerstreutheit zum „letzten" neuen Jahre geschrieben — wagte Niemand die Schmerzenskunde zu bringen, und erst am folgenden Tage erfuhr er des Freundes Tod. Das Leichenbegängniß fand in der Nacht vom 11. zum 12. Mai statt, zwölf junge Männer höhern Standes trugen den Sarg, welcher in die Gruft des Landschaftkassengewölbes beigesetzt wurde. Eine Todtenfeier auf der Bühne veranstaltete Goethe im richtigen Gefühle, daß der Verlust erst in die Ferne gerückt werden müsse, und daß man die Sucht der Menschen aus jedem Unglücke einen Spaß herauszubilden, nicht nachahmen dürfe; erst später, wo dieselbe in würdigster Form statt fand und Goethe seinen unsterblichen Epilog zur Glocke dichtete. Später wurden Schiller's Gebeine in die Fürstengruft versetzt, wo sie nun mit denen Goethe's und des Herzogs Karl August vereinigt ruhen.

Keiner der deutschen Dichter hat so tief in das Herz des deutschen Volkes gegriffen, keiner so die Herzen sich zur Wohnstätte bereitet, wie Schiller. „Er war ein prächtiger Mensch, und bei vollen Kräften ist er von uns gegangen", sagte Goethe 20 Jahre nach des Freundes Tode, und er hatte Recht. Er war eine reine, edle Natur, der Sänger der Freiheit und der Sittlichkeit. Der beste Gatte, Vater, Sohn, Bruder, Freund, Nachbar, gab er niemals durch unreine oder gemeine Lebensverhältnisse ein Aergerniß und hielt streng an innerer und äußerer Ehre. Man hat, namentlich in neuester Zeit, gegen sein Verhältniß zum Christenthume wahre und falsche Einwendungen gemacht, ja ihn einen Heiden gescholten. Aber können wir auch nicht leugnen, daß er dem Christenthume in seiner positiven Erscheinung fern stand, so stand er demselben zugleich mit seinen Zeitgenossen fern; war er aber schon dem Inhalte seiner religiösen Ueberzeugungen nach nicht Heide, sondern Christ, wenn gleich nur ahnend und ringend, so war er es noch weniger nach seinem Thun; denn dieses war rein und gut und edel. Mitten in der Blüthe seiner Jahre, auf dem Höhepunkte seines Schaffens, umstrahlt vom Glanze seines Ruhmes ging er hinweg. Nachdem er sich durch die stürmische Jugendzeit, die Sturm- und Drangperiode hindurchgearbeitet, in der Periode des Philosophierens und Reflectierens geistig geläutert hatte, war er in die letzte, in die der dichterischen Vollendung eingetreten. Mitten in dieser — wer möchte sagen, welches ihr Ende hätte sein können? — schied er von uns, um in seinen Werken ewig unter seinem Volke zu leben. — Wir scheiden von ihm mit seines großen Freundes Worten:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen; daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen.

Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns auch Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller so früh hinwegschied, kommt auch uns zu gut. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen." —

Werke. Schiller's Werke in vielen Auflagen und Ausgaben, Stuttgart und Tübingen. — Die zahlreichen Schriften über Schiller (siehe die Schrift: die Schillerliteratur.) —

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O, schmücke dich, du grünbelaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende emfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O, lösche deine Fackel, Tag! Hervor
Du, geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blätter lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen hassen.

Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht, wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O, führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum! —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
  In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
  Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
  Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
  Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
  Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
  Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
  Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
  Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
  Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
  Streu ich dir in deinen Schooß.
Horch! der Hain erschallt von Liedern,
  Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
  Für ein glücklich liebend Paar.

Joh. Christoph Friedrich v. Schiller 1759 - 1805

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,

Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter giebt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf;
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Friedr. v. Schiller

Thekla. Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur, so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint;
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn, wie Jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All' mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle"! rief's, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort;

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein".

Abend ward's, und wurde Morgen;
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß:
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schoos.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischem dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O! wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Lieder aus: „Wilhelm Tell“. (I. Aufzug, I. Scene.)

Fischerknabe, singt im Kahn.
(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört' er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb' Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Hirte, auf dem Berge.
(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger, gegenüber auf der Höhe des Felsen.
(Zweite Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte und Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten,
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste:
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen, —
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und, wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als wie in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder, —
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;

Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder, —
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.
Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,

Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen hat ihn schon der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,

Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und, wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoose.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangen, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoose.

Und, sieh! aus dem finster fluthenden Schoos,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken —

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!

Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und, ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,

Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheuslichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt;
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht,

Und, könnt' ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinket hin, —
Da treibt's ihn den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick, —
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Friedr. v. Schiller

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

„„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,

Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht"".

Und, eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor" —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück".

Und, eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen, reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,

Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und, eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg,"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr ich muß dich glücklich schätzen!
„Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil;
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist Alles wohlgerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n.
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Und, wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren

Und rufe selbst das Unglück her,
Und, was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am Höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und Jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,"
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und, bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und, als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbei geeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich ferner hier nicht hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben.
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll —
So wandert er am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt von hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren
Zum guten Zeichen nehm' ich euch —
Mein Loos, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.

Zum Kampfe muß er sich bereiten;
Doch bald ermattet sinkt die Hand:
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört — schon kann er nicht mehr seh'n —
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift den Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.

Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und, während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiten stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,

Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie.

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.

Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei".

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die, unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Thimotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar! —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren!
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge:
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und, was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren!"

Und, sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern, —
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn:
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,

Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt Jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet,
Und, da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!

Und, magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst:
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten!
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Das Lied von der Glocke.

(Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.)

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.

Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei:
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.

Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen:
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen

Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken

Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein

Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater, mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und, was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft!

Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend, ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch' Getümmel,
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette

Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe:
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang!
Wenn die Form zersprang!
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoos der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoos
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —

Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar:
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schoos der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.

Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihn,
Daß wir die Glocke taufend weihn,
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp der Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von alten Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild',
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen

Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn;
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,

Steht das Bild vor dem entzückten Blick;
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht;
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!

Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer,
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist, —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg', über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir:
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht, in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.

Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicke die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schwimmender Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Heerden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;

Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird Alles, und Alles wird Wahl, und Alles Bedeutung.
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an:
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchtenden Kuppeln,
Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faune verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird's um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend, erscheinen sie: Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg! doch der Ruhm nur kehrte zurücke.
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl".
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von euerem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbrnch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel;
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn vom fröhlichen Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und, vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein;
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein;
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl.
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt nächtlich der fluthende Strom;
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist Nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;

In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den
Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn;
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund;
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit, —
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt —
Aufsteht mit des Verbrechers Wuth und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt,
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.

Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
    Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
    Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
    Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm ich mein Leben von deinem reinen Altare,
    Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
    Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
    Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
    Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
    Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
    Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur.
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande.
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind.
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.

Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal,
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit dem leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach! ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkelns Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben

Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen,
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich der Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau!
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Aus der Jungfrau von Orleans.

I.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!

Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen."

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren'
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust!
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären."

„Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,

Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.

II.

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ist des stolzen Namens stolzer sich bewußt;

Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all' dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
In's britt'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere sausend mich umtönten
In des heißen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuthsthränen!

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte,
Arglistig Herz! du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!
Die Züge schau'n des edeln Angesichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott;
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden,

Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden,
Steh'n in deinem ew'gen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh.
Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Aus Wilhelm Tell.

Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath. — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,

Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!
Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch Etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eig'nen Blut,
— Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Der Mond und die Sterne.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an!

Der Blitz.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tödtet, ist es todt!

Epigramme und Distichen.

I. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege:
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

II. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling:
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

III. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes: du nährst der Menschheit göttliche Pflanze
Bilde Schönes: du streust Keime der göttlichen aus.

IV. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

V. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

VI. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

VII. Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt.
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

VIII. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Friedrich von Matthisson

wurde geboren in Hohendodeleben bei Magdeburg am 23. Januar 1761. Nachdem er seine theologischen Studien in Halle vollendet, wurde er Lehrer in Dessau. Als Führer einiger junger Edelleute verließ er diese Stadt wieder und ging nach Heidelberg, ward aber 1794 von Dessau als Vorleser und Reisebegleiter zurückgerufen. Hierauf erhielt er vom Fürsten von Homburg den Hofrathstitel, und nachdem er inzwischen auch in badischen Diensten als Legationsrath gestanden, trat er 1812, nachdem er 1809 geadelt worden, als geh. Legationsrath, Theaterintendant und Oberbibliothekar in würtembergische Dienste. 1828 verließ er diese Stellung, um sich nach dem anmuthigen Wörlitz in der Nähe von Dessau zu begeben, wo er am 12. März 1831 starb. Noch jetzt wird denen, welche die schönen Wörlitzer Parkanlagen besuchen, das Lieblingsplätzchen des Dichters, ein Ruhesitz in traulicher schattiger Abgeschiedenheit gezeigt.

Schwermuth und Schwärmerei bilden den Grundton seiner Dichtungen, denen besonders Schiller's lobende Kritik zur Empfehlung gereichte; aber die wohlklingende zierliche Sprache ver-

mag nicht den Mangel an Fülle und Tiefe der Empfindung zu verdecken.

Werke. Lieder, Breslau 1781. Dessau 1783. — Gedichte in verschiedenen Ausgaben zu Mannheim, Tübingen., Zürich. — Schriften, Zürich 1825—29. 1833. — Lyrische Anthologie. Ebendas. 1803—7. — Literarischer Nachlaß. Berlin 1832. — Döring, Matthisson's Leben, Zürich 1833. —

Elegie.

Schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt;
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam zieh'n die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier, auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dieß Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Traurend denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn' erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurigflüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,

Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf' entgegenschwoll.

Zeuch' in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert,
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann wie Richard Löwenherz zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche die durch Blumen wallen,
Kehrt' er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach, mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glühn im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sapho nicht.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
Dort wo wildverschlung'ne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;

Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteuer im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Helden Brust
Die Erinnrung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Grau'n und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut!
Disteln wachsen einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Kriegstrommete Ruf erklang
Und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschoose nun!
Kaum daß halbversunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte.
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles was mit Sehnsucht und Entzücken,
Hier am Staub', ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.

Die am Abend freudig dich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen,
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! deine Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Adelaide.

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert,
Adelaide!

In der spiegelnden Fluth, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildniß,
Adelaide!

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mai's im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einst, o Wunder, entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!

Friedrich v. Matthisson
1761 - 1831

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis

wurde geboren am 26. December 1762 auf dem Schlosse Bothmar in Graubündten, widmete sich dem Militärstande und war Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles. Die französische Revolution vertrieb ihn aus Frankreich nach Savoyen, von wo er in sein Vaterland zurückkehrte und als Generalinspektor des Milizwesens zu Malans am 29. Januar 1834 starb. Er wird als Dichter gewöhnlich in Verbindung mit seinem Freunde Matthisson genannt, von dem er sich durch eine größere Kraft der Empfindung und weniger ängstliches Streben nach Naturmalerei unterscheidet.

Werke. Gedichte, gesammelt von Matthisson. Zürich 1793; neueste Auflage daselbst 1839.

Das Grab.

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schoos:
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund,
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden,
Nur wo es nicht mehr schlägt.

Letzter Wunsch.

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt;
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Heerd,
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und Sie! Das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin Sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geschorener Boskette
Und der Hagebuttenwand

Dämmert' uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannenschatten
Vor des Neides Blick versteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnentrog!
Statt Alleen und Taxussträuche
Früchte, die ich selbst erzog;
Dnrch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof eng und klein,
Eilt' ich, statt nach Marmorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser die Gebüsche,
Nachtigallenmelodei'n.
Auch begänne Sie Gesänge,
Wäre Philomel' entfloh'n,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

Unter'm Strauch von Hagerosen,
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir so traulich kosen,
Wie auf seid'nem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und schlank,
Bauten wir, trotz gold'nen Thronen,
Eine kleine Breterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet sie pflückte,
Milch, die sie in Schalen goß;

Ha! bei solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörferinnen
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gält' uns mehr als Maskenball.
Lieber als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick,
Oefter senkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünscht' ich sonst vergebens
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal,
Edle Muß' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen streut.

Johann Gottfried Seume,

geboren zu Poserna bei Weißenfels am 29. Januar 1763, studierte anfänglich in Leipzig Theologie. Auf einer Reise nach Paris gerieth er in die Hände kurhessischer Werber und ward nach Amerika geschleppt. Als es ihm bei seiner Rückkehr gelungen war, den Hessen zu entkommen, fiel er preußischen Werbern in die Hände; doch erlangte er in Emden durch die Hülfe eines dortigen Bürgers seine Freiheit wieder. Hierauf nahm er eine Hofmeisterstelle in Leipzig an und wurde durch die Vermittlung der Familie seines Zöglings Offizier in russischen Diensten. Doch gab er auch diese Laufbahn bald auf und lebte zurückgekehrt in Leipzig von literarischen Arbeiten, unternahm auch von hier 1802 den so berühmt gewordenen Spaziergang nach Syrakus. Er starb zu Teplitz, wo er die Heilquellen gebrauchte, am 13. Juni 1810. Das schroffe und fast überderbe Wesen seines Charakters drückt sich auch in seinen Schriften aus; doch ist ihnen ein tiefer sittlicher Ernst bei geringerem poetischen Werthe nicht abzusprechen.

Werke. Gedichte: Riga. 6. Aufl. 1843. Mein Spaziergang nach Syrakus. Leipzig 1803. Seume und Münchhausen. Reiseerinnerungen. Frankfurt 1797, 1807, 1823. Sämmtliche Werke. Leipzig 1826, 1837, 1839, 1845, 1848, 1854.

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzem Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„Willst du mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.

„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege."

„Kommt herein," versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!"
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose,
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,

Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehn,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Morgenlied.

Gott, unter deiner Vaterhut
Hab' ich die Nacht so sanft geruht,
Daß ich erquickt nun in die Höh'
Der Morgensonn' entgegenseh'.

Wohin ich blicke, redest du
Mit Wohlthat mir und Güte zu;
Mein erster Hauch sei Lobgesang,
Mein letzter Athemzug sei Dank.

Du gießest Freuden wie ein Meer,
Um alle deine Kinder her;
Und nur allein der Thor vergißt,
Daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Gieb, daß ich diesen ganzen Tag
Mich deiner Güte freuen mag;
Wend' Unglück ab nach deiner Huld,
Und wenn es kommt, gieb mir Geduld.

Nur deine Hand theilt Segen aus,
Gieb Segen in mein kleines Haus;
Laß gern mich nutzen Jedermann,
Und willig helfen, wo ich kann.

Der Erde köstlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn;
Und diesen, Vater, schenke mir,
So wall' ich ruhig hin zu dir.

Du hast mir wieder neue Kraft
Zu meinem Tagewerk geschafft;
Verjüngt sind wieder Fuß und Hand
Zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

Wenn einst nach meines Tages Nacht
Zu deinem Licht mein Aug' erwacht,
Dann sing' ich himmlicher erfreut,
In jenes Lebens Seligkeit.

Georg Ph. Schmidt von Lübeck.

Ich will in meinem Garten
Der stillen Blumen warten,
Und freuen mich am Duft
Und ruhn nach einem Weilchen
Mit Haideblum' und Veilchen
Vergessen in der stillen Gruft.

Schmidt von Lübeck.

Georg Philipp Schmidt wurde am 1. Januar 1766 zu Lübeck geboren und nannte sich später, um sich von andern Dichtern desselben Namens zu unterscheiden, nach seiner Vaterstadt. Daselbst auf dem Gymnasium vorbereitet studierte er von 1786—90 in Jena und Göttingen Rechts- und Kameralwissenschaft, auch eine Zeit lang Theologie und nach dem Tode der Aeltern Medicin. Er wurde 1806 Direktor der Bank in Altona, 1813 erster Administrator der Reichsbank in Kiel, 1816 Justizrath und erster Bankdirektor in Altona. 1829 zog er sich in den Ruhestand zurück, lebte in äußerlich begünstigter Lage und besorgte noch im 80. Jahre die dritte Auflage seiner Lieder. Im 84. Jahre starb er am 28. Oktober 1849. Von seinen Liedern, welche sich durch einfache Darstellung und treffenden Ausdruck auszeichnen, sind manche in das Volk übergegangen, ohne daß dieses des Dichters gedenkt.

Werke. Lieder, dritte vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Altona 1847.

Zitherbubens Morgenlied.

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt
Husch, husch mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffe sich Unverstand
Sorgen um goldnen Tand!
Griesgram sieht Alles grau,
Freude malt grün und blau;
Rings wo der Himmel thaut,
Frohsinn sein Nestchen baut.
Ueberall Sonnenschein,
Quellen und Blümelein,
Lauben und Baumes Dach,
Vogelsang, Rieselbach.
Ueberall Meer und Land,
Frische Luft, Freundeshand;
Ehrlich, und leichtes Blut,
Mägdlein, ich bin dir gut.
Leben, bist doch so schön,
Morgens auf goldnen Höhn,
Schattenspiel an der Wand!
Schaut doch den bunten Tand!

Das Menschenherz.

Im unermess'nen Weltsysteme
Die schönste Perle der Natur,
In ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur,

Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit,
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit.

Mein war es, mein, in schönen Tagen;
Mir war's, als sollt' ich Meer und Land
Auf einer Fingerspitze tragen,
Allmächtiger, wie Gottes Hand.

O sprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch steht das blaue Himmelszelt,
Da rollen hunderttausend Sonnen —
Das Herz ist größer als die Welt!

Die Sterne, die dort oben wimmeln,
Sind Himmel, sagt man, sel'ger Lust;
Der seligste von allen Himmeln,
Das ist der Himmel in der Brust.

Und sprecht mir nichts von Leidensgluthen!
Ich spotte nur der Qual und Noth;
Aus allen Adern will ich bluten —
Das Herz ist stärker als der Tod.

Und wenn die stille Macht der Stunde
Den schönen Sprudel niederschlägt,
Und in dem abgekühlten Grunde
Der Bach sich leiser fortbewegt;

Und wenn die Rose muß erblassen,
Der Mond durch falbe Blätter scheint,
Und ein Vergißmeinnicht verlassen
Am Sterbebett des Gartens weint;

Und wenn, als auch der Herbst geschieden,
Der Engel schloß das Eden zu:
Was bleibt das Paradies hienieden?
Es ist das Herz in seiner Ruh!

Des Fremdlings Abendlied.

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämmerung liegt auf Wald und Meer:
Ich schaue nach dem Abendstern,
Die Heimath ist so fern, so fern.

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch, ach des Fremdlings Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.

Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abendstrahl,
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall;
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land, so hoffnunggrün,
Das Land, wo meine Rosen blüh'n?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und Alles hat, was mir gebricht?

Ich übersinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum' und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, ist das Glück!"

Deutsches Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen.
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen.
Es duftet, was das Haus bedarf,
Ist nicht, wie Rose, dornenscharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie schafft zu Hause, was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Freunden in der Welt
Der deutsche mir am besten gefällt,
Von Schaale, wie von Kerne;
Die Stirne kalt, der Busen warm,
Wie Blitz zur Hülfe Hand und Arm,
Und Trost im Augensterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib und Geist und Herz,
Zu rechten Stunden Ernst und Scherz,
Und Becher in der Mitte!

Es lebe die gesammte Welt!
Dem Deutschen deutsch am besten gefällt,
Er hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts
Weß Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.

Abendlied.

Laß sie flattern, laß sie rauschen,
Laß sie wild und lustig sein!
Süßer ist's, vergessen lauschen
Im verborgnen Kämmerlein.

Laß sie rennen, laß sie walten!
Sag mir morgen, wo sie sind?
Laß sie wie die Götter schalten,
Sprich: wo fuhr er hin, der Wind?

Laß sie trauern, laß sie sorgen,
Mit der Sonne kommt die Noth!
Und das Sehnen, still verborgen,
Währet bis zum Abendroth!

Ach wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Steg;
Alle suchen wir den Frieden,
Aber Niemand weiß den Weg.

Eh' wir uns zurecht gefunden,
Ist es um den Tag gescheh'n;
Und es kommen stille Stunden,
Wo wir Alle schlafen geh'n.

Nachtlied.

Nun ruhen alle Wälder,
Die Thäler und die Felder,
Es kommt die stille Nacht. —
So geht, ihr Tagessorgen,
Geht schlafen, bis ihr morgen
Von Neuem mit der Welt erwacht.

Die Sonne schwand in Eile,
Ich sah vor kleiner Weile
Sie hoch am Himmel steh'n. —
Es steigt und fällt hienieden,
Drum Seele sei zufrieden!
Was hoch steht, das muß untergeh'n.

Ich geh' in meine Kammer
Und lasse Lust und Jammer
Nun hinter mir zurück. —
Ach Fröhlichsein und Trauern
Mag Tageslänge dauern,
Am Abend sieht sich gleich das Glück.

Nun leg' ich ab die Kleider,
Den Schmuck, warum der Neider
Mir oft im Wege stand. —
Was an und ab wir legen,
Bringt Frieden nicht und Segen;
Fahr hin, du schnöder Erdentand.

Nun zieh' ich aus die Schuhe,
Der Fuß will seine Ruhe,
Der ausgewandert hat. —
Wir pilgern wohl und wallen,
Doch, wenn die Glocken hallen,
Dann schleußt sich unser Wanderpfad.

Nun senkt das Haupt sich nieder,
Nun strecken sich die Glieder,
Das Tagwerk ist vorbei. —
O stille, Herz, sollst werden
Vom Dienste dieser Erden,
Von Furcht und Hoffnung endlich frei.

Nun schließen sich ermattet
Die Augen, nachtumschattet,
Bis neues Licht erscheint. —
Dann fließen wieder Zähren;
Doch ewig wird's nicht währen,
Das Auge bricht, das gnug geweint.

Nun will der Schlaf nicht säumen,
Ade! Nach kurzen Träumen
Kommt Morgenroth und Müh'. —
Bald folgt auf kurzen Schlummer
Ein tiefer langer Kummer;
Dann heißt es nimmer: „morgen früh!"

Paul Gerhardt.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt:
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken:
Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!""

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht. —
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht? —
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille."
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und Alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land. —

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang,
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang?
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!

In's Mutterherz der Kummer,
So viel er kämpfte, sank:
„„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brot den Stein.““

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie steh'n in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege,
Und was das Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh.
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht;

Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Churfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sahn.""

Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt! —
Wohlauf, es graut der Morgen!
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Grenzen:
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!""

August Wilhelm von Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Städte
Und ihrer Sprachen frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in eines Wissens Kette,
Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besinger, Muster, Meister im Sonette.
Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dieß Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.
Schücking. Rhein. Jahrb. f. 1846.

August Wilhelm von Schlegel, Träger eines in den Annalen deutscher Dichtung mehrfach genannten Namens, ist der Sohn des geistlichen Liederdichters Joh. Adolf Schlegel und der Neffe des Dramatikers Joh. Elias Schlegel. Er wurde am 8. September 1767 zu Hannover geboren, wo sein Vater damals Geistlicher war. Im älterlichen Hause und auf der Schule der Vaterstadt genoß er Unterricht und Erziehung in anregender und gründlich bildender Weise. Nachdem er die Universität Göttingen bezogen, studierte er daselbst erst Theologie, später Philologie

und wurde namentlich mit Bürger befreundet, dem er noch im Jahre 1810 ein Sonett, voll warmer Anerkennung und treuen Gedenkens nachsang. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Amsterdam, wo Schlegel Hauslehrer war, wandte er sich nach Jena und ward daselbst Professor (1798—1801). Hier entwickelten sich Beziehungen zu Goethe, dessen römische Elegien er corrigierte, und zu Schiller, an dessen „Horen" er mitarbeitete. Zugleich begann er seine noch in Aller Händen befindliche Uebersetzung des Shakspeare und gab mit seinem Bruder Friedrich das Athenäum, sowie die Charakteristiken und Kritiken heraus. Im Vereine mit Tieck, Novalis und andern gleichgesinnten Freunden begründete August Wilhelm Schlegel hier die romantische Schule, damals seine Angriffe besonders gegen Kotzebue und diesem Verbündete richtend. Das im Jahre 1803 erschienene Schauspiel „Ion" ist mehr durch seine rhythmische Durchbildung, als durch poetischen Werth ausgezeichnet, wie denn überhaupt in Schlegel das reproducierende und kritische Talent das eigentlich dichterisch productive überwog. Auch um die Einführung der spanischen Literatur in Deutschland machte er sich durch sein „Spanisches Theater", welches die Bekanntschaft mit Calderon anbahnte, verdient, und nicht minderen Fleiß wendete er der Einbürgerung der südlichen lyrischen Dichtungsformen zu, von denen namentlich das Sonett Lieblingsform neuerer Dichter wurde. — Nach dem Jenaer Aufenthalte begleitete Schlegel die bekannte Frau von Staël-Holstein, die Tochter des französischen Ministers Necker, auf Reisen durch Frankreich und Italien, ward 1809 in Stockholm schwedischer Legationsrath und reiste mit dem Kronprinzen von Schweden, welcher ihn zum geheimen Cabinetssecretär ernannte und seinen Adel erneuerte, 1813 durch Deutschland: nach den Befreiungskriegen lebte er bei Frau von Staël auf ihrem Gute

Copet in der Schweiz. 1818 ward er Professor an der neugegründeten Universität Bonn, wo er Vorlesungen über Geschichte und Literatur hielt und vorzugsweise auf die orientalischen Studien anregend wirkte. Zweimal war Schlegel verheirathet, einmal mit der Tochter des Göttinger Professors Michaelis, später mit der Tochter des Kirchenrathes Paulus in Heidelberg; beide Ehen aber wurden nach kurzer Zeit wieder getrennt. Im spätern Lebensalter nahm die Eitelkeit und Gefallsucht, welche schon früher seine verdienstvolle Wirksamkeit geschwächt und gehemmt hatte, in bedauernswerthem Maße zu. Er starb zu Bonn am 12. Mai 1845, fast 78 Jahre alt. —

Schlegel's kritischer Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit und Belesenheit in fast allen Literaturen darf nicht verkannt werden, so wenig als sein rühmenswerthes Kämpfen gegen falsche Richtungen und schwache Leistungen. Aber freilich blieb seine Kritik nicht in den gehörigen Schranken und richtete sich in eitler Selbstüberschätzung gegen die Meister, so daß er sich z. B. zu einer warmen Anerkennung des Schiller'schen Genius nicht erheben konnte. Während seinen eignen poetischen Schöpfungen der eigentliche poetische Inhalt fehlt, indem sie bei vollendeter Form mehr Produkte der Reflexion als des dichterischen Genius sind, ist seine reproducierende Thätigkeit von so außerordentlichem Werthe, daß sie ihm die Unsterblichkeit sichert. Seine Uebersetzung des großen englischen Dramatikers ist ein unübertroffenes Meisterwerk im Gebiete der Uebersetzungen, welches Shakspeare zu einem deutschen Dichter gemacht hat. Denn es gelang ihm nicht nur die formelle Reproduction, sondern er wußte sich in die Individualität des fremden Dichters zu versenken und denselben im deutschen Gewande gewissermaßen neu erstehen zu lassen. So erfüllte Schlegel vorzugsweise den Beruf deutscher Literatur,

das Fremde sich aneignend und dasselbe mit deutschem Geiste durchdringend zum Eigenthum deutscher Nation zu machen. —

Werke. Shakespeare's dramatische Werke, übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. — Athenäum. Berlin 1798. — Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1802. — Musenalmanach von A. W. v. Schlegel und Tieck, Tübingen 1802. — Spanisches Theater, Berlin 1803—1809. — Blumensträuße, 1804. — Ueber dramatische Kunst und Literatur, Heidelberg 1809. Neue Auflagen 1817, 1846. — Indische Bibliothek, Bonn 1823—30. Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Böcking, Leipzig 1845. 12 Bde.

Todten-Opfer für Auguste Böhmer.

I. Sinnesänderung.

Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden Gefühl;
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerspiel.

Was die Natur gewoben,
Was Menschen drauf erhoben,
Verband mir Poesie.
So wähnt' ich klar zu lösen
Das Gute sammt dem Bösen
Zu hoher Harmonie.

Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieß begonnen,
Die Gnügsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniß
Im irdischen Gefängniß:
Was hilft mir weise Kunst?

Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süßer mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Wenn dort die Ros' erblühte,
So sei die heil'ge Güte
Endlos gebenedeit.
Zwar sehnlich werd' ich schmachten,
Doch nicht vermessen trachten
Aus dieser Sterblichkeit.

Nun schau' ich zu den Sternen,
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entsaugen,
Küß' ich die leere Luft.

Wo ich mich wiederfinde
Bei meinem süßen Kinde,
Muß Heil sein, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klagelaut verklungen,
Mein himmlisches Gedicht.

O werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falschen Welt entflohst!
Sieh mich in meiner Demuth
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Trost.

Den strahlenden Karfunkel
Nahm ich in grausem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bei mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II. Der erste Besuch am Grabe.

Schon Wochen sind es, seit sie hier versenket
Den süßen Leib, von aller Huld umflossen,
Der das geliebte Wesen eingeschlossen,
Zu dem umsonst mein Sehnen nun sich lenket.

Welk ist der Kranz, dem Grabe frisch geschenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entsprossen;
Die Sonne zielt mit glühenden Geschossen,
Kein Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr' dich nur weg, fühlloses Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergießen.

Nur meine Thränen, heil'ger Boden, sauge!
Bei warmem Liebesblick und kühlem Hauche
Der Seufzer sollen Wunderblumen sprießen.

III. An Novalis.

Du Theurer, dem ich dieses Lied gesendet,
Muß ich dich selbst schon suchen bei den Todten?
Zur Todtenfeier hab' ich dich entboten:
Nun wird ein Todtenopfer dir gespendet.

Wer sich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find' in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend sich verpfändet.

Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verstummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und diese Trauer läßt sich dort nicht nennen.

O könntest du den Perlenschmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen sie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Abendlied für die Entfernte.

Hinaus, mein Blick! hinaus in's Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstrahl
Und an der heil'gen Stille.

Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch' den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all' mein Sehnen.
O sag' mir, Ahnung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?
Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir sel'ge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahnung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen,
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt empor getragen.

Wenn Ahnung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du Menschenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart
Und dünkt sich reich an Habe.

Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch Alles rings erstorben,
Dieß Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

Arion*).

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Corinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

*) Vergl.: „Arion" v. Ludw. Tieck.

Arion sprach: „„Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben;
Des weiten Ruhmes froh bewußt!""

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm."" —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
„„So wollt ihr mich verderben;
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."" —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?

Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag."" —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."" —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn' und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „„Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da, wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort;
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause

Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

Da trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arion's volles Herz!

„„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen·
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.""

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „„Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.““

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.“

Und als im Hafen Schiffer kamen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.“ —
„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.“ —
Da, siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn' und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,

Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden,
Er ist zum Gotte worden.
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!" —

„„Er lebet noch, der Töne Meister:
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister:
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte fahren:
Nie labe Schönes euern Muth!""

August Wilhelm v. Schlegel 1767 – 1845

Die Silbenmaße.

I. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne
Bei hellathmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend,
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoos auf
Kreisender Fluth, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithin strömenden Herrscher
Alle Gewässer auf Erden entrieseln oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,

Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter immer sich
selbst gleich:
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers, ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

II. Die Elegie.

Als der Hexameter einst in unendlichen Räumen des Epos
Ernst hinwandelnd umsonst innigen Liebesverein
Suchte, da schuf aus eignem Geblüt ihm ein weibliches Abbild
Pentametrea, und ward selber Apoll Paranymph
Ihres unsterblichen Bunds. Ihr sanft anschmiegend Umarmen
Brachte dem Heldengemahl, spielender Genienschaar
Aehnlich, so manch' anmuthiges Kind elegeische Lieder.
Er sah lächelnd darin sein Mäonidengeschlecht
So, freiwillig beschränkt, nachlässigen Gangs, in der Rhythmen
Wellenverschlingungen, voll lieblicher Disharmonie,
Welche sich halbauflösend, von Neuem das Ohr dann fesselnd
Sinnigen Zwist ausgleicht, bildeten dich, Elegie,
Viel der hellenischen Männer und mancher in Latium, jedes
Liebebewegten Gemüths linde Bewältigerin.

III. Der Jambe.

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Vermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten Maß,
Im Rythmenwechsel meldend seines Muthes Sturm.
Hoch trat und fest auf dein Kothurngang, Aeschylos;
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen mir,
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Festklang lehrte mich Aristophanes,

Labyrinthischeren: die verlarvte Schaar anführend ihm,
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil'. —

IV. Der Choliambe.

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter,
Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen,
Und Eins nur wissen sollten, daß sie Nichts wissen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm sein.
Wer sein Gemüth labt am Gesang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zustopft,
Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz abhau'n.

V. Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie getheilt in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engern Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Ernst Moritz Arndt.

Nicht Baiern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal!

E. M. Arndt.

Ernst Moritz Arndt wurde am zweiten Weihnachtsfeiertag 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren; sein Vater war daselbst Inspektor und Oberverwalter. Dieser war ein freundlicher gebildeter aber auch heftiger Mann, der den Knaben nicht weichlich erzog, sondern ihm mancherlei Uebung und Abhärtung zumuthete, die ihm im Leben gar nützlich wurde. Seine Mutter schildert Arndt selbst als die Krone der Frauen, welche ernst, fromm, sinnig und muthig, auch im traurigsten Geschicke nie die Klarheit und Besonnenheit ihres Geistes verlor. Sie war eine „gewaltige Bibelleserin", wußte Mährchen und Geschichten lebendig und anmuthig zu erzählen und war im Herbst und Winter die Lehrerin ihrer Kinder in Bibel und Gesangbuch, während der Vater ihnen Unterricht im Schreiben und Rechnen gab. 1775 wurde dieser Pächter von Dumsewitz, übernahm

1780 zwei Güter bei Stralsund, vertauschte sie aber bald mit den Löbnitzer Gütern. Die also verbesserten Vermögensumstände der Aeltern gestatteten die Annahme eines Hauslehrers, welcher die Kinder für die obern Klassen des Gymnasiums vorbereitete. Unser Dichter trat 1787 in die zweite Klasse des Gymnasiums zu Stralsund ein und verließ die Schule im Herbst 1789. Nach zweijährigem Aufenthalte auf dem Gute Löbnitz ging er nach Greifswalde und Jena, um Theologie und Philosophie zu studieren. Nachdem er 1794 Candidat der Theologie geworden, lebte er wieder zwei Jahre zu Hause, unterrichtete die jüngeren Geschwister und versuchte sich im Predigen, wobei es ihm an Beifall nicht fehlte. Allein trotz der reich dotierten Pfarrstellen, die ihm in Rügen entgegenwinkten, ward er von der damaligen allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit ergriffen. So trieb ihn die Sehnsucht die Welt zu sehen vom heimischen Herde, und er wanderte sorglos durch Ungarn, Oestreich, die Schweiz, Italien, sah Paris und kehrte über Brüssel und Berlin wieder heim, an Kenntnissen und Anschauungen genugsam bereichert. Nun habilitierte er sich in der philosophischen Fakultät zu Greifswalde, heirathete die Tochter des Professors Quistorp und ward 1805 außerordentlicher Professor, nachdem er schon 1801 seine Gattin wieder verloren hatte. In der Zeit deutscher Erniedrigung unter französischer Zwingherrschaft, in den Jahren 1805 und 1806 gab Arndt den ersten Theil des „Geistes der Zeit" heraus, ein Werk voll kräftiger Vaterlandsliebe, das eine beispiellose Verbreitung fand, aber den Verfasser auch mit der Rache Napoleons bedrohte, vor der er sich flüchten mußte. Nach längerm Aufenthalte in Stockholm (bis 1809) zog er in abenteuerlicher Vermummung als Sprachmeister „Allmann" in Berlin und in der eignen Heimath umher, bestieg 1810 wieder das Katheder zu Greifswalde, und

ging 1812 mit einem östreichischen und russischen Passe über Berlin nach Breslau, wo er mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau verkehrte, welche es verschmäht hatten unter französischer Fahne zu fechten. Von da wanderte er nach Rußland und lernte in Petersburg den Minister von Stein kennen, der sein Gönner und Freund wurde und ihn im Dienste des Vaterlandes zu verwenden wußte. In dieser Zeit schrieb er sein Buch über Landwehr und Landsturm, den Soldatenkatechismus, und entflammte namentlich durch seine frischen kräftigen Kriegs- und Wehrlieder viele tausend Herzen zu neuen siegreichen Thaten. Der königlich preußische Staatskanzler Fürst von Hardenberg bewilligte dem patriotischen Sänger den bisherigen Gehalt bis zu einer anderweitigen Anstellung. Eine solche erhielt er 1818 in Bonn, wo er sich angesiedelt und mit Schleiermachers Schwester verheirathet hatte, indem er zum Professor der neuern Geschichte an der neugegründeten Universität ernannt wurde. Im Jahre 1819 aber ward plötzlich bei ihm Haussuchung gehalten, seine Papiere wurden zusammengepackt und versiegelt, und im folgenden Jahre wurde seine amtliche Thätigkeit suspendiert. Obwohl die wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben geführte Untersuchung damit endigte, daß er für „nicht schuldig" erklärt wurde, ward er doch mit vollem Gehalte in den Ruhestand versetzt und lebte also zwanzig Jahre, bis 1840 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm Amt und Thätigkeit wiedergab. Von der studierenden Jugend mit Jubel begrüßt nahm der schon Bejahrte das lang unterbrochne Wirken mit jugendlichem Feuer und zugleich mit der Besonnenheit des Alters wieder auf.

Arndt ist der Führer der Vaterlandsdichter, und das Gebiet seiner poetischen Wirksamkeit ist hauptsächlich die patriotische Lyrik, obwohl wir auch manche andere preiswerthe Gabe ihm danken.

Seine Lieder gingen, von herrlichen Melodien getragen, die er zum Theile selbst geschaffen, durch die deutschen Länder und Herzen und begeisterten zu edler Liebes- und Kampfesthat. Sie sprachen die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Uebertreibung und Phrase aus, die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie Deutschland seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder gesehen hatte.

Werke. Germanien u. Europa. Altona 1803. — Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. — Reisebeschreibungen aus dem Jahre 1798 u. 1799. Leipzig 1804. — Einleitung zur histor. Charakterschilderung. Berlin 1810. — Mährchen und Jugenderinnerungen. Berlin 1818 u. 1842. — Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828. — Die Frage über die Niederlande und Rheinlande. Leipzig 1831. — Belgien und was daranhängt. Das. 1834. — Schwedische Geschichten. Das. 1839. — Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Das. 1843. — Gedichte. Das. 1840. 1843 u. 1850. — Schriften für und an seine lieben Deutschen. Das. 1845. — Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben. 2 Bde. Das. 1847. — Blätter der Erinnerung. Leipzig 1849.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte:
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod, die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch, wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen, oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommernland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, 2c.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund,
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte Nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Steh'n dir wohl, du Sohn von Teut!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du, sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sclavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube, ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal!

Diese steh'n, wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht:
Dieß dein Licht, dein Weg, dein Hort
Hält dem Tapfern ewig Wort.

Der feste Mann.

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann Alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Gluth gibt hohen Muth
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dieß ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

Dieß ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Muth däucht Alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dieß ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab, bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg!

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland — heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unsterblich seinen Ohren!
Deutscher Jüngling, du bist frei geboren,
Freiheit sei dein Glanz, dein höchstes Gut!
Ihr sollst du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein bestes Herzensblut!

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer stolzer Waffenzier;
Auch sein deutsches Herz zu weihen
Mit den echten, deutschen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchsten Schwur geschworen;
Hier und dort sei ihm das Heil verloren,
Wenn er diese Worte jemals schwächt!
Erd' und Himmel sollen zeugen!
Dienen müß' er dann den Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eisen! könnte Untreu' diesen schänden,
Dann empöre dich in seinen Händen!
Kehre gegen seine Brust die Gluth!
Dulde nimmer, Schwert der Ehren,
Daß Verräther bei dir schwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh' nun auf, umgürtet mit dem Stahle;
Steh' nun auf! Es schau'n vom Himmelssaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Fest,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfest!

Betet Männer! heiligstes Gebet!
Gott im höchsten Himmel gebe Segen
Diesem freien Mann und seinem Degen,
Daß er Blitz in deutschen Schlachten sei!
Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

Des Soldaten Abendlied.

Es kommt der stille Abend wieder,
Es geht das Licht der Sterne auf,
Nun legen Tausende sich nieder
Und stehn nach süßem Schlummer auf,
Allein dem Träger ehrner Waffen
Verkehrt sich stündlich Tag und Nacht;
Für ihn ist Ruhe nicht geschaffen,
Die alle Wesen glücklich macht.

Den Krieger unter Waffentosen
Erfreut der fromme Friede nicht,
Der von dem Schlummer süße Rosen
Der Freude und der Liebe bricht;
Denn fern von dem geliebten Herde
Ruft ihm das strenge Schicksal zu:
Dein Unterbett ist kalte Erde,
Der weite Himmel deckt dich zu.

Doch seid gegrüßet goldne Lichter,
Die liebend leuchten durch die Nacht,
Und freundlich unsre Angesichter
Hinaufziehn zu des Himmels Pracht!
Doch sei gegrüßet, höchster Wächter,
Der auf den Sternen wandelnd geht
Und wie der Blüthenstaub Geschlechter
Der Menschen säet und verweht!

Was hat der Mensch im wilden Leben,
Den das Verhängniß faßt und treibt?
Was mag ihm Muth und Freude geben,
Im Sturm, wo nichts beständig bleibt?

Zu dir, zu dir, der ohne Ende
Die Sonne und die Erden hält,
Erhebt er betend seine Hände,
Du frommer Vater aller Welt!

So will ich freudig vor dich treten,
Mein Himmelsvater fromm und gut,
O lehr' mich glauben, lehr' mich beten!
Das ist des Kriegers schönster Muth,
Das ist sein Schild im wilden Streite,
Das ist des Herzens feste Macht,
Wenn tausendstimmig das Geläute
Des Todes aus Kanonen kracht.

So will ich ruhig hin mich legen,
Auf harte Erde, wie auf Flaum.
Es strahlt ja über mir dein Segen
Dort oben in dem lichten Raum,
Es wandeln freundlich ja die Sterne,
Als deine Boten her und hin,
Und deuten mir aus heller Ferne,
Daß ich hienieden Pilger bin.

Auf Scharnhorsts Tod *).

Wen erlest ihr für die großen Todten,
Die einst ritterlich für's deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

*) Vergl. Max von Schenkendorfs Gedicht: „Auf Scharnhorsts Tod."

Wer ist würdig solche Mähr' zu bringen:
Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen,
Auch der Donner klingt's des Streits.

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schau'n?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen:
Die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen,
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Giebt dein Gang dem deutschen Waffenspiel,
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wenn ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel!
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit;

Und er steht uns, wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterlande grüner Eichen,
Von dem heil'gen deutschen Land.

Wenn einst fromme Herzen deutsch sich finden,
Ohne Eide, mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitskränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.

Wenn sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hieher lenken sie den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen,
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst, wie ein Amen,
Für das gläubigste Gefühl.

Das Lied vom Stein.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauscht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit stolzer Sehnsucht angehaucht.

Da saß er in dem Felsenneste,
Das seine Väter einst gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Veste
Der grauen Vorzeit Wunderlaut.
Hei! wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Brust erschwoll im süßen Wahn!
Hei! wie er oft geregt die Schwingen,
Als mäß' er schon die Sonnenbahn!

Drauf in das Leben ausgeflogen,
Wie find't er Alles anders gar!
Verfinstert hat den Himmelsbogen
Ein wüster Schwarm dem Sonnenaar,
Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes goldnen Schein,
Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten sein.

Doch mitten in den Truggestalten
Er schirmt des Herzens fromme Scheu,
Er bleibt den himmlischen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchsten Ferne,
Hinab zum tiefsten Geisterort,
Und spricht: „Die Götter und die Sterne,
Sie halten ewig fest ihr Wort."

Ist gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom schwarzen Pöbelschwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Aether
In tiefster Brust ein Flammenbild;
Laß ew'ge Nacht das All bedecken,
Den Himmel thun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, sie ist das All.

Heil dir, du Sohn vom Felsenneste!
Heil dir, du muthig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Veste,
Er hat gesandt den Sausewind.
Die schwachen Flügel sind zerbrochen,
Dem Adler sind die Lüfte rein,
Das Nichts ist in sein Nichts gekrochen,
Der Tugend soll das Scepter sein!

Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil stolzer, freier, deutscher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenscheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerschmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen ist der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutschen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn!

Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutschen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geschlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im schönsten Lebenssonnenschein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

Das Lied vom Feldmarschall Blücher *).

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

*) Vergl. „Blücher am Rhein" von Kopisch.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang:
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegesruf erklang.
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Viele Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt;
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen, wie Hasen über's Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht!
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein.

Ernst Moritz Arndt
1769–

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsere Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben Allen, die es höhnen:
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein,
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

Das Feuerlied.

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser, ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein — und schenket Wein!

O Wonnesaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wässrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündest deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärst du nicht in der Wassersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, stoßet an!
Dem frischen, kühlen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und schenket ein!

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Trinklied.

Bringt mir Blut der edeln Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel schweben
In den Lüften soll mein Leben
Durch den Wein.

Bringt mir Epheu, bringt mir Rosen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna sich erbosen,
Selbst will ich mein Glück mir losen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif' ich mir die Lust sekundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Aechte, treue, deutsche Seelen
Und Gesang aus hellen Kehlen
Zu dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne
In dem Wein!
Ha! schon schau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchster Klang, wem sollst du klingen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

An die Lerche.

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel schwebt,
Unten still in Blumendüften
Und im Grün der Wiesen lebt,
Du bist mein, du süße Kehle:
Meine Sehnsucht, meine Lust,
Alles Weh der Menschenseele
Klingst du hell aus frommer Brust.

Also trägst du meine Schmerzen
Aus der Erde Nebelflor
Zu dem Herzen aller Herzen,
Zu dem Himmelshort empor,
Trägst mich hin zu meinen Lieben,
Die nun oben selig sind;
Unten ist das Leid geblieben,
Droben wehet Lebenswind.

O, wie süß mit dir zu kreisen
In dem heitern Sonnenstrahl!
O, wie süß mit dir zu reisen
Himmelauf vom Erdenthal!
Auszujubeln, auszusingen,
Was das stille Herz nur weiß,
Und aus voller Brust zu klingen
Liebeslust und Himmelspreis.

Grablied.

Auf! laßt uns fröhlich singen
Ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich soll es klingen
In's letzte Bett hinab:
Des Friedhofs stiller Hügel,
Kein Leben deckt er zu,
Der Geist schwingt frohe Flügel
Und fliegt der Heimath zu.

Er sagt der grünen Erde
Die letzte gute Nacht;
Denn Arbeit, Noth, Gefährde,
Sie sind mit Gott vollbracht,
Die Freuden und die Mühen
Der armen Sterblichkeit:
Nun sieht er Kränze blühen
Im Lenz der Ewigkeit.

Drum woll'n wir fröhlich singen
Ein Lied von Tod und Grab,
Ein Himmelslied soll klingen
In's Erdenbett hinab!
Die Seele hat gewonnen
Das ew'ge Morgenroth,
Und schaut aus heitern Wonnen
Hinab auf Grab und Tod.

Ermunterung.

Was willst du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch!
Sein Sein ist allenthalben,
Sein Lieben klingt durch's All
In höchster Engel Psalmen,
In kleinster Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Lust,
Und willst du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Brust,
Gleich fällt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenschein
Sein süßer Gnadensegen
Dir voll in's Herz hinein.

Auf! wirf dein schlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verscheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du sollst im Lichte schreiten,
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Mag Alles sinken, wanken,
Dies Eine bleibet fest,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer sinken läßt:

Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jesus Christ,
Wird Strahlen um dich spreiten,
Wo Alles finster ist.

Dies wage fest zu fassen,
Dies halte treu und fest:
Den schwöre nie zu lassen,
Der nimmer dich verläßt,
Der dich mit seinem Blute
Erlöst aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelst deine Bahn.

Joh. Christian Friedr. Hölderlin.

Ein Sohn der Erde bin ich,
Zu lieben gemacht, zu leiden.
Friedr. Hölderlin.

Den Klugen leiten sicher stets die Horen,
Nur mit dem Genius spielen oft die Winde;
Daß er so Glück, wie Unglück, früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.
Doch bleibt ihm treu die Gottheit zugeschworen;
Sie legt am bösen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand um's Aug' des Wahnsinns Binde,
Daß es nie sehe, was das Herz verloren.
Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du so fromm gehalten einst in Ehren,
Und lebend schon dich aus der Welt gebracht.
Nichts Irdisches kann fürder dich versehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schoos der Nacht,
Wirst du zurück zur großen Mutter kehren.
G. Herwegh.

Johann Christian Friedrich Hölderlin wurde am 29. März 1770 zu Laufen am Neckar geboren, wo sein Vater Verwaltungsbeamter bei dem dort befindlichen Kloster war. Hölderlin war kaum drei Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter, welche sich wieder verheirathete und in Nürtingen lebte, verlor 1779 auch ihren zweiten Gatten und lebte nun der Erziehung ihrer 4 unmündigen Kinder, von der ehrwürdigen Groß-

mutter, welche Hölderlin an ihrem 72. Geburtstage besungen hat, in diesem Bemühen unterstützt. Als Schüler der lateinischen Schule zu Nürtingen verkehrte der junge Hölderlin viel mit dem 5 Jahre jüngeren F. W. J. Schelling, dem später so berühmten Philosophen. Da er sich für die theologische Laufbahn entschied, besuchte er die niedern Seminare zu Denkendorf und Maulbronn. Die Gedichte von Ossian, Klopstock, Schubart und insbesondere Schiller zogen ihn mächtig an; doch mußte er wegen Kränklichkeit auf längere Zeit zur Mutter heimkehren, wo er nicht ohne trübe quälende Ahnungen und Gedanken lebte, bis er dann im Jahre 1788 das theologische Seminar zu Tübingen bezog. Hier lernte er Hegel, Neuffer, Conz, Sinklair, L. v. Seckendorf ꝛc. kennen und lieferte viele Beiträge in Stäudlin's Musenalmanach. Nachdem er Matthisson kennen gelernt, machte er 1793 auch die Bekanntschaft seines Meisters Schiller. Durch des Letzteren Vermittlung wurde Hölderlin, nachdem er 1793 seine akademische Laufbahn beendigt, Erzieher beim Freiherrn von Kalb in Waltershausen bei Meiningen, wo er an seinem „Hyperion" arbeitete und sich mit der Philosophie Kant's beschäftigte. Als ihn eine Reise, die er mit seinem Zöglinge unternommen, nach Jena führte, nahm ihn Schiller freundlichst auf, und auch Fichte, Herder, Goethe wurden ihm bekannt. Da faßte er den Entschluß, in Jena zu bleiben, und nahm seine Entlassung, vermochte aber aus Mangel an äußern Mitteln nicht lange in des geliebten Meisters Nähe zu verweilen. Schwermüthig und trübe kehrte er zu den Seinigen zurück. Dem inzwischen zum Homburgischen Regierungsrathe aufgestiegenen Freunde Sinklair dankte er die Befreiung aus so peinlicher Lage durch die Berufung als Erzieher in ein Frankfurter Bankierhaus (1796). Hier ward ihm die wohlwollendste Behandlung zu Theil, er aber ward von einer

heißen Liebe zu der Mutter seiner Schüler erfaßt, welche fortan sein ganzes Wesen erfüllte, ihm aber auch den Untergang bereitete: sie ist die „Diotima" seiner Dichtungen. Als noch in demselben Jahre die Familie nach Cassel flüchtete, lernte Hölderlin daselbst Heinse kennen, und 1797 durfte er in Frankfurt den nach der Schweiz reisenden Goethe begrüßen. In der Hoffnung, seiner unglücklichen Liebe Meister zu werden, verließ er 1798 ohne Abschied Frankfurt, vermochte aber in Homburg trotz fleißigen Arbeitens nicht seine Gefühle zu bemeistern. Er irrte darauf unruhig umher, nahm noch bei Constanz und in Bordeaux Hauslehrerstellen an, aber sein inneres Leiden nahm nur zu. Im Juli 1802 erschien er plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen mit verwirrten Mienen, tobenden Geberden, im Zustand des verzweifeltsten Irrsinnes. Kurz vorher wär Diotima gestorben, und mit ihrem Tode das Band, welches ihn an die Erde fesselte, zerrissen. Die Nacht des Wahnsinns umlagerte fortan seinen Geist mit geringer Unterbrechung 40 Jahre hindurch. Im Sommer 1804 hielt man ihn für genesen und berief ihn als Bibliothekar nach Homburg; doch schon 1806 mußte er nach Tübingen gebracht werden, und sein Irrsinn blieb unheilbar. In dem Hause des Tischlermeisters Zimmer zu Tübingen fand er sorglichste Pflege und lebte still dahin, viel mit Musik verkehrend und in lichten Augenblicken sich über einzelne Liebesbeweise, wie über die von Uhland, Kerner und Schwab veranstaltete Sammlung seiner Gedichte freuend, im Ganzen lebensmüde und selbst dem eignen Namen feindlich gesinnt. So traurigem Dahinleben machte erst am 7. Juni 1843 der Tod ein Ende. —

Schiller, welcher Hölderlin seinen „liebsten Schwaben" nannte, erkannte in ihm Manches von seinem eignen Wesen und von seiner „heftigen Subjektivität." Auch Goethe war Hölderlin's Gedichten

günstig, fand sie lieblich und innig und meinte sie müßten gewiß Freunde im Publikum finden, nur vermißte er Schiller's Tiefe, Stärke und Fülle. Gewiß haben wir in Hölderlin eine tief poetische Natur, eine Weichheit und Tiefe der Empfindung zu bewundern, wie sie wenig Dichtern eigen war, und nicht minderes Lob verdient die reine Form seiner Dichtungen. Unser Jahrhundert hat dieselben erst recht zu ehren und zu würdigen begonnen. Allerdings hat Hölderlin mit Schiller das ideale Streben gemein, aber Schiller stand nicht in einem Gegensatz gegen das deutsche Volk, sondern schuf und bildete für dasselbe und erblickte in ihm selbst ein Ideal schöner Menschlichkeit. Hölderlin aber suchte sein Ideal außerhalb der Nation, er stellte ein idealisiertes Heldenthum der deutschen Nation, die er nicht erkannte und würdigte, in unversöhntem Widerspruche entgegen. Diesen Konflict seines Ideals mit der irrthümlichen Anschauung der ihn umgebenden Welt ward neben der unglücklichen Neigung seines Herzens die Quelle seines entsetzlichen Mißgeschicks, ein Streit zwischen der Vorstellung des Individuums und der Wirklichkeit, wie er so unendlich häufig ist, wenn auch nicht oft von so herben Folgen begleitet. —

Werke. Sämmtliche Werke, herausgegeben von Christoph Schwab. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen 1846. — Gedichte, herausgegeben von L. Uhland und G. Schwab. Stuttgart 1826; neue Ausgabe, das. 1843.

An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an, und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die Hülse;
Daß er, belebt von dir, in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu dir; auch den edelen Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit dem Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinab schäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters,

Raums genug ist für alle. Der Pfad ist Keinem bezeichnet;
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether, vergebens!
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersfluth werfen wir uns, in die freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt's ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt, — o, wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte,
Aber, indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.

Ach! nicht sprang mit erfrischendem Grün der quellende Wald hier
  In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
  Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom;
Keiner Heerde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
  Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
  Aengstlich und eilend floh'n wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,
  Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel;
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
  Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
  Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
  Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
  Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
  Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
  Und im Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
  Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und Nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
  Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
  Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
  Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
  Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.

Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, empfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier, kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelndem Schlaf;
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,

Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg,
Heimathliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeih'n die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne, dein Licht!
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

Seiner Großmutter

zum zweiundsiebenzigsten Geburtstag.

Vieles hast du erlebt, du theure Mutter! und ruhst nun
Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und blühn.
Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unsrer Erde, gebar.

Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.
Mit dem Tode befreundet' er sich, im Namen der Andern
Ging er aus Schmerzen und Müh'n siegend zum Vater zurück.
Und du kennest ihn auch, du theuere Mutter, und wandelst
Glaubend und duldend und still ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch;
Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,
Und die Heimath erfreut wieder mein einsam Gemüth,
Und das Haus, wo ich einst bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht' ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet sie mir,
O, ihr Lieben; und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu dir, dann segne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er als Knabe gelobt.

Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,

Noch oft der Freunde Manen,
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,

Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Myrtensträuche rann:

So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Der gefesselte Strom.

Was schläfst und träumst du, Jüngling! gehüllt in dich
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,
Wie da er noch im Schoose der Felsen spielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er.

Der Zauberer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallendem Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu den Unsterblichen!
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel; so seid ihr's wieder.

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosen Tagen dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lange ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du Heilig=
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, theures! die deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb' und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichre Gränzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treugebliebnen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiesensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß: ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Der Neckar.

In deinen Thälern wachte dein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all' der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und luft'gen Inseln.

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Paktol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilion's Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o, ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Vom Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir, wie eine Blüthe, hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfing,
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand.

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,

Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte,
Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die stillen Felsenwände spielte,
Und der Aether durch die Zweige schien,
Wenn ich da, von Blüthen übergossen,
Still und trunken ihren Odem trank,
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
Aus den Höh'n die goldne Wolke sank —

Wenn ich fern auf nackter Haide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schoos
Der Titanensang der Ströme schallte,
Und die Nacht der Wolken mich umschloß,
Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr,
Und des Himmels Flammen mich umflogen,
Da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre sich
In den Ocean die Ströme sehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;
Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, goldne Kinderträume,
Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, schenktet ihr!

O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh' und Zwang entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Ernten in Arkadien. —

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,
Todt ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimath liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

Siegfried August Mahlmann

wurde geboren am 13. Mai 1771 zu Leipzig, woselbst er studierte; nach längern Reisen, welche er als Hofmeister in Begleitung seines Zöglings unternommen, kehrte er 1799 nach Leipzig zurück. Nachdem er kurze Zeit Buchhändler gewesen war, übernahm er 1805 die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt, leitete diese bis 1810, wo er die Leipziger Zeitung übernahm; 1817 zog er sich auch von dieser Redaktion zurück und starb am 16. December 1826. Seine Gedichte zeichnen sich durch eine leichte glückliche Behandlungsweise aus und haben sich, obwohl hie und da der Tiefe ermangelnd, zum Theile noch bis auf unsere Tage zu erhalten gewußt.

Werke. Gedichte. Halle 1825. 1835. 1847. — Sämmtliche Schriften. Leipzig 1839.

Herbstlied.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub!
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!
Die Vöglein im Walde sangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will;
Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und Alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu!

Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld!
Kindlich darfst du zu ihm sprechen,
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederschaun.

Wolken kommen, Wolken gehn!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Fass' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Frieden schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist Alles recht, ist Alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höh'n!
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!

O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll!
Doch in deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl!
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube!
Und Alles genieße mit Dank und Freude! —
Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos!
Deine Gnad' ist gränzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth,
Wir sehnen uns Alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!

Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab' im Dorf einher.
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest ihn ein.
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Beim Hochzeitreih'n und Erntetanz:
Denn Vater Martin, sanft und gut,
Verscheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,

Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel auf's Grab, wo Anne schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein.
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebenssatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt.
Mein zitternd Haupt ist silberweiß,
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung seinem Flehn,
Und hieß den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand,
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: Küsse mich!
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Friedrich von Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
F. v. Schlegel.

Friedrich von Schlegel, der jüngere Bruder von A. W. von Schlegel, ward geboren zu Hannover am 10. März 1772. Er wollte zuerst sich dem Kaufmannsstande widmen, allein nachdem er die Lehrlingszeit überstanden, wandte er sich wissenschaftlichen Studien zu. In Göttingen und Leipzig beschäftigten ihn namentlich philologische Studien in solchem Grade, daß er sich nach Abschluß der akademischen Studien wohl rühmen konnte, alle aus dem klassischen Alterthume der Römer und Griechen überkommenen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. In Berlin fesselte ihn vertrauter Umgang mit Schleiermacher und die Theilnahme an der Zeitschrift Athenäum. 1799 erschien der bekannte Roman „Lucinde", der in wüster Sinnlichkeit und Frivolität die verderbliche Quelle der obscöneren Genialitätssucht in unserer modernen Literatur ward. 1800 begab sich Schlegel als Privatdocent nach Jena und widmete seine kritischen Dienste Goethe. Das in dieser Zeit entstandene Trauerspiel „Alarcos" steht noch hinter dem Jon seines Bruders Wil-

helm an poetischer Kraft und dramatischer Begabung zurück. Nach kurzem Aufenthalte in Dresden ging er 1802 mit seiner Gattin Dorothea Mendelsohn, welche er ihrem Gatten Veit entführte, nach Paris, um sich dort orientalischen Studien zu ergeben. Im Jahre 1803 trat er mit seiner Gattin in Köln zur katholischen Kirche über, ein Schritt, zu dem er sich längst im Stillen vorbereitet hatte. Seit seinem Glaubenswechsel gewann seine Neigung zum Mystischen immer mehr Gewalt über ihn und machte ihn zum entschiedenen Gegner politischer und religiöser Freiheit. 1808 ging er nach Wien und ward Secretär bei der Hof- und Staatskanzlei; als solcher verfaßte er im Hauptquartier des Erzherzogs Karl 1809 die bekannten österreichischen Proklamationen gegen Napoleon, welche großes Aufsehen erregten. Später eine Zeit lang Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage in Frankfurt a. M., kehrte er 1818 nach Wien zurück, hielt daselbst Vorlesungen über Geschichte und Literatur, ging 1828 nach Dresden, um daselbst Vorträge über die Philosophie des Lebens zu halten und starb daselbst am 11. Januar 1829 an den Folgen eines Mittagsmahles.

Friedrich Schlegel's Bedeutung als Dichter vermögen wir nicht hoch anzuschlagen; es fehlt die ursprüngliche dichterische Anlage, welche sich durch Mühe und Formfertigkeit nicht ersetzen läßt. Von großer Wichtigkeit aber sind seine Arbeiten und Bemühungen auf literaturhistorischem Gebiete. Hier war er es zuerst, welcher die nationalen Elemente in den einzelnen Gattungen der Literatur nachwies und so uns von der Herrschaft einer farblosen Aesthetik zu befreien begann. An dem Verdienste der Wiedererwachung alter Volksbücher hat seine Gattin Dorothea, welche einige derselben bearbeitete, nicht geringen Antheil. Während seine Leistungen im Gebiete der Geschichte und Philosophie durch eine

dunkle Mystik und unklare Unruhe beeinträchtigt werden, dürfen seine Verdienste um die Eröffnung der orientalischen Sprache und Literatur nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Werke. Die Griechen und Römer. Hamburg 1797. — Geschichte der griechischen Poesie. Berlin 1798. — Lucinde, ein Roman. Berlin 1799. — Alarcos, ein Trauerspiel. Berlin 1802. — Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Heidelberg 1808. — Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811. — Geschichte der alten und neuern Literatur. 2. Thl. Wien 1813—1815, (fortgesetzt von Th. Mundt. Berlin 1842—43). — Philosophie der Geschichte. Wien 1829. — Sämmtliche Werke. 2. Originalausg. Wien 1845—46. 10 Bde.

Gelübde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht
Dich, Vaterland, zu retten,
Wohlan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schoos sich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spottet Jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns Allen.
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Ruhmreich hinüber wallen.

Gesang.

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten
Schlang all' die Oed' hinab,
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns All' ein Grab.

Vom Winterschlaf umwunden,
Viel tausend Jahr' gebunden,
Dämmert der Mensch so fort.
Gebannt in engem Kreise,
Mühsam die ird'sche Reise,
Erstirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erscheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Nun grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth versenket,
Der Geist die Wunder denket,
Oeffnet sich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod sich gatten,
Erwacht die kühne Lust:
Da brechen alte Lieder,
Die alten Quellen wieder
Aus der befreiten Brust.

Nun öffnen sich die Zeichen,
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Fessel hält.
Die Erde glüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt
In sel'ger Geisterwelt.

Erstaunt ob dem Gesange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergessend Leid und Schmach,
Nun frei der Mensch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'schen Strome nach.

Doch bald ist der verklungen,
Wie brausend er gesprungen,
Und wieder stumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüste Strom des Lebens
Reißt es in Oed' hinab.

Das sind die alten Klänge,
Helden- und Klaggesänge
Aus ferner Riesenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen;
Der Retter ist nicht weit.
Der Frühling wird erstehen,
Es muß noch einst geschehen,
Was Alle prophezeit.

Im Speßhart.

Gegrüßt sei du viel lieber Wald!
Es rührt mit milder Lust,
Wenn Abends fern das Waldhorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald! so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch, wie dicht!
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt, und doch bekannt,
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da findt' nicht Grund, noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein Andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch' Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der Jüngste von den Zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.

Warum er das mußt' dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Beiden
Der Jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, mein Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.

Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn Alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir seh'n, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit.
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin.

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend, wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

Lessings Worte.

Wenn kalte Zweifel selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt; den Blitz umsonst die Wolken schwächen:

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Denn dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen." —
So sagte Lessing, doch die blinde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloßnen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte
Ist nicht so theuer, wie die wen'gen Worte.

Friedrich Novalis.

Schönres wird doch Nichts gesehn,
Als wenn die beisammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.
Fr. v. Schlegel.

Friedrich Novalis ist der Schriftstellername für Friedrich Freiherrn von Hardenberg, welcher am 2. Mai 1772 auf seinem Familiengute Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren wurde. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen. Im Vaterhause erhielt Novalis eine vortreffliche Erziehung, bezog dann die Schule zu Eisleben und 1790 die Universität Jena, um Philosophie zu studieren. Hier lernte er Fichte und Friedrich Schlegel kennen. Dann beschäftigte er sich in Leipzig und Wittenberg mit dem Studium der Rechtswissenschaft und kam als Rechtspraktikant nach Arnstadt in Thüringen. Auf einem Landgute nahe bei dieser Stadt lernte er die kaum dreizehnjährige Sophie von Kuhn kennen, deren liebliche Gestalt und sinniger Ausdruck ihn so gewann, daß er sich schon im folgenden Jahre der Eltern Jawort für die Zukunft erwarb. Nachdem Novalis 1795 Salinenauditor in Weißenfels geworden war, traf ihn 1797 das Unglück, daß seine junge innigst geliebte Braut starb. Tiefgebeugt ging er nach Freiberg, um Bergwerkskunde zu studieren, wurde 1799

Salinenassessor zu Weißenfels, um welche Zeit er den romantischen Dichtern sich näherte, 1800 ward er zum Amtshauptmann befördert, starb aber schon am 25. März 1801 an der Schwindsucht, im Aelternhause, in den Armen seines Freundes Friedrich Schlegel. —

Novalis ist trotz der unklaren Mystik und der nebelhaften Phantastereien, denen wir in seinen Werken öfters begegnen, ein höchst bedeutsames poetisches Talent. Er ist der einzige unter den Romantikern, welcher eine rein christliche Innigkeit in die Poesie einführte und die Philosophie mit der Religion zu versöhnen strebte. Seine ächtchristliche Frömmigkeit begründete und nährte er durch fleißiges Lesen in der Bibel. Er genoß eine herrnhutische Erziehung und fand für seine religiöse Begeisterung, seine trüben Ahnungen, seine begeisterte Schwärmerei reichliche Nahrung in den Schriften von Jak. Böhme, Lavater, Zinzendorf 2c. Der frühe Tod der geliebten Braut und eines theuren Bruders, die Krankheitsanlage des eignen Körpers, die Natureinsamkeit seiner bergmännischen Thätigkeit, Alles dieses leitete sein Auge immer mehr und mehr von der Welt zum Himmel empor und gab seiner Dichtung die gleiche Richtung. —

Werke. Sämmtliche Schriften, herausg. von L. Tieck und Fr. v. Schlegel. 2 Theile. Berlin 1802. 5. Aufl. 1838. — Dritter Theil, herausg. von L. Tieck und Ed. v. Bülow. Berlin 1846.

Weinlied. (Aus: „Heinrich von Ofterdingen.“)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt!
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoos quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schoose
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Bergmannslied. (Aus: „Heinrich von Ofterdingen.")

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoos vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längstverflossnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Geistliche Lieder.

I.

Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorgen kund?

Einsam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erschien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach;
Ich fände Unruh im Getümmel
Und hoffnungslosen Gram zu Haus:
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß!
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden,
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blüh'n.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust;
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn Zwei auch nur versammelt sind.

O geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein!
Streckt Jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein!
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an:
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu' und Lust zugleich entbrannt;
Ein jedes Wort schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein:
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drin;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh' der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb' und Macht
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht;
Nun sah'n wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier:
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue, weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

II.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunterzieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme zieh'n.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

III.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich Nichts von Leide,
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein!
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

IV.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O, lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir an's Herz.

V.

Ich weis nicht, was ich suchen könnte,
Wär' jenes holde Wesen mein,
Wenn er mich seine Freude nännte,
Und bei mir wär', als wär' ich sein.

So Viele geh'n umher und suchen
Mit wildverzerrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen,
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hat's ergriffen,
Und was er hat, ist Nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird von verschiednem Glanze
Getäuscht ein Jeder, Keiner reich.

„Hat er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn Nichts gelesen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmlisch gut er uns gewesen,
Und welches Gut er uns bescheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch' Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn genesen sind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

Kann diese Botschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht Alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch seine Huld verspricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt;
Wenn Nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du giebst mir meine Lieben wieder:
Du bleibst in Ewigkeit mir treu,
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bei.

Sehnsucht nach dem Tode. (Aus den „Hymnen an die Nacht".)

Hinunter in der Erde Schoos,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Freude ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O, einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendgluth
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heil'ge Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir Nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämm'rung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schoos.

Ludwig Tieck.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.
L. Tieck.

Ludwig Tieck ist geboren zu Berlin den 31. Mai 1773. Er besuchte, eng befreundet mit H. Wackenroder, das Kölnische Gymnasium zu Berlin und studierte dann in Halle, Erlangen und Göttingen Geschichte, Philologie, alte und neue Poesie. Im Jahre 1794 kehrte er nach Berlin zurück, lebte daselbst eine Zeit lang und ging von da nach Hamburg, wo er länger verweilte und sich mit der Tochter des Predigers Alberti, eines Hauptgegners des bekannten Pastors Götze, 1798 verheirathete. Im Herbste 1799 ging Tieck nach Jena und lebte dort bis zum Juni des folgenden Jahres. Dort hatte sich ein Kreis jüngerer Dichter gebildet, und es entspann sich ein herzlicher Verkehr zwischen ihm und den beiden Schlegel, Schelling, Fichte, Novalis, Brentano. Auch Göthe zeigte sich ihm geneigt, während Schiller sich kälter bewies. Von Jena ging er über Hamburg nach Berlin, wo er mit Aug. Wilh. Schlegel den Musenalmanach für das Jahr 1802 vorbereitete und die Gedichte sammelte. 1801—1803 lebte er in Dresden, ging auf das Finkenstein'sche Gut Ziebingen bei Frankfurt a. d. Oder und reiste im Winter 1804 mit seiner Schwester nach München. Dort wurde er gefährlich krank und konnte erst im folgenden Sommer mit seinem Bruder, dem Bildhauer, und mit dem Herrn v. Rumohr seine Reise nach Italien antreten. In Rom verweilte er ein Jahr, studierte die mittel=

hochdeutschen Dichtungen in den Manuscripten des Vatikan und kehrte im Herbste 1806 nach Ziebingen zurück. Im Sommer 1808 reiste er nach Wien, von da im Winter nach München, wo er wieder gefährlich an der Gicht erkrankte. Deßhalb besuchte er 1810 die Bäder von Baden-Baden und konnte ziemlich genesen nach Ziebingen zurückkehren. Während des Befreiungskrieges des Jahres 1813 lebte er mit den Seinen in Prag, ging aber dann 1817 nach Paris und im folgenden Jahre nach England, um Studien über Shakspeare zu machen; und kam 1819 nach Deutschland zurück. Seinen dauernden Wohnsitz nahm er nun in Dresden, wo er 1825 zum Hofrath ernannt und der Hoftheaterintendanz beigegeben wurde. Hier schrieb er seine „Dramaturgischen Blätter" und entfaltete sein großes Talent als Vorleser der Dramen von Shakspeare, Calderon, Goethe. 1842 verließ Tieck Dresden, um dem Rufe des Königs von Preußen zu folgen, der ihn in eine ehrenvolle und sorglose Stellung nach Berlin berief. Daselbst ist er hochbejahrt nach langen Krankheitsleiden am 28. April 1853 gestorben.

Tieck ist der eigentliche Vertreter der romantischen Schule und hat ihre Richtungen und ihre Thätigkeit in sich concentriert. Besonders bemüht war er um die Wiedererweckung älterer, fremder und einheimischer Literatur. Er hat den Don Quixote des Cervantes durch seine Uebersetzung bei uns eingeführt, vorzüglich aber um Shakspeare sich unvergängliche Verdienste erworben, wenn auch von der Uebersetzung dieses Dichters wenig ihm selbst zuzuschreiben ist. Auch die Wiederbelebung der mittelhochdeutschen Literatur ging mit von ihm aus, und kam ihm beim Nibelungenliede v. d. Hagen mit seiner Bearbeitung zuvor, so wurde doch Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst lange Zeit nur in Tieck's Bearbeitung gebraucht. Auch die Geschichte der deut-

schen Bühne dankt ihm wichtige Mittheilungen und Sammlungen. Nicht geringes Verdienst erwarb er sich durch seine Polemik gegen verflachende Richtungen im Gebiete der Literatur und Kunst, wo er sich nicht auf den Tadel beschränkte, sondern auch bestimmte Normen aufzustellen suchte. — Seine eigne Dichterkraft hat er auf die verschiedenartigsten Dichtungsformen verwendet, auf Roman, Novelle, Drama, Mährchen und lyrisches Gedicht. Die bunte Mährchenwelt des Phantasus, wo er den Volkston in einzelnen Erzählungen musterhaft traf, zieht auch die Leser unsrer Tage noch an. In der zahlreichen Sammlung von Novellen, die später die Lieblingsform seiner Dichtungen ward, finden sich einige seiner vorzüglichsten Werke, wie z. B. Dichterleben, Dichter Tod. Ueber den Werth der Novellen und seines historischen Romanes Vittoria Accorombona sind die Meinungen sehr getheilt: doch werden auch die Gegner den Reichthum an Gedanken und die Trefflichkeit der sprachlichen Behandlung nicht in Abrede stellen. Die Dramen, die Tieck gedichtet, sind wie die dramatischen Leistungen der Romantiker überhaupt, der Bühne fern geblieben und besitzen auch die Fähigkeit nicht scenisch verwirklicht zu werden. Unter seinen lyrischen Gedichten, welche an unklarer Auffassung und dem Mangel eines eigentlich poetischen Inhaltes leiden, haben sich nur wenige über dem Abgrunde der Vergessenheit erhalten. —

Werke. Sämmtliche Werke. Wien 1822. — Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu übersetzt. Berlin 1803. — Don Quixote, übersetzt. Berlin 1799—1801. — Altenglisches Theater. Berlin 1811. — Deutsches Theater. Berlin 1817. — Ulrich von Lichtenstein. Stuttgart 1812. — Shakspeares Vorschule. Leipzig 1823—29. — Dramaturg. Blätter. Breslau 1825—26. 52. — Novellenkranz, von 1831 an. — Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin 1826. — Vittoria Accorombona. Breslau 1840. 41. — Novellen. 12 Bde. Breslau 1854.

Andacht.

Wenn das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt,
Wenn im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt:

O dann werf' ich Jubellieder
In's Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch' Schall;
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall? —

Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid;
Ihr kleinen, goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:
Wir kleinen, goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Die Blumen.

Sieh die zarten Blüthen keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihr höchste Wonne:

An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmuth;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demuth.

Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süßem Leide.

Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken,
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: Ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen.

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

Im Walde.

Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd, auf zur Jagd;
Wenn der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm' ist schön,
Wenn ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämmrung bricht;
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wenn des Waldhorns Stimme spricht.
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang.

Heimliche Liebe.

Wie lieblich und hold ist Frühlingsleben,
Wenn alle Nachtigallen singen,
Und wie die Tön' in Bäumen klingen,
In Wonne Laub und Blüthen beben.

Wie schön im goldnen Mondenscheine
Das Spiel der lauen Abendlüfte,
Die, auf den Flügeln Lindendüfte,
Sich jagen durch die stillen Haine.

Wie herrlich glänzt die Rosenpracht,
Wenn Liebreiz rings die Felder schmücket,
Die Lieb' aus tausend Rosen blicket,
Aus Sternen ihrer Wonnenacht.

Doch schöner dünkt mir, holder, lieber,
Des kleinen Lichtleins blaß Geflimmer;
Wenn sie sich zeigt im engen Zimmer,
Späh' ich in Nacht zu ihr hinüber.

Wie sie die Flechten löst und bindet,
Wie sie im Schwung der weißen Hand
Anschmiegt dem Leibe hell Gewand,
Und Kränz' in braune Locken windet;

Wie sie die Laute läßt erklingen
Und Töne, aufgejagt, erwachen,
Berührt von zarten Fingern lachen,
Und scherzend durch die Saiten springen.

Sie einzufangen schickt sie Klänge
Gesanges fort, da flieht mit Scherzen
Der Ton, sucht Schirm in meinem Herzen,
Dahin verfolgen die Gesänge.

O laßt mich doch, ihr bösen, frei!
Sie riegeln sich dort ein und sprechen:
Nicht weichen wir, bis dieß wird brechen,
Damit du weißt, was Lieben sei.

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut'.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang:
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommer geht, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein."

Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu,
Er wird vom Winde fortgezogen:
Die See in stiller, sanfter Ruh'!

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. —

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluthen hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge Saitenspiel,
In der Fluth
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.
Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt!"
So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.
Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.
Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.
Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.
Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank.
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.
Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Lockung.

Geliebter, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnsucht und Kuß.

Es flüstern die Bäume
Im goldenen Schein,
Es schlüpfen mir Träume
Zum Fenster herein.

Ach kennst du das Schmachten
Der klopfenden Brust?
Dieß Sinnen und Trachten
Voll Qual und voll Lust?

Beflügle die Eile,
Und rette mich dir,
Bei nächtlicher Weile
Entfliehn wir von hier.

Die Segel, sie schwellen,
Die Furcht ist nur Tand:
Dort, jenseit der Wellen,
Ist väterlich Land.

Die Heimath entfliehet, —
So fahre sie hin!
Die Liebe, sie ziehet
Gewaltig den Sinn.

Horch, wollüstig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und springen
Muthwillig einher.

Und sollten sie klagen?
Sie rufen nach dir!
Sie wissen, sie tragen
Die Liebe von hier.

Die Musik.

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallen-Chor giebt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte
Im Herzen rinnen Paradiesesflüsse.

Die ew'ge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,

Da regt sich, schlägt in Jubel auf die Stille,
Zur spielenden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen.

Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling.

wurde am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Würtemberg geboren. Er studierte in Tübingen, Leipzig und hierauf in Jena, welches damals durch Reinhold und Fichte der Mittelpunkt der philosophischen Bewegung war. Indem sich Schelling Anfangs an die Richtung Fichte's anschloß, erhielt er, nachdem er 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie geworden war, 1803 den durch Fichte's Abgang erledigten ordentlichen Lehrstuhl dieser Wissenschaft; doch blieb er nicht lange in Jena, sondern folgte einem Rufe nach Würzburg, von wo er im Jahr 1808 nach München berufen wurde, um daselbst die Stelle eines Generalsekretärs der königl. Akademie der bildenden Künste einzunehmen; zugleich wurde er von dem Könige Maximilian Joseph in den Adelstand erhoben. Uneinigkeit mit dem Präsidenten der Akademie veranlaßte ihn 1820 jene Stellung aufzugeben, um sich nach Erlangen zu wenden, wo er Vorlesungen hielt. Aber schon 1827 wurde er als Geh. Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie an die neu errichtete Universität München zurückberufen und wurde später daselbst Vorstand der königl. Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlung mit dem Titel und Range eines Geheimen Rathes. In dieser Stellung blieb Schelling, bis er im Jahre 1841 dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen folgte und nach

Berlin übersiedelte. Hier erneute er unter gewaltigem Andrange der Studierenden seine akademische Thätigkeit, doch erkaltete bald die Theilnahme, indem die gespannte Erwartung der endlichen Darlegung des bisher immer mehr angekündigten als entwickelten Systemes nicht erfüllt ward. Später zog sich Schelling von der lehrenden Thätigkeit zurück; er starb in der Schweiz im Sommer 1854.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, sich über das Wesen der Schelling'schen Philosophie (Natur- oder Identitätsphilosophie) und über die Stellung derselben zu den übrigen Systemen zu verbreiten. Zwei Bemerkungen mögen genügen: einmal nämlich ist nicht zu leugnen, daß die schriftstellerische Thätigkeit Schelling's nicht im rechten Verhältnisse zu dem Ruhme desselben stand, und daß namentlich in den spätern Jahren Schellings Leistungen hinter den von ihm selbst hervorgerufenen Ansprüchen zurückblieben. Dann aber ist auch nicht zu verkennen, daß seine philosophische Richtung von dem entschiedensten Einflusse auf die Bestrebungen des 19. Jahrhunderts war, daß nach allen Seiten hin von ihr Anregung ausging; so namentlich auf die Dichtkunst, indem Goethe ihn ehrte, die Romantiker mit Begeisterung an ihm hingen, Platen von ihm begeistert wurde. Auch als Dichter hat Schelling, obschon nur in Musenalmanachen und periodischen Blättern werthvolle Beiträge geliefert; doch ist es seine Stellung zur Poesie dieses Jahrhunderts überhaupt, die uns veranlaßt, seiner auch in diesen Blättern zu gedenken und eines seiner besseren Gedichte unsern Lesern mitzutheilen, wogegen wir die Aufzählung seiner philosophischen und wissenschaftlichen Schriften hier unterlassen.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dieß Schweigen nicht mehr brechen,
Es sieht mich an mit flehender Geberde

Das stumme Bild und dringt mich noch zu sprechen:
Warum, o Erde, hatt'st du keinen Mund,
Und warst so träg die Frevelthat zu rächen?

Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
Ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?

Kann nur der Mensch, was er gesehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?

Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden,
Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
Und laß dieß Blatt den rechten Leser finden.

Daß er der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich gesehn und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.

Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet,
Als einsam ich bei'm Wort des Herrn gewacht,

Auf daß am nächsten Morgen ich's verkündet,
Daß unversehns zwo dräuende Gestalten
(Wie es geschehn, hab' ich noch nie ergründet)

Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht, und ihre dunkeln Mächte.
Wo wart ihr da, ihr schirmenden Gewalten?

War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?

Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löste kalter Schauer.

Daß während so das Härtste ich erdichte,
Das Aeußerste zu dulden schon mich rüste,
Geschah es mir, wie wahrhaft ich berichte.

Es ist ein Ort nicht fern der Meeresküste,
Verwittert steht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer sand'ger Wüste,

Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Schloß durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.

Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der Eine. „Willst die Glieder laben,
So folge mir zu spätem Hochzeitschmaus.

Du kannst das wohl nicht alle Tage haben."
Der Andre sprach: „Nimm dieses Gold und eile:
Wo nicht, so bist du morgen schon begraben."

Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg ist wohl von einer halben Meile.

Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fern her tosten dumpf die Meereswogen.

Doch unsres Weges einz'ger sichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn schnell durch's Dunkel gingen die Begleiter.

Und da wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.

Sie sprachen mit einander durch Geberden,
Drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
Wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele stille,
Und wiederholte gläubig stets die Worte
Voll Trost und Kraft: Herr, es gescheh' dein Wille!

Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte,
Wohin so oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.

Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet kenn' ich alle Schritte,
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.

Ich hört' Geräusch, als wären's Menschentritte,
Und leise Laute durch die Stille schweben,
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.

Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister,
Und dachte, nun wird sich's zum Ende geben.

So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
Daß ich die Stimme herzhaft so erhoben:
„Seid abgeschieden ihr, doch gute Geister,

Die Gott den Herrn und Jesum Christum loben,
So sprecht: was treibt euch noch zurückzukehren
In diese Welt von jener Welt dort oben?

Doch seid ihr nicht aus jenen heil'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch also zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?"

Doch hört' ich, kaum war dieß vergönnt zu sprechen,
Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.

Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn selbst die Kraft des Willens war zerschlagen,

Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den priesterlichen Segen,

Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
Zwar schön, doch bleich, als käm' sie aus dem Grabe,
Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.

Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich bei'm hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.

Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eigne seltsame Gesichter,

Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.

Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge,
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.

Und als verstummten Orgel und Gesänge,
An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,

Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
Mit einem Blick, ich werd' ihn immer schauen,
Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.

Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblasse Hand,
Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen.

Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
Als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
Und warum knüpft' ich solch unselig Band?

Kaum war der letzte Segensspruch vollendet,
(In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen)
So werden mir die Augen neu verblendet,

Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
So schied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen sie ein Crucifix sich holen,

Auf das ich mußt' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.

Dieß war mir noch die härteste der Proben,
Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.

Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
So mir die Augen fest und starr umzogen,
Die sich alsbald empor zum Himmel wandten.

Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
Und näher brausten laut die Meereswogen;

Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer,
Doch bald drauf sah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.

So legt' ermüdet von der Nacht Beschwerden,
Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.

Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.

Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern schien es mich zu packen,
Ich sah noch einmal in die Nacht hinüber,

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als säße Tod und Hölle mir im Nacken,

Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder,
Doch früh am Morgen riß es mich empor.

Nicht Ruh' noch Rast für die zerschlagnen Glieder.
Noch eh' die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.

Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume,
Es legte sich der Sinne wild Getümmel;

Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens frische Kühle,
Die alte Still' in diesem heil'gen Raume.

War es der Trost der himmlischen Gefühle,
Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
In mancher Leiden schwerer banger Schwüle:

Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen.
Auf's Neue war das Herz dem Glauben offen,
Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.

Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt;
Ich gehe hin und öffn' es, stark im Hoffen,

So tief ist mir das Zutrau'n eingedrückt.
Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —

Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden. —
Warum hat euch, ihr allzu treuen Augen,
Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?

O Herz, woran so viele Qualen saugen,
Was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,

Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählich mich zerstören,
Wer wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?

Und so viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren,

Indeß der Tod schon meine Stunden zählet,
Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.

O selig Jeder, welchem sanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
In innrer Brust der Friede Gottes quillt!

Und diesen Frieden mußt' ich lange missen.
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen,

Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn,
Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn.

Dir ziemt es das Verborgene zu rächen,
Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß diese Schrift zu ferner Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

F. H. K. Baron de la Motte Fouqué,

ein Enkel des aus dem siebenjährigen Kriege bekannten preußischen Generales, wurde geboren zu Brandenburg am 12. Jan. 1777. Er nahm als preußischer Gardelieutenant an dem Feldzuge des Jahres 1792 Theil, zog sich aber nach demselben in ländliches Stillleben zurück. Später trat er wieder in den Kriegsdienst ein und wohnte anfänglich als Lieutenant, später als Rittmeister, den Kämpfen des Jahres 1813 bei, bis seine geschwächte Gesundheit ihn nöthigte, den Abschied zu nehmen, den er mit dem Charakter als Major erhielt. Er lebte seitdem auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow, dann in Halle, zuletzt in Berlin, wo er am 23. Januar 1843 starb.

Als Dichter gehört Fouqué zu den Romantikern, doch ging er seinen eignen Weg, indem er sich vorzüglich der Regeneration des Ritterromanes widmete. Die Theilnahme, die seine Zauber- und Heldenromane erwarben, war eine so allgemeine und große, daß wohl kein Dichter damaliger Zeit gleichen Beifall genoß. Die Wandelbarkeit des poetischen Geschmackes zeigt sich wohl bei wenigen Schriftstellern in solchem Grade wie bei ihm, der unsern Tagen völlig fremd geworden ist; der einst gefeierte Dichter mußte es selbst noch erleben, daß er verlassen und vergessen war, und daß ihn nur die Unterstützung des Königs vor völliger Verarmung bewahrte. Bei allen Mängeln seiner Dichtungen aber, die des Unnatürlichen, Launenhaften, Gekünstelten viel enthalten und wie fast alle Produkte der Romantik mehr Talent, als

künstlerische Durchbildung desselben verrathen, ist ihm poetische Kraft, Reichthum der Phantasie und Ehrlichkeit der Gesinnung, auch im religiösen Gebiete, nicht abzusprechen. Mit dem ausgezeichneten Buchhändler Friedrich Perthes wechselte er interessante Briefe: über Rittersinn und Militärehre, die auch gedruckt erschienen sind.

Werke. Gedichte. Stuttg. 1816. 5. Aufl. 1827. — Undine. Halle 1811. — Sigus, der Schlangentödter. Berl. 1809. — Der Held des Nordens. Berl. 1810—11. — Der Zauberring. Nürnberg 1816. — Corona, ein Rittergedicht. Tübingen 1814. — Die Fahrten Theodolfs. 2 Bde. Hamburg 1815. — Sängers Liebe. Tübing. 1816. — Altsächs. Bildersaal. Nürnb. 1818—19. 4 Bde. — Bertram du Guesclin. 3 Bde. Leipz. 1821. — Der Verfolgte, 3 Bde. Berl. 1821. — Der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Berl. 1828. — Lebensgeschichte. Halle 1840. — Abfall und Buße. Berl. 1844. — Die Weltreise. Halle 1835—40. Auserwählte Werke. 12 Bde. Halle 1841. —

Trost.

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar Nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt, eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Zum Himmel durch das Grab.

Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit!
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, stark bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die liebsten sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Kriegerreih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß,
Ihr Jäger all' zusammen,
Dringt lustig in den Feind,
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

Thurmwächters Lied.

Am gewaltigen Meer
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust
Und mische den Klang
In die wilde Lust,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll.
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht.

Ein kräftiger Mann
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leucht', mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde lebt,
Wo sich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunterschlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Die Eroberung von Norwegen.

Eine altnordische Geschichte in Balladen.

I.

Des Königs Begehr.

Harald, der junge Königssohn,
Hochschlank beim Fürstenmahle,
Saß freudig auf ererbtem Thron,
Und trank aus goldner Schale.
Und nach altguter Nordlandsart
Stand rings mit Harfen dichtgeschaart
Ein Heer von Sangeshelden,
Viel reicher Weisen kund;
Die thaten Sagen melden
Aus mannichfachem Mund.

Und Einer sang ein Liedlein gut,
Ein Lied von solchen Dingen,
Wie Jugendherz und Jugendmuth
Am liebsten hört erklingen.
Er sang wohl von der schönsten Maid
In allen Marken nah und weit:
„Ein König ist ihr Vater!
Hält Hof, Gericht und Bann.
Ihr Pfleger und Berather
Ein schlichter Bauersmann.

„Da wohnt sie auf der gras'gen Flur
Und liebt's, wie andre Hirten,
Zu gehn auf Morgens thau'ger Spur,
Mit Blumen sich zu gürten;
Doch wenn zuletzt die ernste Nacht
Mit tausend Augen ist erwacht,

Hört Gyda Worte sprühen
Aus ihres Pflegers Mund,
Drin tiefe Kräfte glühen
Und manch ein Zauberbund.

„Dann brennt in Furcht und doch in Lust
Der süßen Augen Bläue,
Dann schmiegt sich um die zarte Brust
Das Goldhaar wie voll Scheue;
Halb Anmuth ist sie und halb Graus.“ —
Da bricht entflammt der König aus:
„„Du sollst nicht länger weilen,
Im dunkeln Zauberreich!
Du sollst mein Bette theilen,
O schöner Lilienzweig!

„„Fort, Boten, über's Salzmeer hin
Mir Gyda zu erwerben.““
„„Herr, künd' uns deutlich deinen Sinn,
Wie soll'n um sie wir werben?““
„„Was werben! Bin ich König nicht?
Der König will's, der König spricht,
Und aller Mädchen bestes
Als Buhlin kommt in's Haus.““ —
Das war der Schluß des Festes;
Die Boten zogen aus.

II.

Der Jungfrau Antwort.

„„Oede Haide! Finstre Nacht!
Fremde Küste! —
Niemand hier, der gastlich wacht?
Der uns treu zu sagen wüßte,
Wo des Herdes Flamme lacht?“ —

„„Fremde Boten, mächt'ge Schaar,
Ihr Verirrten!
Tretet ein, des Zagens bar.
Moos'ges Hüttendach des Hirten
Nahmt ihr nicht im Dunkel wahr."" —

Und die an der Pforte stand
In der Hütte,
Gold von Haar, und Schnee von Hand,
Schlank an Leib und hold an Sitte,
Strahlte Licht durch's nächt'ge Land.

„Wohnt so heller Kerze Schein
Bei den Hirten?
Unter'm Moos der Edelstein?
Du, die mild uns will bewirthen,
Wahrlich du mußt Gyda sein."

„„Gyda bin ich, Gyda heißt
Euch willkommen.
Ruht euch! Ihr seid weit gereist,
Morgen sei von mir vernommen,
Wer euch her an Gyda weist."" —

„Königsminne zögert nicht;
Froh erbangend
Hör' uns gleich, du schönes Licht!
Juble, weil zu dir verlangend
König Haralds Minne spricht."

„„König Harald? König der?
Kleiner Marken
Wen'ge Bauern, schwach an Wehr,
Enger Ströme schmale Barken
Sind ihm Hofhalt, Flott' und Heer.

„„König? Nein! Ein König heißt,
Wem ergeben
Sich ein ganzes Land erweist,
Und vor dem die Völker beben,
Wenn er grimm die Lippe beißt.

„„Norweg's weitgestreckteGau'n
Muß befehligen
Ganz allein durch Berg und Au'n,
Wer sich will als überſel'gen
Herrn von Gyda's Reizen schau'n.

„Dann erst schließen Gleich und Gleich
Ehverbindung."" —
Und die Boten, zornesbleich,
Schauten nach des Köchers Mündung,
Faßten nach den Schwertern gleich;

Wollten dies zu stolze Reis
Keck entführen.
Da begann ein zorn'ger Greis
Hoch am Moosdach sich zu rühren,
Schwang 'nen Feuerbrand im Kreis.

Und alsbald der ganze Strand
Lebt voll Flammen,
Hirten kommen rings gerannt,
Strömen zahllos wild zusammen,
Hellebard' und Speer zur Hand.

Spöttisch warnend spricht die Maid:
„„Auf, ihr schnellen
Boten, hier gilt's Hurtigkeit!""
Dunkel fort auf dunkeln Wellen
Schiffen die in Zorn und Leid.

III.

Das Gelübde.

„Und hat die Maid also gesprochen,
Wie jetzt euch's von den Lippen tönt?"
„„Ja, Herr, mit übermüth'gem Pochen
Hat sie dich und dein Reich verhöhnt.
O send' uns wieder an den Strand
Mit einer Schaar von muth'gen Recken,
So thun in ihrer Schmach der Kecken
Wir strafend deine Macht bekannt.""

„Was Schmach? Was Strafe? Ruhmeskronen,
Und jede Zier, und Fest und Schmaus,
Das soll den Spruch der Maid belohnen!"
So rief der junge König aus.
„O du, Walküre, mir gesandt,
Mich winkend zu der Ehre Pforten,
Du sprachst es aus mit klaren Worten,
Was längst mir hat im Sinn gebrannt.

„So lodr' es dann mit Gluthenwogen
Ein weitbestaunter Hekla vor;
Frisch auf! In's Kampfesfeld gezogen
Und werft mein Banner frich empor;
Mein Banner, daß mein einzig Blut
Ihm purpurroth die Farbe gebe,
Wenn ich's nicht bald so hoch erhebe,
Daß Norweg dient dem Haraldsmuth.

„Und du, mein krauses Haar sollst wallen
In wilder Freiheit stürm'gem Spiel,
Und sollst vor keiner Scheere fallen,
Bis ich erreicht das stolze Ziel.

In deinem furchtbar finstern Dunkel
Schreit' ich, ein Wolkengeist, durch's Feld;
Man schaut nicht ihn, nur das Gefunkel
Vom Schwerterblitz, der Heere fällt."

IV.

Die Schlachten.

Das Lied rollt 'nen blutigen Teppich auf;
Sind Harald's Siege gewoben drauf.
Zuerst war die Schlacht in Orkadal,
Da hielten die Geier ein reiches Mahl,
Und weil Harald den Sieg gewann,
Ward König Gryting ein Haraldsmann. —
Dann ward in Trondheim rüstig gestritten;
Achtmal ist Harald in's Feld geritten,
Und streckte der Könige acht in den Sand;
Da ward ihm Trondheim sein eignes Land. —
Es herrschten zwei Brüder in Naumadal,
Die hielten allzwei verschiedene Wahl,
Denn als der Harald anzog mit Macht,
Und ihn die beiden zu stark geacht't,
Da ging der Ein' in des Hügels Grund,
Ließ hinter sich schließen ihn zur Stund';
Als König schritt er in's erdige Haus,
Und kam fortan da nimmer heraus.
Der Andre hat sich dem Harald ergeben,
Dafür ließ der Harald ihm Gut und Leben.
So wählten die Brüder in Naumadal; —
Verschiedener Sinn, verschiedene Wahl. —
Bei Solskel ward gefochten frei,
Da fielen der wackern Könige zwei;

Des einen Sohn war Sölfi genannt,
Der ist aus der blutigen Schlacht gerannt,
Nicht um des ärmlichen Lebens Lust,
Nein, Rache tragend in heißer Brust.
Wohl rief er zum neuen fährlichen Lauf
Die Fürsten Audbiörn und Arnvid auf;
Was half's? Es stand zu des Haralds Seiten
Fest einmal der Sieg in allen Streiten!
Die Götter hatten geworfen das Loos;
Da sanken vor seinem gewaltigen Stoß
Die Tapfern blutig in Well' und Sand,
Die Blöden unmuthig in's ehrne Band. —
Der König Wemund saß Nachts beim Feste,
Und um ihn wohl neunzig der tapfern Gäste;
Da traten die Haraldskämpfer an's Thor
Und lockten die zehrende Flamme hervor,
Und zwischen der Flamme feindlicher Pracht
Verging der König in blutiger Nacht. —
Was half's euch Gothen, daß Pfahlesreihn
Ihr dicht gerammt in das Flußbett ein?
Der Harald stieg von den Schiffen aus,
Trug über das Feld hin Mord und Graus;
Da mußtet ihr doch mit den Klingen kommen,
Ward Sieg und Freiheit von euch genommen,
Denn Rani fiel, euer bester Degen;
Wo die Wurzel kracht, ist der Stamm erlegen.
O Gyda, Gyda, du schönes Weib,
Vor deinen Worten fällt mancher Leib! —
Zuletzt in Hafur's salziger Bucht
Ha'n sie's noch 'mal zu Schiffe versucht,
Ha'n muthig gestritten, viel Herren und Knechte
Mit Schwertern gefragt nach dem alten Rechte.
Doch es blieb der Sieg seinem Schooskind treu;

Ueber Norweg schritt der Herrscher neu,
Saß hoch und fest auf dem ehrnen Throne,
Ob wolkigen Locken die güldne Krone,
Doch stets im Herzen das süße Leid
Um die stolze, schlachtenheischende Maid.

V.

Der Verein.

Die Schöne pflückt sich Blüthen
Am Meeresstrand,
Flicht sie zu Schattenhüten
Mit zarter Hand.
Da kommt auf grünen Wogen,
Vom Wind geschwellt
Die Segel, hergezogen
Harald, der Held.

An Hüttendaches Spitzen
Erscheint ein Greis,
Läßt keine Brände blitzen,
Doch Flaggen weiß.
Und Hirten fliehn in Heeren
Entlängs die Flur,
Doch diesmal nicht mit Speeren,
Mit Blumen nur.

Sie singen: „Sei willkommen,
Du Kronenhaupt!
Hast dir den Preis genommen,
Wo's blutig staubt,
Hast dir den Sieg errungen
Wo schäumt die Fluth;
Nun weile, liebumschlungen,
Da weilt sich's gut.“

Süß Reden statt des herben
Tönt Gyda's Mund:
„„Dir ist das Minnewerben,
Das rechte, kund.
Es sind die tapfern Waffen,
Es ist der Streit,
So Rittern Gunst verschaffen
Von zarter Maid.““

Tief neigt der stolze Freier
Sich ihrem Wort;
Da wünscht den Lockenschleier
Von ihm sie fort,
Und bringt die scharfe Scheere,
Und faßt sein Haar;
Doch spricht der Fürst der Heere
„„'s geht nicht, fürwahr!

„„Das muß ein Held entscheiden,
Und keine Maid,
Ob es, mein Haar zu schneiden,
Ist an der Zeit.
Mir allen Kummer wenden
Kannst du, mein Licht;
Doch mein Gelübd' beenden,
Das kannst du nicht.

„„'nen Thron thät ich erbauen
Um deine Huld;
Schafft dir mein Anblick Grauen,
Hab' nun Geduld.
Mußt frei'n mich hinter'm Schilde
Von diesem Haar.““
Treu bot dem finsterm Bilde
Die Hand sie dar.

VI.

Des Gelübdes Lösung.

Reginwald, du alter Held,
Sieh, vor deiner hohen Feste
Haben zwei sich hingestellt,
Zwei verwunderliche Gäste.
Ein' ist himmlisch zartes Weib,
Und ein Ritter ihr Geselle,
Doch der Locken wild Gefälle
Birgt sein Haupt und schier den Leib. —

„Auf, ihr Pforten allzumal!
Becher her vom reinsten Golde!
Heut' in meinen alten Saal
Führt der Harald seine Holde!"
Und der Wirth geht hocherfreut
Seinem Königsgast entgegen;
Hier ist dein, du edler Degen,
Was dein hoher Mund gebeut."

„„Held, du weißt wohl, jungen Frau'n
Ist man gerne zu Gefallen;
Meiner hier erweckt ein Grau'n
Der Gelübdeslocken Wallen.
Denkst du nun, daß meine Hand
That nach meines Mundes Eiden,
Gut, so wollst die Locken schneiden,
Drum ich Grimmhaar bin genannt.""

„Grimmhaar? Nein, da sprach man schlecht.
Schönhaar sollst du künftig heißen,
Das ist wohl des Haares Recht,
Drob so viel der Kronen gleißen.

König Schönhaar, neige dich,
Daß ich dir die siegbelaubte
Bürde löse von dem Haupte,
Dir gehorchend, ehrend mich."

Und wie Lock' auf Locke fällt,
Strahlt der König, wie aus Fluthen
Eine junge Frühlingswelt:
Sternenfunkeln, Rosengluthen.
Hulden blühn den Hulden zu,
Bis vor seiner Lieb' Erwarmen
Gyda ruft in seinen Armen:
„O mein Held, wie schön bist du!"

Reginwald, der Alte, lacht:
„Ja, die Frauen mögen's ahnen,
Daß die Schönheit in der Schlacht
Blüht und unter blut'gen Fahnen.
Männer, Weiber, schließt den Bund,
Und die Welt gedeiht zum Rechten:
Kühner Degen soll erfechten,
Was gesprochen holder Mund!"

Ludwig Achim von Arnim,

geboren zu Berlin am 26. Januar 1781, studierte in Göttingen namentlich Naturwissenschaften und lebte dann längere Zeit mit Brentano in Heidelberg. Die Schwester des letzteren, Elisabeth, ward Arnims Gattin; bekannt wurde sie später unter dem Namen Bettina durch mehrere Dichtungen, namentlich durch den Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde (Berlin 1835). Hierauf lebte Arnim theils in Berlin, theils auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, sich frei seinen dichterischen Bestrebungen hingebend; er starb am 21. Janaur 1831 in Wiepersdorf an einem Nervenschlage.

Nächst Tieck war Arnim unter den Dichtern der romantischen Schule, der er in seinem Wesen angehört, die reichste begabteste Erscheinung. Ihm war ein vaterländischer Sinn, Fülle und Tiefe der Phantasie, Frische des Humors eigen, aber nur zu oft fehlt es an der künstlerischen Beherrschung und Gestaltung des Stoffes, so daß wir in seinen Werken nicht ein harmonisch gegliedertes Ganze finden, sondern vor einer Fragmentenreihe stehen, die in ihrer Einzelnheit betrachtet freilich als Edelsteine vom reinsten Wasser erscheinen. Besonderes Verdienst erwarb sich Arnim durch die mit seinem Schwager Brentano unternommene Herausgabe der Volksliedersammlung: Des Knaben Wunderhorn,

eines Werkes, das, wie Goethe meint, „überall, wo frische Menschen wohnen," zu finden sein soll.

Werke. Theorie der elektrischen Erscheinungen. Halle 1799. — Einsiedlerzeitung. Heidelberg 1806. — Unter dem Titel: Trösteinsamkeit. Heidelberg 1808. — Der Wintergarten, Novellensammlung. Berlin 1809. — Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Ein Roman. 2 Bde. Berlin 1810. — Halle und Jerusalem. Studentenspiele und Pilgerabenteuer. Heidelberg 1811. — Die Kronenwächter. 1. Band. Bertholds erstes und zweites Leben. Ein Roman. Berlin 1817. — Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. 12 Bde. Berlin 1839—42.

Kalte Hände, warmes Herz.

Kalte Hände, warmes Herz,
Hab' ich wohl empfunden,
Nahe Thränen, fernen Schmerz
In den Abschiedsstunden;
In der Hände letztem Druck
Froren sie zusammen;
Doch das Herz war heiß genug,
Löste sie in Flammen.

Kalt, so fühl' ich deine Hand
Noch in meiner liegen,
Und des Herzens heißen Brand
An mein Herz sich schmiegen:
Kalte Hände, warmes Herz
Mußt du mir erhalten,
Keinem drück' die Hand zum Scherz,
Daß nicht Herzen kalten.

Des Verschmähten Klage.

Die freie Nacht ist aufgegangen,
Unsichtbar wird ein Mensch dem andern,
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenster wandern.
Der Wächter rufet seine Stunden,
Der Kranke jammert seine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche schimmern Kerzen.

Die Liebste ist mir heut gestorben,
Wo sie dem Feinde sich vermählet,
Ich habe Lieb' in Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet.
Wie herzhaft ist das Licht der Sterne,
Wie schmerzhaft ist das Licht der Fenster,
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umspinnen die Gespenster.

Im Hause ist ein wildes Klingen,
Die Menschen mir so still ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die schwarze Nacht hat mich befreit.
Mein Liebchen weckt ein schöner Morgen
Der mich dem ew'gen Jammer weiht.

Wie oft hab' ich hier froh gesessen,
Wenn alle Sterne im Erblassen!
Ach alle Welt hat mich vergessen,
Seit mich die Liebste hat verlassen.

Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz ist mir Beschwerde,
Die Nacht ist meiner Thränen Bronne.

Der Liebe Lust und Weh.

Seh' ich zu dir hinauf,
Siehst du zu mir herunter,
So geht das Herz mir auf
Und alle Sinne unter.

Ich bin ein schwarzer See
Am Fuß von grünen Hügeln
Zugleich in Lust und Weh
Magst du dich an mir spiegeln.

Kriegslied des Mais.

Wenn des Frühlings Wachen ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt,
Ach! dann möchte ich mitziehen,
Ach! da werd' ich bald verführt,
Handgeld, Druck und Kuß zu nehmen,
Und ich kann mich gar nicht schämen.

Wie die Waffen helle blinken,
Helle Knospen brechen auf,
Und die Federbüsche winken
Von Kastanien oben auf,
Blühen, duften, wehen, fallen,
Und ich muß so lockend schallen.

Wie gefährlich sind die Zeiten,
Wenn die Bäume schlagen aus!
Und ich warne euch bei Zeiten,
Eh' Salat auch schießet aus;
Kinder, ihr müßt ihn bestehen,
Die im Grünen sich ergehen.

Schwinge nur die bunten Fahnen,
Apfelblüth' in Morgenluft!
Ja, ich schwör' dir, und wir bahnen
Gleichen Weg in freier Brust:
Was im Frühling treu verbunden,
Wächst zusamm' für alle Stunden.

Der Blinde.

Der Blinde schleicht am Wanderstabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn' im Meer;
Er trägt an seiner Last so schwer,
Die Last ist seine einz'ge Habe.

Den Knaben trägt er heut' zu Grabe,
Der treu ihn durch die Welt geführt:
Ihn hat der Hungertod berührt,
Als er für ihn gefleht um Gabe.

Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brod, mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn und nur beweinen.

Er sucht geweihte Erd' zu finden,
Und scheut zu missen seine Last:
Wenn er die kalte Hand nicht faßt,
Was soll ihn noch der Welt verbinden?

Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt:
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er ihn hier allein soll finden.

Der Müde sinkt und an der Stelle
Fühlt er des Altars heil'gen Stein;
Er gräbt den ird'schen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle.

Des Himmels Frühling ist erschienen
Bei seines Lieblings ird'schem Grab:
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen.

Es wächst zum Blüthenkranz am Grabe,
Und der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt, —
Der Gott im Menschen war der Knabe.

Trost im Gebet.

Wann wird die Nacht mir enden
Wann werd' ich wieder wach?
Wann trägt auf goldnen Händen
Auch mich ein lichter Tag?
Es ist des Herren Wille
Auch dieser schwere Traum,
Er ruft mich in der Stille,
Er füllt den leeren Raum.

Nun ich auf meinen Knieen
Zu dir, o Herr, gefleht,
An meiner Thränen Glühen
Hat Hoffnung mich umweht.

Ich sehe Blitze leuchten
Durch diese schwüle Luft,
Die wen'gen Tropfen feuchten
Des Herzens dürre Gruft.

Es fühlt sich neu belebet
Bei diesem hellen Schein,
Ein Engel es umschwebet
Und führt mich zu dir ein;
Er führt auf schmaler Brücke
Mich über'n tiefen Schlund,
Er öffnet meine Blicke
Und schließet mir den Mund.

O, könnt' ich ewig beten
Zu dir, o Herr, im Geist,
Da würd' auch ich betreten
Das Land, das sich mir weist.
Doch ich werd' fortgetrieben,
Ich dien' für Menschenspott;
Dein Trostwort nur ist blieben:
Dien' treu, so dienst du Gott!

Lied vor einem Gefängnisse.

Wacht auf mit innern Sinnen,
Erhebt' die Augenlider,
Von denen Thränen rinnen,
Von Innen strahlt's hernieder.

In tiefer Kerkernacht
Unsichtbar Lauernden
Strahlt frei des Herren Macht
Unschuldig Trauernden.

In Geistesdämmerungen
Naht euch der Unerreichte,
Hat euer Herz durchdrungen,
Daß Geist vom Geiste leuchte;

In seiner Gnade Macht
Strahlt der Verachtete,
Er hat an's Licht gebracht
Schuldlos Umnachtete.

Ihr hebt die trüben Blicke
Hinauf zu dunkeln Fernen,
Sie bauen euch die Brücke
Aus ew'gen Himmelssternen.

Ein jeder Blick zum Herrn
Von still Erliegenden
Glänzt hell als ew'ger Stern
Am Thron des Siegenden.

Er braucht nicht Menschenhände,
Mit seinen Gnadenworten
Durchbricht er Kerkerwände
Und öffnet Himmelspforten.

Was euch geschieht auf Erden,
Ihr schuldlos Leidenden,
Wird reich vergütigt werden
Euch selig Scheidenden.

Hohes.

Hohe Lilie, hohe Lilie!
Keine ist so stolz wie du,
In der stillen milden Ruh;
Hohe Lilie, hohe Lilie,
Ach wie gern seh' ich dir zu!

Hohe Ceder, hohe Ceder!
Keine steht so einsam da,
Doch der Adler ist dir nah,
Hohe Ceder, hohe Ceder,
Der dein sich'res Nest ersah.

Hohe Wolken, hohe Wolken
Ziehen über beide stolz,
Blitzen in das stolze Holz.
Hohe Wolken, hohe Wolken,
Sinken in's entflammte Holz.

Hohe Flamme, hohe Flamme!
Tausend Lilien blühen drauf,
Tausend Cedern zehrst du auf,
Hohe Flamme, hohe Flamme,
Sag', wohin dein stolzer Lauf?

Der kranke Knabe.

Es sonnte sich ein kranker Knabe
Auf seiner armen Mutter Gruft,
Da fasset ihn der Ahndung Gabe,
Er wittert einer Blume Duft,
Die ferne schwebte in dem Meere,
Weit an dem Ende aller Welt,
In die aus hoher luft'ger Leere
Die Sonne wie ein Saame fällt.

Es glüht auf seiner blassen Wange
Nun eine Röthe wunderbar,
Es schwebt sein Ohr in tiefem Klange,
Es wird sein Auge ihm so klar,

Es glänzt auf seinem stillen Herzen
Ein Regenbogen wie ein Strauß,
Der hat verkündet seine Schmerzen
Hoch in des Himmels sel'gem Haus.

Dem Himmel hat er ihn verbunden,
Zeigt ihm das offne Himmelsthor,
Er schauet nun in Schmerzensstunden,
Was Lust ihm nie gezeigt zuvor;
Wie kann er nun die Welt verschmerzen,
Ihm ist verschwunden aller Graus,
Sein Herz, gebrochen einst in Schmerzen,
Sieht froh die Witterung voraus.

Er sieht voraus die Liebestage,
Wo Hand in Hand sich gern ergeht,
Manch Mädchen zeigt die Hand zur Frage,
Weil er die Linien jetzt versteht;
Des Knaben Ruf ist weit erschollen,
Denn Jeder frägt nach Witterung,
Die Alten, weil sie ernten wollen,
Und, weil sie lieben, die noch jung.

Jetzt hat der Schlaf ihn fest umfangen,
Da nimmt die Mutter seine Hand,
Da sieht er all, was ihm vergangen,
Und keine Zukunft er drin fand:
O Liebe, wo du gegenwärtig,
Da ist das eigne Leben aus,
Die Seele ist dann reisefertig,
Du trägst sie in ein andres Haus.

„O Mutter Erde, laß dich grüßen,
Du trugst mich treu in stiller Qual,
Laß deine kühlen Lippen küssen,
Hast andre Kinder ohne Zahl.

Doch ich gehör' dem Vaterlande,
Dem Vater in dem Himmelreich
Es lösen sich die alten Bande,
Zum letzten Mal die Hand mir reich'."

Er kann sich selber nicht begreifen,
Es wird ihm wohl, so auf einmal,
Da sieht er dann die Engel schweifen
Auf seines Thränenbogens Strahl,
Wie sie die bunten Flügel schlagen,
Daß jede Farbe klingt im Glanz,
Er fühlt von ihnen sich getragen,
Den Fuß bewegt in ihrem Tanz.

Was ihm das Herz sonst abgestoßen,
Das singt er jetzt mit kaltem Blut,
Sein Blut hat sich in Lieb' ergossen,
Und keine Furcht beschränkt den Muth.
Wo sich das Auge sonst geschlossen,
Da hebt es nun den Blick von hier.
Er ruft: „Der Himmel ist erschlossen,
Ich fürchte mich nicht mehr vor mir."

Da ruft er wonnig allen Lieben:
„Es kommt ein Tag, wie's keinen gab,
Die Ernte dürft ihr nicht verschieben,
Die Liebe greift zum Wanderstab."
Er ruft: „Brich an, du Tag der Sage,
Der ew'ges Wetter mir verspricht." —
Sein Herz schläft ein — am jüngsten Tage
Erwacht es rein zum Weltgericht.

Ermunterung.

Thue doch die Augen auf,
Liebe Seele, aus dem Ueberdrusse,
Sieh den Fluß in schnellem Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse!
Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet über'm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

Weinet auch die Rebe heut',
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Laß der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte Anfangs zagen.
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen,
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen,
Wie's ihr geht, so ging's ja aller Welt,
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt.

Gebet.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Clemens Brentano.

Clemens Brentano wurde am 9. September 1777 zu Frankfurt am Main geboren. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, wandte er sich der Wissenschaft zu und studierte in Jena, wo er sich namentlich an Ritter und an Savigny, der später sein Schwager wurde, anschloß. Er setzte seine Studien in Frankfurt, Heidelberg, Wien und Berlin fort und vermählte sich 1805 mit der Dichterin Sophie Mereau, die aber schon im folgenden Jahre starb. Eine Zeit lang lebte er hierauf, nicht ohne rege Theilnahme an den Freiheitskämpfen, in Wien, ging dann in das Kloster Dülmen, 1822 nach Rom, wo er der Propaganda seine Kräfte widmete und starb nach wechselndem Aufenthalte in Regensburg, München und Frankfurt, am 28. Juni 1842 zu Aschaffenburg im Hause seines Bruders.

Brentano besaß eine schöpferische Phantasie und innige Empfindung, aber diese herrlichen Gaben waren nicht gebildet und gestaltet; es mangelt überall an Klarheit der Anschauung und des Ausdrucks; überall zerbricht Uebermuth und Willkühr die künstlerische Form. Auch ist der Kreis seines Dichtens begrenzter als der seines Schwagers Arnim, dessen ächtdeutsche Innerlichkeit er nicht besitzt. Besondern Dank hat sich Brentano durch die mit Arnim grmeinschaftlich unternommene Herausgabe

der Lieder des Knaben Wunderhorn erworben, während sich von seinen eignen Dichtungen namentlich die „Geschichte vom braven Kaspar und dem schönen Annerl" (Berlin 2. Ausg. 1851) in dauernder und verdienter Geltung erhalten hat.

Werke. Satyren und poetische Spiele. Leipzig 1800. — Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. Frankfurt 1801. — Die lustigen Musikanten, Singspiel. Frankfurt 1803. — Ponce de Leon, Lustspiel. Göttingen 1804. — Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin 1811 (kam nicht in den Buchhandel). — Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1815. — Victoria und ihre Geschwister, mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berl. 1817. — Schneeglöckchen. Hamburg 1819. (Soll von Br. selbst aufgekauft worden sein. Die Märchen des Cl. Brentano. Herausg. von G. Görres. Stuttgart und Tübingen 1846. — Cl. Brentano's sämmtliche Werke. 7. Bände. Frankfurt 1851—52.

Nach Sevilla. (Lied aus: „Ponce de Leon".)

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin.

In Sevilla, in Sevilla,
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf.

Der Spinnerin Nachtlied.

(Die Mutter sang rc.)

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein;
Mein Herz ist klar und rein;
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Der Fischer. (Aus „Godwi." S. 216—220.)

Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Liebchen war gestorben,
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken,
Und bis zum Mondenschein
Harrt er sein Lieb' zu fahren
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kömmt sie hergegangen
Und steiget in den Kahn,
Sie schwanket in den Knieen,
Hat nur ein Hemdlein an.

Sie schwimmen auf den Wellen
Hinab in tiefer Ruh',
Da zittert sie und wanket,
O Liebchen, frierest du?

Dein Hemdlein spielt im Winde,
Das Schifflein treibt so schnell;
Hüll' dich in meinen Mantel,
Die Nacht ist kühl und hell.

Sie strecket nach den Bergen
Die weißen Arme aus,
Und freut sich, wie der Vollmond
Aus Wolken sieht heraus.

Und grüßt die alten Thürme
Und will den hellen Schein
Mit ihren zarten Armen
Erfassen in dem Rhein.

O setze dich doch nieder
Herzallerliebste mein!
Das Wasser treibt so schnelle,
O fall nicht in den Rhein.

Und große Städte fliegen
An ihrem Kahn vorbei,
Und in den Städten klingen
Der Glocken mancherlei.

Da kniet das Mädchen nieder
Und faltet seine Händ',
Und seine hellen Augen
Es zu dem Himmel wend't.

Lieb' Mädchen, bete stille,
Schwank' nicht so hin und her,
Der Kahn, er möchte sinken,
Das Wasser treibt so sehr.

In einem Nonnenkloster,
Da singen Stimmen fein,
Und in dem Kirchenfenster
Sieht man den Kerzenschein.

Da singt das Mädchen helle
Die Metten in dem Kahn
Und sieht dabei mit Thränen
Den Fischerknaben an.

Der Knabe singt mit Thränen
Die Metten in dem Kahn
Und sieht dabei sein Mädchen
Mit stummen Blicken an

So roth und immer röther
Wird nun die tiefe Fluth,
Und weiß und immer weißer
Das Mädchen werden thut.

Der Mond ist schon zerronnen,
Kein Sternlein mehr zu sehn,
Und auch dem lieben Mädchen
Die Augen schon vergehn.

Lieb' Mädchen, guten Morgen!
Lieb' Mädchen, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen;
Da schon die Sonn' erwacht?

Die Thürme blinken helle,
Und froh der grüne Wald
Von tausend bunten Stimmen
In lautem Sang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör',
Er sieht zu ihr hinüber
Und findet sie nicht mehr.

Und legt sich in den Nachen
Und schlummert weinend ein,
Und treibet weiter, weiter,
Bis in die See hinein.

Die Meereswellen brausen
Und schleudern ab und auf
Den kleinen Fischernachen;
Der Knabe wacht nicht auf.

Doch fahren große Schiffe
In stiller Nacht einher,
So sehen sie die Beiden
Im Kahne auf dem Meer.

Violettens Lied. (Aus „Godwi“. S. 392.)

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt. —
Und mußte sie begnaden;
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lorelei!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?“ —

„„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil Jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen —
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!““

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir recht bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei“.

„„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr, —
Den Tod sollt ihr mir geben,
Drum kam ich zu euch her. —

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und milde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.""

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie in's Kloster hin,
Geh' Lore! — Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reich."

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

„„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein"".

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „„Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein. —

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!""
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten All' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lore-Lei
Lore-Lei
Lore-Lei,
Als wären es meiner drei.

Soldatenlied. (Aus „Viktoria.")

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen,
Guten Morgen, gute Nacht,
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirthsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl ist der Mond,
Der in der Sternschanz' wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach, sei getröst.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat Recht,
Und wer entflieht, ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer;
Doch ist's ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz.

Die lustigen Musikanten. (Aus „Godwi". S. 329—336.)

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen zieh'n,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset ꝛc.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug,
Wir wissen Alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset ꝛc.

Schlug zwölfmal schon des Thurmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster 'raus.
Es brauset und sauset ꝛc.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset ꝛc.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset ꝛc.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Tochter:

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Mutter:

Ist's Nachts? Ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward vom vielen Weinen blind.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die beiden Brüder:

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein.
Es brauset und sauset ꝛc.

Der Knabe:

Ich habe früh' das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen. —
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm'!

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin,
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Gottesmauer. (Aus: „Schneeglöckchen".)

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoos ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"

Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat den Bräutigam zu schauen
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
„„Mutter"", spricht der Weltgesinnte,
„„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen;
Was Er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.

Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!““
Aber sieh! das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran,
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach Innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!““
Spricht der Enkel und ward fromm.

Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Adalbert von Chamisso.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
Sind frei, so wie Gedanken:
Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
Wir öffnen euch die Schranken;
Verhalle, was nur leerer Schall,
Und wecke spätern Wiederhall,
Wem es ein Gott gegeben.

Du aber komm, seltsamer Gast,
Du sitzest bei uns nieder,
Und übst die Gabe, die du hast,
Du Wiederhall der Lieder;
Die Palme, die des Sieges Pfand,
Wir legen sie in deine Hand,
Dem Würd'gen sie zu reichen.

A. v. Chamisso.

Adalbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt wurde auf dem Stammschlosse seiner Familie Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1782 geboren; sein Geschlecht war mit den Königen von Frankreich, Spanien und Neapel verwandt. Als 1790 der französische Adel in Folge der Revolution auswanderte, flüchtete sich auch die Familie Chamisso nach den Niederlanden und von da nach Deutschland ihr Schloß wurde zerstört und der Erde gleichgemacht. 1796 wurde der junge Chamisso Leibpage der Königin von Preußen, 1798 Fähndrich und 1801 Lieutenant in einem

Infanterieregimente. Unermüdet, selbst während des Wachdienstes, studierte er Sprache und Literatur, und blieb, als seine Aeltern nach Frankreich zurückkehrten, in Deutschland, das seine zweite Heimath geworden war. In Berlin trat er in innigen Verkehr mit Hitzig, Varnhagen, Fouqué, Raumer, Neander, Schleiermacher und gab von 1804—1806 in Verbindung mit Varnhagen den Musenalmanach heraus. Das gab ihm Anlaß, früher in seiner Bildung Versäumtes nachzuholen, und mit anhaltendem Eifer betrieb er das Studium der griechischen Sprache, in der er bald die besten Schriftsteller zu lesen vermochte. Im Winter von 1805 auf 1806 war er mit seiner Kompagnie auf dem Marsche im Harz, und vom April 1806 stand er bei der Besatzung von Hameln, bis am 21. November die Stadt den Franzosen übergeben wurde. Dieses Jahr gab ihm einen Stoß, den er in seinem ganzen Leben nicht überwand, indem ihm eine haltlose Unschlüssigkeit eigen ward, welche seine Thatkraft brach. Nachdem er schon 1807 auf kurze Zeit nach der Heimath gereist war, ging er 1810 nach Napoleonville, um am dortigen Lyceum eine Professur anzutreten; doch war im Widerspruch mit dem an ihn ergangenen Dekrete keine Stelle offen, so daß er den Winter unthätig daselbst verweilte und im Frühjahr 1811 mit Frau v. Staël nach ihrem Landsitze Coppet in die Schweiz reiste. Im Herbste 1812 kehrte er, ein 32jähriger Student der Medicin, nach Berlin zurück, schrieb zu seiner Zerstreuung das berühmt gewordene Mährchen vom Peter Schlemihl, dessen Erklärung so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Indessen hat Hitzig neuerdings das Räthsel mit Chamisso's eignen Worten gelöst und dargethan, daß unter dem Schatten eben nur der Schatten oder allegorisch das Nichtige, Wesenlose zu verstehen ist. In den Tagen der Erhebung Deutschlands befand er sich in trauriger Lage,

da er weder gegen die Söhne des eigentlichen Heimathlandes, noch gegen die ihm theuer gewordenen Deutschen kämpfen mochte: wehmüthig rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keines!" Von 1815—1818 nahm er Theil an der Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt, welche der Russ. Reichskanzler Graf v. Romanzow veranstaltete, und wurde bald nach seiner Rückkehr Doktor der Philosophie, sowie Vorsteher der botanischen Sammlungen und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. In den letzten Jahren seines Lebens kränklich und hypochondrisch starb er zu Berlin am 21. August 1838.

Bekannter als durch seine naturwissenschaftlichen Schriften und durch seine Reisebeschreibung ist Chamisso durch den schon genannten Peter Schlemihl und durch seine lyrischen Gedichte geworden. Er bietet uns die seltene Erscheinung dar, daß ein Franzose in Deutschland so mit Herz und Sinn einbürgerte, daß er eine ehrenvolle Stellung unter deutschen Dichtern erwarb. Indeß ist der dadurch in ihn hineingetretene Widerspruch nicht völlig gelöst worden, und es weht durch die meisten seiner Dichtungen ein kalter herber Hauch, es klingt durch dieselben die Dissonanz eines höhnenden Humors, der nicht wohlthut, sondern verletzt. Doch finden sich neben vielen trüben, schwermuthsvollen, ja selbst schauerlichen Dichtungen auch genug frischere und lieblichere, die ihm einen Platz unter den ersten deutschen Lyrikern sichern. —

Werke. Musenalmanach. Berlin 1804—1806. — Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nürnberg 1814 rc. — Chamisso's sämmtliche Werke. 6 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1842. — Béranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Chamisso und Gaudy. Leipzig 1838. 8. Aufl. Das. 1845.

Der Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
Mir ist, wie den Vögeln, zu Muth.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht,
Und mir mein Liedlein gesungen,
Und Alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem düsterm Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Adelbert v. Chamisso 1782–1838

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;

Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde, sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Frauen=Liebe und Leben.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht= und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein,
Seit ich ihn gesehen
Glaub' ich blind zu sein.

Er, der herrlichste von Allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Muth.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demuth ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich, niedre Magd, nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von Allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausend Mal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann,
Sollte mir das Herz auch brechen;
Brich, o Herz, was liegt daran!

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich verloren
Im öden unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann.
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt' ich nur mit Worten,
Wie ich's sagen soll.
Komm und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will in's Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab' ob manchem Zeichen
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt,
Hat mich unterwiesen,
Wie nach allem Schein
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Thränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann?
Bleib' an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;

Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildniß
Mir entgegen lacht.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, und die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schauest mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du, mein süßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch.

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin wie du gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward wie du auch Braut
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück!

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt,
War mein Herz gebrochen;
Blieb mir fest der Muth,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Gluth.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch.
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Muth;
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

Lebensbilder und Bilder.

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich,
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen, kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann in's Leben,
Er bricht' sich seine Bahn;
Mit Lieb und Haß gerüstet
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das Andre findet sich.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntre Kind.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Nun überthauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten, —
Dich lieben, so wie du mich liebest? Nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich:
Die sich in Demuth liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach Außen ist des Mannes Trachten,
Und bildend in die Zukunft strebt die That;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich sein.

Die Waise. (Lithauisch.)

Sie haben mich geheißen
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

Ich bin hinaus gegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab'. —
„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Thränen sind?"
Ich bin's, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war?

„Geh' hin, o liebe Tochter
Und finde dich darein,
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort,
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort."

Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig, Nichts gewaltsam!
Unabläßig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüthen prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln;
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Höhnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff' ihn aller Orten Schmach!“

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.

Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor Allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heißt Vernichtung,
Treibst als Wrack du doch hinab.

Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„Wer hat ihn herein gelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren fest zu halten,
Laßt verstummen den Gesang!“

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme,
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit.

Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duft'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weiß doch Jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
„Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht;
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weißt du nicht!"

Die Müllerin.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Sturm, der sauset darin;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin:

Laß sausen den Sturm und brausen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre —
Da war ich ein thörichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht belogen,
Der Wind, der blieb mir treu;
Und bin ich verarmt und betrogen —
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo ist, der sie geschworen?
Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
Er hat sich auf's Wandern verloren —
Es findet der Wind ihn nicht auf.

Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin:
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben,
Gott schenk' ihm die ewige Ruh!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber,
Der Knecht, der stand an der Thür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht,
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte......
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
Ich wollte, ich hätte den Muth.

Ich wollte...... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin.

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er dann: „wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Guts, es thut nichts Schlechts. —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich, wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu Nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „es hilft am Ende doch" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sich's für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Stoßet an, sie sollen leben: —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe,
Und das zweite stimmt uns lyrisch;
Wenn ich gegen drei Nichts habe,
Machen viele doch uns thierisch;
Trinket mehr nicht, als genung!
Und mein Lied will ich euch singen:
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Laßt die vollen Gläser klingen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht den Trunkenbold in schrägen
Linien durch die Gassen wanken;
Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
Hört sie keifen, hört sie zanken;
Das verdient Beherzigung.
Laßt uns an der Tugend haften:
Mäßigkeit und Mäßigung!

Pereant die Lasterhaften;
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas.

Was hast, Schlingel, du zu lachen?
Will das Lachen dir vertreiben;
Dich moralisch auch zu machen,
Dir die Ohren tüchtig reiben,
Pack' dich fort bei guter Zeit!
Doch ich will mich nicht erboßen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Eingeschenkt und angestoßen! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas.

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;
Medium qui tenuere
Nominati sunt beati *);
C'est le juste Milieu zur Zeit!
Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Frisch das Glas nur ausgestochen!
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

---

*) „Maaß, wie sie uns gelehrt haben (glauben wir), sei in den Dingen. Wer die Mitte hielt, ist ein Glücklicher genannt worden.“ So die wörtliche Uebersetzung. **Est modus in rebus** ist der Anfang eines Hexameters bei Horatius (**Sat. I. 1. 106.**), **medium tenuere beati** das Ende eines solchen.

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her! —
Immer nüchtern, — das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Heute muß die Tugend siegen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

Der rechte Barbier.

„Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.
Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
Soll Mancher noch erzittern.“ —

„Holla! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbiere hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen!
Waldaus, waldein, — verfluchtes Land! —
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

„Tritt her, Bartputzer! aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich sehr ist meine Haut:
Ich biete hundert Batzen;

Nur machst du nicht die Sache gut
Und fließt ein einzigs Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch in's Herze."

Das spitze kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemel sitzen,
Den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen kurzen Wamms, woran
Noch schwärzre Trodbeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast:
Er will die Messer wetzen, —
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen,
Er zittert, wie das Espenlaub;
Er macht sich plötzlich aus dem Staub
Und sendet den Gesellen.

„Einhundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch merk' es dir: dich stech' ich todt,
So du die Haut mir ritzest." —
Und der Gesell! „den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch." —
Er läuft und schickt den Jungen.

„Bist du der rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben!
Hier ist das Geld, — hier ist der Dolch·
Das Beides ist zu haben;
Und schneidest, — ritzest du mich blos,
So geb ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der Erste."

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang und ruft verwegen:
„Nur still gesessen! nicht gemuckst!"
Gott geb' euch seinen Segen!"
Er seift ihn ein, ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt. —
„Gottlob! nun seid ihr fertig!" —

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein andrer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Zittern dir nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich doch dich nieder!" —

„Ei! guter Herr, so stand es nicht;
Ich hielt euch an der Kehle:
Verzucktet ihr nur das Gesicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit,
Entschlossen war ich und bereit
Die Kehl' euch abzuschneiden.

„So, so! Ein ganz verwünschter Spaß!" —
Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich.
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht;
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will mir's aber merken."

Salas y Gomez.

I.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,

Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoos.

So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschaalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte;
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Hauptthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.

Das Haupt getragen von des Felses Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorbnem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

Die Hülle giebst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

II.

Die erste Schiefertafel.

Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gefühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Breterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dieß mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

III.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du straffst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich,
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut?
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
 Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
 Dort unter'm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend war das Boot
 Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
 Es wußt' gefühllos Nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
 Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
 Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
 Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
 Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
 Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
 Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
 Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
 Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
 Und endlich es vermocht mich aufzuraffen,
 Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

IV.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
 Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
 Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
 Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten
 Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja Alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen,
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Leopold Schefer

wurde geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wo sein Vater als Arzt wirkte. Bis zu dem Tode desselben wurde er im älterlichen Hause unterrichtet; später besuchte er das Gymnasium zu Bautzen, vollendete jedoch den Lehrkursus nicht, sondern kehrte früher in die Heimath zurück, um sich mit Mathematik, Philosophie und namentlich mit griechischer und orientalischer Dichtung zu beschäftigen. Dem Fürsten Pückler-Muskau näher bekannt geworden, bekleidete er einige Jahre lang die Stelle eines Generalbevollmächtigten, verließ aber bald Muskau wieder, um fremde Länder kennen zu lernen. Er reiste durch England und Deutschland, blieb längere Zeit in Wien, ging dann nach Italien, Sicilien, Griechenland, nach der Türkei und bis nach Kleinasien. Nach seiner Rückkehr (1820) ließ er sich in Muskau nieder, wo er seitdem seinen dichterischen Studien lebt.

L. Schefer ist als Schriftsteller besonders durch seine Novellen und durch sein Laienbrevier bekannt geworden. Auf dem novellistischen Gebiete hat er eine außerordentliche Produktivität entwickelt, und seine erzählenden Dichtungen haben sich lange Zeit der Gunst des Publikums erfreut. Wie überhaupt L. Schefer's bedeutendes poetisches Talent, die Innigkeit und Sinnigkeit seiner Natur, der Gedankenreichthum und die Darstellungsfähigkeit des Dichters anerkannt werden muß, so darf auch das Verdienstliche der Schefer'schen Novellen, namentlich in glänzenden Einzelnheiten, nicht übersehen werden. Dennoch war es nicht blos die moderne,

sich mit Vorliebe dem französischen Romane zuwendende Geschmacksrichtung, welche Schefer's Erzählungen von den Lesetischen verdrängte, sondern zum guten Theile lag die Schuld an den Novellen selbst, indem es ihrem Inhalte und ihrer Form an eigentlicher poetisch-künstlerischer Durchbildung fehlt. Dazu kommt die pantheistische Richtung des Dichters und seine Weltanschauung, welche den Erzählungen den Boden, dessen sie bedürfen, dadurch entzieht, daß sie den Causalnexus in sittlichen Dingen, den Zusammenhang von Schuld und Strafe zu lockern sucht. Unter den lyrischen Werken Schefer's hat das „Laienbrevier", in welchem das System des Pantheismus niedergelegt scheint, sich dauernde Geltung zu verschaffen gewußt; doch wird auch der dieser Richtung Abholde genug dichterisch schöne Einzelheiten in dem vielgelesenen Buche finden; die Form ist hie und da spröde und hart. Wenig Beachtung fanden einzelne dramatische Versuche des Dichters.

Werke. Gedichte mit Compositionen. Berlin 1811. — Kleine lyrische Werke Frankfurt 1828. — Gedichte. 3. Aufl. Berlin 1847. — Laienbrevier. Berlin. 9. Aufl. 1852. — Der Weltpriester. Nürnberg 1846. — Novellen. 5 Bde. Leipzig 1825—29. — Neue Novellen. 4 Bde. Leipzig 1831—35. — Lavabecher. 2 Bde. Stuttgart 1833. — Kleine Romane. 5 Bde. Bunzlau 1837—39. — Göttliche Komödie in Rom. Leipzig 1846. — Graf Promnitz. Leipzig 1846. — Genevion von Toulouse. Leipzig 1846. — Die Sibylle von Mantua. Hamburg 1853.

Trost der Nähe

Im grünen Thal, da steht ein Haus,
In tausend Rosen verborgen,
Das grüß' ich, zieh' ich zum Wald hinaus,
Von fern an jedem Morgen.

Dort leg' ich am Quell mich still in's Gebüsch,
Da flattern und bauen die Finken,
Da kommen die Rehe munter und frisch,
Die sehen mich an und trinken.

Die Mutter des Rehs, die zwingt nicht ihr Reh,
Den häßlichen Wolf zu freien!
Die Drosseln thun dem Kinde nicht weh,
Mit dem Liebsten sich zu entzweien.

Im grünen Thal, da steht ihr Haus,
In tausend Rosen verborgen,
Das leuchtet mir, zieh' ich von Wald heraus —
Sie steht in der Thür, voll Sorgen.

Sie grüßt mich nicht, sie dankt mir nicht,
Sie fühlt in der Brust was ich leide!
Wir sehn uns stumm in das blasse Gesicht,
Dann weicht sie zurück — und ich scheide.

Der große strahlende Abendstern
Glänzt über ihr Nachts in der Kühle,
Er blickt auch zu mir, wie schau' ich ihn gern
Vom naßgeweinten Pfühle!

Wohl harrt auch ihr Kind mein, lauschend im Thor,
Die Händchen voller Rosen;
Da bleib' ich stehn, da läuft es hervor,
Da kann ich ihr Töchterchen kosen!

Das ist der Mutter Auge und Gruß,
Ihr Umschlingen, fest, wie der Winde;
Das ist der Mutter Lippe und Kuß!
Ihr Herz zu mir — in dem Kinde.

Weit offen steht mir das Land und die See —
Was ist, wo ich sie nicht sähe?
Sind Zwei getrennt und leiden sie Weh,
Da sei es, zum Trost, in der Nähe!

Aus dem Laienbrevier.

1. Januar.

Nur, wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,
Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

---

22. Januar.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau erst zu jenem blauen Himmel auf,
Und sprich: „Das will ich thun! O schau es du,

Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
In dem du aufschauend selig dich erblickst;
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder ahnst: es wohn' in dir,
Herabgesenkt, des Himmels stiller Geist:

---

2. März.

Stets mäßig! — nur ein gleich getragner Strom
Von Himmelsglück soll durch den Busen fließen.
Verdämme kein Gefühl; laß ihm den Lauf,
Beleg' es nicht mit Eis, sonst bringt es Eisgang.
Laß nie dich unterdrücken! Unterdrückte
Erst sammeln tausendfache Kraft und sprengen
Dann maßlos ihre Feinde in die Luft;
Das willst du nicht. — Sei immer mild und freundlich —
Daß Liebe nicht Vorliebe werd', unbillig
Und ungerecht dann Andern, die dir früher
Lieb waren oder später lieb sein werden.
Geh immer deinen Weg, der Sonne ähnlich,
Mit gleichviel Licht und Wärme: will die Erde . . .
Will nur ein Mensch sich zeitlang fern und schief
Auf seiner Bahn verstellen gegen dich —
Bleib dir nur treu, laß ihn an dir sich finden.
Stets hoffe gleich; hast du zuviel gezürnt,
Dann liebst du wiederum zu viel, zu schwach;

Hast du zu viel gesündigt, betest du
Zuviel. Erkenn' an ihrer Uebertreibung
Im Guten wie im Bösen doch die Welt
Maßloser, deren laute Sonntagsfreude
Den stillen Schmerz der Wochentag' entdeckt,
Der jeder Tag erst Ohren giebt zu hören,
Der jeder Tag den Staar im Auge sticht;
Und die nur jauchzet über alte Taubheit
Und Blindheit, doch nicht über Aug' und Ohr!

---

1. Mai.

Daß Alles Eine Zeit sei, Jahre Nichts,
O sag' es nicht! Du wirst es schmerzlich fühlen:
Es gab auch Vorwelt, Vorjahrhunderte,
Vorjahre, die mit diamantner Wand
Dich trennen, feindlich nicht, doch rührend oft
Von Menschen, — die dir Freund geworden wären,
Doch neben dir in braunen Haaren, schon
Mit grauen Haaren blind am Stabe wandeln:
Von Bäumen — die nach ihrem Leben, schon
Bei deinem Leben eingehn. Aber auch
Von Kindern, schönen Kindern, welche hold
Verwirrt mit ihrem schwarzen Aug' dich ansehn,
Und deine Wehmuth lächelnd nicht begreifen
Und dennoch seufzen. Denn sie ahnen heimlich
Den Bann der Sonne, welcher Jeden einschließt
In die ihm vorgeschriebnen festen Tage:
Den schönen Menschen und die schönen Blumen,
Den Blüthenstrauch, die Lämmer auf den Wiesen,
Das stille Wölkchen, das da droben eilt,
Den Grashalm selbst, und Alles was da lebt,
Was da gelebt hat und was leben wird.

— Nur Einen Trost weiß ich in diesem Kummer,
Der, als nur Thorheit, leichten Sinn nicht kümmert:
Daß wir das eben Dagewesene
Noch schaun im Abblühn, und das Kommende
Doch schaun im Aufblühn, kraftvoll selbst dazwischen
Gestellt! und Jedem eine Hand noch reichend!
Und — daß das mit uns Gleich=Bestandene
Ein Bild der Vorwelt ist, ein Bild der Nachwelt,
Ihr gleich in Allem an Gestalt und Wesen,
Voll eigner Schönheit, und genug bewegend
Zu Freud' und Leid, durch Finden und Verlust!

---

3. September.

Verstehst du nicht des Lebens Kleinigkeiten,
Und reihst sie mit Vernunft an eine Kette,
Die leicht, wie in der Luft, sich selber trägt,
Wie eine Bienen=Kette, wenn sie schwärmen,
So wie ein Kranichzug auf Morgenwolken,
Wie auf dem Meer ein voller Blumenkranz —
Wie willst du, gleich dem alten blinden Manne,
Dir ungeordnet nur ein Bündel Holz,
Geschweige all die tausend kleinen Aeste
Heim aus dem großen Wald des Lebens tragen!
Du mußt so leicht an dir die Dinge fühlen:
Leicht wie die Fichte ihre tausend Nadeln,
Leicht wie die Eiche ihre schweren Aeste.
Leicht wie der Mensch die eignen Arme trägt,
Leicht wie der Rosenstrauch sein Volk von Rosen —
Sie müssen dir aus deinem Sinne wachsen!
Dann trägt sie die Natur, wie ihre Sterne,
Und sie erfreu'n dich dann, wie deine Sterne

---

24. November.

Die schlafenden Geliebten anzusehen,
Wie gnügereich! doch auch wie niederschlagend!
Am Tage sind sie dein: sie wissen es
Nicht anders, anders wollen sie es nicht;
Da blüht ihr Herz, wie Blumenkelche blühen
— Am Tage — und zu Nacht in Nacht sich schließen,
Wie weggezaubert aus dem lichten Reich
Des Lebens und der Liebe! Nun die Schläfer
Betrachtend siehst du wohl, und siehst betreten:
Sie sind nicht ganz dein! Sie gehören halb
Der heiligen Natur, gehören noch
Ihr ganz, die dir nur ihren Sinn geweiht,
Und sie im Traum zu sich nach Haus genommen,
In ihr von Menschen nie betretnes Reich,
Wohin nicht Haß, nicht Erdenglück und Leid,
Selbst Liebe ihnen nie hinfolgen kann!
Wo sie allein sind in der Mutter Arm,
Wie kleine Kinder eine Nacht zum Trost
Wohl einmal „zur Großmutter" schlafen gehn!
Im Schlafe liebt der Liebende nicht mehr,
Der Schönste ist im Schlafe nicht mehr schön,
Der Häßlichste ist nicht im Schlaf mehr häßlich!
Sie sind die hohle Maske nur des Menschen,
Zum Zeichen, daß die Seel' es ist, die schön macht,
Die Reiz gewährt und Liebe sich erwirbt
Durch immer neues, helldurchglühend Flammen
Und Leuchten, wie der goldnen Kohle Gluth.
Das Kind sieht mit der einen gleichen Miene
So kühl, so alt aus — wie der volle Mond —
Und doch, wie wird es dich am Morgen lieben,
Wie ihm die Wange jetzt nur rosig glüht.
Du selber wirst nun in den Schlaf versinken,

Ihm hin sein, ihm kein Halt, kein Schutz! wie lieblos
In fernes Land auf immer fortgezogen —
Doch mit der Sonne kommt die Liebe wieder,
So wie den Blumen Duft und Herz und Augen!
— Dich aber hat der Anblick nicht gebeugt,
Er hat dich aufgerichtet, groß gemacht;
Denn was des Gottes ist — das nennst du dein,
Mit Recht, weil du des Gottes bist und ihrer!

---

30. December.

Nur weise leben, das ist weise sein.
Doch leben mußt du, mußt dich in die Reihen
Der Menschen mit der vollen Seele mischen,
Die Schlacht des Lebens tapfer mitgewinnen!
Von eitler Warte nur hinunterschauend
Erführst du Wunden, Kampf und Schmerz und Feind,
Doch Freund und Hülfe, Freud' und Segen nicht!
Sieh, Weisheit ist genug in diesem All!
Rings unter diesem Schleier der Natur
Glüht unerschöpfte Liebe, strotzet Kraft,
Webt Künstlergeist an Allen und an dir.
Der Wind kann Dinge, die du nicht begreifst,
Und Wahrheit, Freiheit ist der Dinge Born;
Und glaube fest! auch Licht ist innerlich
Im All genug! Die Sonn' ist keine Lampe,
In eine Gruft für Todte hingehangen,
Nein, zu dem Werke derer, die da leben.
Und was ist leben? — Mit den Himmelskräften
Und mit der Erde Kraft so lang sie leiben,
— Im Menschenleibe schön gefaßt erscheinen; —
Licht, Wahrheit, Freiheit, Recht und reine Freude
Auf Erden schaffen und auf Erden haben.
Der Mensch hat keinen Zweck als eben Mensch sein,
Die Kraft um ihn ist alles Andre schon!

Und war es lang! Nun, wäre der ein Gott,
Der durch den Himmel langaus hin sich streckte,
Und stets nur spräche: „Ich, ich habe Alles,
Drum bin ich Alles; habe Händ' und Füße
Und Herz und Geist und Kraft, wie Keiner mehr;
Doch weil ich Hände habe — thu' ich Nichts,
Und weil ich Füße habe — geh' ich nicht,
Und weil ein Herz ich habe — fühl' ich nicht,
Und weil ich einen Geist hab' — denk' ich nicht,
Ich bin ein Gott!" — Und aus der Tiefe riefen
Mit Recht die Geister ihm: „Du bist ein Thor!"
Laß dir nicht rufen, Mensch: „Du bist ein Thor!"

Nicht schlechter sei als dieser Blumen eine,
Die Sonnenschein und Frühling wohl empfindet;
Nicht schlechter sei als selbst der Steine einer,
Der stumm die Witterung der Erd' empfindet;
Und friert und schwitzt und endlich doch sich löst.
Empfinde du die Witterung der Erde!
Vermehre du das Leben in dem All
Durch eignes Schicksal, eigne Freud' und Leiden
Und eignen Tod. — Ein Mensch mehr in der Welt
Ist eine neue Welt mehr, ist es werth
Für immer, daß ein Gott war, daß er schuf,
Die Erde schuf, den Himmel voller Sterne —
Es betete ein Geist in diesem Tempel;
Und wenn auch Gott verschwände, wenn der Tempel
In Trümmer fiele — stand er nicht umsonst.
— Nun aber beten Geisterschaaren drin,
Nein, ganze Züge ganzer Geisterschaaren:
Und du, o Mensch, du bist der Geister einer,
So gut wie sie, an Abkunft und an Zukunft,
An Werth und Würde — sei nur auch so gut,
Dann bist du allen gleich an Thun und Leben!

Friedrich Hartmann Mayer,

geboren den 22. März 1786 zu Neckar-Bischofsheim im Würtembergischen, lebt jetzt als Oberjustizrath und Oberamtsrichter zu Waiblingen. Er gehört zu den schwäbischen Dichtern und ist namentlich mit Uhland befreundet, mit dem er zu gleicher Zeit Mitglied der zweiten würtembergischen Kammer im Anfang der dreißiger Jahre war, und dessen politische Gesinnungen er theilte. Seine lyrischen Gedichte, Naturbilder von tiefster Innigkeit und poetischer Wahrheit, zeichnen sich auch durch seltnen Wohllaut der Sprache aus.

Werke. Lieder, Stuttgart. 2. Auflage. 1840.

Die Blumen.

Blumen, eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fänd' euch taub,
Der euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur?

Doch wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, ihr nur wißt,
Welches Glück euch eigen ist!

An den Ostwind.

Du wehst mich, frischer Ostwind, an,
Wie aus der Menschheit schönem Morgen,
Wo ihr die holde Zeit verrann
Noch ohne Tadel, ohne Sorgen.

O wehe nicht so rasch vorbei
Das Nachgefühl der schönen Tage!
Schon macht mein willig Herz sich frei
Von dem Gedächtniß jeder Plage.

Und eine süße Unschuldzeit
Hat in der Brust mir schon begonnen,
Als wäre noch die Freudigkeit
Des Lebensmorgens unzerronnen.

Als lieg' im Schlummer noch das Ich,
Als sei'n Natur und Mensch ein Ganzes,
Der an dem frischen Wehen sich
Erfreue eines Schöpfungsglanzes.

Als sei vom frohen eignen Muth.
Dein Odem nicht zu unterscheiden,
Als athme rein und immer gut
Der Hauch der Gottheit in uns beiden.

Frühlingsstimmen.

I. Frühlingsbürde.

Dacht' ich des Winters nicht:
Im Frühling wird dir's leicht?
Doch er ist ein Gewicht,
Das dem der Wonne gleicht?
Macht mir der Lenz nicht bang
Mit seinem Freudendrang?
Und bin ich, so entzückt,
Nicht heute zu beglückt?

II. Frühlingsrührung.

Schon seit frühen Kinderjahren
Bin Natur, ich liebend dein:
All mein Leben wird bewahren
Unsern freundlichen Verein.

Mein ist all dein süßes Blühen,
Und dein Welken ist für mich;
Deine Freuden, deine Mühen
Machen mir zu eigen sich.

Heute, heute muß ich wähnen,
Sankst du ganz in meine Brust,
Und in warmen Frühlingsthränen
Quillt aus mir nur deine Lust.

III. Der Teich im Regen.

Besonnten Perlen hüpft entgegen
Der Teich in Wald und Maienregen;
Die Schönheit selbst hier niedertropft.
O Herz, das mir so freudig klopft,
Der Schönheit hüpf' auch du entgegen,
Gerührt vom süß durchgrünten Regen!

IV. Des Dichters Traum.

Wollt' jedem Dichter Gott einräumen,
Daß ihm erfülle sich sein Träumen,
Sag', was gewänne meine Brust,
Die jetzt nur träumet Frühlingslust?

Ich käme, Freund, nicht von der Stätte.
Ich wünschte Nichts, als was ich hätte.
Auch hell erwacht, unendlich reich,
Besitz' ich, was ich träume, gleich!

V. Die Mittagsschläfer.

Du fällst auf mich aus einer Rose
Herab im Traume, goldner Käfer,
Und weckst aus süßem Traumgekose
Auch mich, den zweiten Mittagsschläfer.
Doch wohl uns beiden Aufgeschreckten,
Daß wir zum Mai zurück uns weckten.

Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Waldfriede.

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh;
O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut's um Waldesfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

Wald und Wiese.

Wie sind wir beide, Wald und Wiese,
Zu so vertrautem Grün gesellt!
Wie froh ich schattig sie umschließe,
Wie leicht und sanft ihr Plan sich schwellt!

Ach! so in unsern Einsamkeiten
Genießen wir ein glücklich Sein,
Es kehren nur die Jahreszeiten
In sanftem Wechsel bei uns ein.

Die ändern öfters unsre Farben,
Doch unser schönes Bündniß nicht,
Und wenn wir winterlich erstarben,
So weckt uns bald des Frühlings Licht.

Dann lächelt sie, die Freundin Wiese,
Mit ihren Blumen neu mich an:
Und meinem Bächlein sag' ich: gieße
Dich wieder frei durch ihren Plan!

Und all' die muntern Sänger schweben
Als unsre Boten hin und her,
Und unser träumend Liebeleben
Läßt keinen Raum für Wünsche mehr.

Nun sehn wir gern als traute Gäste
Den Dichter und ein treues Paar.
Still sei ihr Loos und so das beste,
Wie es von jeher unsres war.

Ferd. Gottf. Max v. Schenkendorf.

Das ist der Schenkendorf, der Max,
Der sang von Reich und Kaiser,
Der ließ die Sehnsucht rufen laut,
Daß Deutschland ihn, die verlassene Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Friedr. Rückert.

Ferdinand Gottfried Max von Schenkendorf wurde am 11. December 1784 zu Tilsit geboren, in dessen Nähe sein Vater, ein ehemaliger preußischer Officier, ein kleines Landgut besaß. Nachdem er Familienverhältnissen halber das Vaterhaus verlassen, fand er bei der durch Geist und Frömmigkeit ausgezeichneten Familie der Grafen von Dohna freundliche Aufnahme. Er studierte in Königsberg Cameralia und erfreute sich eines lebhaften Verkehrs mit dem Oberhofprediger Wedeke, der nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seine ganze Lebensrichtung war. Im Jahre 1805 beschloß er seine Studien und widmete sich im Amte Waldau der praktischen Landwirthschaft. Darauf wurde er Referendar bei der Regierung in Königsberg und trat mit der als Romanschriftstellerin wie durch ihre frommen Bestrebungen bekannten Frau von Krüdener in Verbindung. Als diese 1811 mit Schenkendorf's Braut, welche derselbe in der Zeit seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit kennen gelernt, nach Karlsruhe

gegangen war, folgte er 1812 nach und schloß die langersehnte Verbindung am Traualtare. Auch mit Jung-Stilling ward er bekannt, wodurch seine religiösen Ansichten nur gefestigt wurden. Als aber 1813 der König von Preußen sein Volk zum Kampfe gegen fremde zwingherrliche Bedrückung aufrief, verließ auch Schenkendorf den häuslichen Heerd und gesellte sich, obwohl durch seinen gelähmten rechten Arm unfähig mitzukämpfen, zu den für das Vaterland Streitenden, ertrug alle Beschwerden, wich keiner Gefahr aus und war bei den Arbeiten seiner Freunde im Generalstabe mit thätig. Nach Beendigung des Krieges ward er 1816 Regierungsrath zu Koblenz, starb aber daselbst schon am 11. December 1817, 33 Jahre alt. Freiligrath singt an Schenkendorf's Grabe:

„Nahe dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen:
Schläft das reine Dichterherz“.

Schenkendorf schloß sich in seinen Liedern an die Lyrik der patriotischen Romantiker an, sang aber mehr mit der nachhaltigen Begeisterung des besonnenen Mannes Vaterlands- und Heimathslieder, als daß er in die schwertesscharfen Kampflieder seiner dichterischen Zeitgenossen eingestimmt hätte. Ein süßer Wohllaut, eine hinreißende Innigkeit wohnt in seinen patriotischen Liedern; er wollte den Patriotismus seiner Zeit mit dem romantischen Elemente durchdringen und schaute daher mit wehmüthiger Sehnsucht auf die Vergangenheit, an die Tage von Deutschlands großen Heldenkaisern zurück. Schenkendorf war im ächten Sinne ritterlich gesinnt, er war „fromm wie ein Mann“, indem er mit aller Entschiedenheit auf die innere Läuterung deutschen Sinnes und Gemüthes durch die Macht des christlichen Glaubens drang. Seine

schlichten und glaubensinnigen Lieder haben schon manches gläubige Herz erquickt, wie seine Vaterlandslieder den Geist ächter Ritterlichkeit athmend die deutsche Jugend jener Zeiten erwärmten und erhoben. —

Werke. Studien. Berlin 1810. — Die deutschen Städte. Frankf. 1814. — Gedichte. Stuttgart 1815. — Poetischer Nachlaß. Berlin 1832. — Sämmtliche Gedichte, erste vollständige Ausgabe. Berlin 1837. —

Schill. (Eine Geisterstimme. 1809.)

Klaget nicht, daß ich gefallen,
Lasset mich hinüberziehn
Zu der Väter Wolkenhallen,
Wo die ew'gen Freuden blühn.

Nur der Freiheit galt mein Streben,
In der Freiheit leb' ich nun;
Und vollendet ist mein Leben,
Und ich wag' es auszuruhn.

Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht,
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die welsche Lehre nicht.

Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut,
Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

Haltet darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut.
„Für die Freiheit eine Gasse“,
Dacht' ein Held in Todesmuth.

Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht,
Von den Thürmen hört' ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.

Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
„Ruh' in Frieden, treuer Schill“.

Auf Scharnhorst's Tod.

(Nach der Weise: „Prinz Eugen, der tapfre Ritter“.)

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' euch blutend, werthe Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüthen ab;
Nennen dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt! nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!"

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinen's Alle recht in Treue,
Schau', dein Vater lebt auf's Neue
In des deutschen Liedes Schall.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild!

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust;
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart!
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern:
Ha, Windsbraut, sei willkommen!
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft:

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Vor eurem Glockenklang.
Nun führt ihr andre Sprachen:
Es klingt wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Opferfest! —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut;
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

Soldaten-Morgenlied.

(An Friedrich Baron de la Motte Fouqué.)

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei. —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Der Bauernstand.

O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen!
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde;

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Wovon im alten Testament
Die heil'gen Männer schreiben:

Das soll noch oft wie Morgenwind
Um meinen Busen wehen:
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen:

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke:

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauernring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben.

Doch Eines, lieber ältster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen:
Nie müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

Der scharfe Speer, das gute Schwert
Muß öfter dich begleiten,
Um fröhlich für Gesetz und Heerd
Und für das Heil zu streiten.

Zieh fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen,
Und wirf ein heißes, blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Siegessaat, die Freiheitsaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du, Bauer, sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, von Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen!
Dein Erbtheil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

Frühlingsgruß an das Vaterland.

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein,
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du, mein deutscher Freiheitgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die hohen Väter waren;
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht,
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Das Münster. (An E. M. Arndt 1814.)

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt:

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte Jeder, was er liebt',
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet!
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet;

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick
Und schauen nach des Wasgau's Höhn,
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in welscher Macht?
O nein! sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil:
Vergaß euch doch kein Herz.
O Wolkensäul', o Feuersäul',
Schaut immer heimathwärts!

Das Lied vom Rhein. (An Friedrich Lange.)

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen.
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon wie Wein
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,

Von Treuen los, und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit,
Mein goldner Lebenstag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert.

Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth,
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art." —

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.

Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

Auf dem Schloß zu Heidelberg.

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand,
Das klingt wie alte Sagen,
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geistersehnsucht aus;
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch stehn aus Karl's Palast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen Rast.
Und wo zwei Engel kosen,
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken
All der Stolz, die Herrlichkeit:
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften
Unsre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrein.

Vor Allen, die gesessen
Auf Ruprecht's hohem Thron,
War Einem zugemessen
Der höchste Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit!

Viel der besten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weihn.
Dort, wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite grüne Thal.
Nach den Fernen soll sie greifen
In des Herzens falscher Wahl.

Da kam, wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt, wie Kirchenglocken,
Deutschland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Welschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die gepriesne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;
Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Sie ist rein abgewaschen
Im warmen Feindesblut,
Und herrlich aus den Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm,
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem holden Freiheitlicht,
Daß die Brust vom harten Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So stieg, nach dreißig Jahren,
Elisabeth, dein Sohn,
Der manches Land durchfahren,
Auf seines Vaters Thron.
Er that, wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit seinem Degen
Dem Welschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auch auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Deutschland, wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein!

Die deutschen Städte.

Es ward ein Band gewoben
Im heil'gen deutschen Land,
Das fest und wohl den Proben
Des Teufels widerstand.
Noch schreiten die Gestalten
Der Weber durch die Flur,
Die sprechen: „Ewig halten
Soll unsre heil'ge Schnur."

Es ward ein Bau erhoben,
Der Freiheit Hof und Saal:
Den Meister soll man loben,
Der solches Werk befahl.

Die Pfeiler sind gegründet
Auf Treu' und Ständigkeit;
Der Mörtel, der sie bindet,
Ist Lieb' und Einigkeit.

Die Feinde überzogen
Das junge Kaiserthum,
Da brach am Heidenbogen
Der Väter Waffenruhm.
Wer wird das Reich erretten?
Wer nimmt der Freiheit Wehr?
Sie bringen uns die Ketten
Auf offner Straßen her.

O Heinrich, deutscher Kaiser,
Nimm ew'gen Ruhmes Schein!
Du führst in feste Häuser
Die freien Bürger ein.
Der an dem Vogelheerde
Die heil'ge Krone fand,
Hat von der heil'gen Erde
Den schlechten Feind gebannt.

Bei Goslar steht ein Zeichen,
Ein altes festes Schloß,
Wo nimmermehr zu weichen
Der starke Herr beschloß.
Weit scholl der Heiden Klage,
O Merseburg, bei dir,
Und noch erzählt die Sage
Von Magdeburg's Turnier.

Vom Felde zog der Neunte,
Das gab ein' starke Schar;
Und was der Kaiser meinte,
Ward herrlich offenbar.

Von tausend Heerden ziehen
Sah man des Gastmahls Rauch;
Wenn Wald und Aecker blühen,
Die Städte blühen auch.

So wurde klug errichtet
Der Freiheit Damm und Wehr,
Gar manchen Streit geschlichtet
Hat kleines Bürgerheer.
Der mag auch Schwerter schwingen,
Wer kühn das Werkzeug führt,
Und Ritterschlösser zwingen,
Die seine Kunst verziert.

Noch immer mag die Kunde
Der Bürger Herz erfreu'n
Vom alten Schwabenbunde,
Vom Städtebund am Rhein.
Von Schlachten ohne Tadel
Spricht mancher alte Reim,
Und herrlich blüht der Adel
Von Waldpot-Bassenheim.

Doch welcher soll vor Allen
Das höchste Lob geschehn?
Laß deine Fahnen wallen,
Laß deine Flaggen wehn,
O Hansa, hoch zu preisen
Von Männern im Gesang,
Die in den fernen Kreisen
Um Ruhm und Beute rang!

Den Weg hast du bereitet
Dem höchster Christengott,
Hast deutsche Art verbreitet
Bis Riga, Nowgorod.

Aus mildem Bürgerstande,
Aus mildem Bürgerfleiß,
Erblüht im heil'gen Lande
Der Ritterorden Preis.

Was gleich verklungnen Sagen
Aus grauer Vorzeit scholl,
Hat man in diesen Tagen
Gesehen staunensvoll.
Der Feind betrat die Schwellen,
Da zogen Schiffer aus
Und wohnten auf den Wellen
Im leichten freien Haus.

Ein Hansastaat im Meere,
Ein Hansastaat im Feld,
Der als Tyrannenwehre
Sich kühn entgegenstellt!
Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön:
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wieder sehn.

Auch dir, mein freies Bremen,
Sei Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Theil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschar:
„Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war".

Blüht auf, ihr starken Dreie,
Am deutschen Meeresstrand,
Ein Reich der Zucht und Treue,
Ein Schmuck vom deutschen Land.

Wer also treu gehalten
Am Vaterland und Eid,
Soll ferner auch verwalten
Der Heimath Herrlichkeit.

Mein Aachen, wo die Krone
Des Ritterthums geruht,
Bald auf granitnem Throne,
Bald an der warmen Fluth!
Berühmt seit grauen Zeiten,
Ehrwürd'ge Trier du!
Erwacht am Klang der Saiten
Aus eurer langen Ruh.

Du Thor der deutschen Lande,
O Bundesveste Mainz!
Du frommes Köln am Strande
Des lieben alten Rheins!
Ein hohes Amt laß halten
In deinem heil'gen Dom,
Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom.

Von Waffen hör' ich's schallen,
O Krönungsstadt, in dir,
Viel Kaufherrn sah ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
Bewehre nur, mein Rühle,
Die Bürger männiglich:
Dann setzen auf die Stühle
Schultheiß und Schöppen sich.

O Waffenstahl, sprüh Funken!
Sprüh Funken, edler Stein!
Vom Wein der Freiheit trunken
Laßt jeden Bürger sein.

Der Formen todte Satzung
Lebt auf am kühnen Wort;
Man geht von eigner Schatzung
Zu bessern Rechten fort.

Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath.
Das Zeichen von dem Bunde
Ist ja der Eichenbaum,
Der wächst aus tiefem Grunde
Zum hellen freien Raum.

Von Kleinen ist zu melden,
Was je die Großen hob,
Und Pforzheim's treue Helden
Errangen ew'ges Lob.
Ja lasset alle Kleinen
Erst kühn und würdig sein:
Dann soll es bald erscheinen,
Wie Freiheit will gedeihn.

Mit seinen Kirchenhallen
Und südlich schöner Pracht,
Den Deutschen zu gefallen,
Nimm Augsburg wohl in Acht.
Im Lechfeld ist erlegen
Der Ungarn wildes Heer,
Nun schmiedet Otto's Degen
Zu freier Bürger Wehr!

Dich wird, o Bundesstätte,
Kein Welscher mehr entweihn;
Vielleicht ziehn weisre Räthe
Bald wieder bei dir ein.

O Regensburg, empfange
Die Männer treu und werth,
Es wird mit Waffenklange
Ein Heldenrath geehrt.

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben:
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

Ihr hohen Fürstensitze
Von Wilhelm und von Franz,
Seid ewig ihre Stütze
Und ihrer Kronen Glanz.
Du sollst auf Deutschland wirken,
Entsündigtes Berlin;
Die Welschen wie die Türken
Vermeiden künftig Wien.

O Leipzig, Stadt der Linden,
Dir glänzt ein ew'ges Licht,
Zu dir den Weg zu finden,
Braucht man den Führer nicht.

Man wird es nie vergessen,
Wie Babels Thurm erlag;
Man spricht von Leipzigs Messen
Bis an den jüngsten Tag.

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitwerk,
Beschlossen und beredet
Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches grünes Reis,
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis!

Im Freiheitmorgenrothe,
In Moskau's heil'gem Schein,
Kam, ein geweihter Bote,
Zu dir der feste Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis;
In den trug seine Flammen
Held York, der strenge Greis.

Da brach mit Sturmesschnelle
Hervor dein starker Sinn.
Nun maß mit andrer Elle
Der Kaufherr den Gewinn;
Nun lieben die Studenten
Erst recht die Wissenschaft!
Und alle Herzen brennten
In einer Gluth und Kraft.

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt,

Am Weichselstrom, am Meere,
Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für dich ein neuer Strauß.

Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt;
Dann sieget Gottes Sache,
Das schauet, wer geglaubt.

Dann wollen wir erlösen
Die Schwester fromm und fein
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein,
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreichs liegt,
In der nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt.

Indeß, du freies Wesen,
Gedeihe weit und breit,
Der Herr hat dich erlesen
Zum Zeichen für die Zeit.
Die Fürsten sollen kommen
Sammt ihrer Ritterschaft
Und lernen, sich zum Frommen,
Der Freiheit Wunderkraft.

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt;
Da ward die milde Sitte
Zum Wächter wohl bestellt:

Die hat gar treu gehütet
Den anvertrauten Schatz;
Als rauher Sturm gewüthet,
Stand sie an ihrem Platz.

Nun gilt's ein neues Bilden:
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft!
Man soll dich treulich pflegen,
Du theures Erb' und Gut,
Daß noch im Vätersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm in unsre Säle,
In unsre Schulen komm,
Mit rechter Treu uns stähle,
Und mach' uns wieder fromm!
Es haben ja die Alten,
Die weisen bärt'gen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich!
Das heiß' ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert.

Christ ein Gärtner.

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten
Ist einzig sein Bemühn.

Der gönnt er sanften Regen,
Und jener Sonnenschein:
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeihn.

In liebenden Gedanken
Sieht man sie fröhlich blühn,
Sie möchten mit den Ranken
Den Gärtner all' umziehn.

Und wenn ihr Tag gekommen,
Legt er sie an sein Herz,
Und zu den Sel'gen, Frommen
Trägt er sie himmelwärts;

Zu seinem Paradiese
Zu seiner schönen Welt,
Die nimmermehr wie diese
In Staub und Asche fällt.

Hier muß das Herz verglühen,
Das Weizenkorn verdirbt;
Dort oben gilt ein Blühen,
Das nimmermehr erstirbt.

Du Gärtner, treu und milde,
O laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde,
Zum ew'gen Lenz gedeihn!

Palmsonntag.

Mildes, warmes Frühlingswetter,
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt,
Auf den blutbesprengten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mähr' vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

An das Herz.

Laß legen sich die Ungeduld,
Sei stille, Herz, nur stille!
Dort oben waltet Vaters Huld,
Der neige sich dein Wille.

Was schauest du so viel herum
Und hast so viele Worte?
Bald wird doch Alles still und stumm
An einer dunkeln Pforte.

Wir werden Alle stumm und still
In unsre Gräber ziehen,
Ob Einer dort sich regen will,
Vergebens ist sein Mühen.

Laß fahren Herz die Ungeduld,
Zur Ruhe mußt du kommen,
Und wirf dich in die Vaterhuld,
Das einzig bringt dir Frommen.

Und wenn wir dann so manches Jahr
Im stillen Grabe lagen,
Wird uns ein Morgen hell und klar
Am fernen Aufgang tagen.

Da stillt sich Durst und Ungeduld
In seinen rothen Gluthen,
Da will des ew'gen Vaters Huld
In Strömen niederfluthen.

Drum sei nur stille, Herz, fein still
Bald legen sich die Wellen,
Der Alles hat und geben will,
Wird deine Nacht erhellen.

Die gefangenen Sänger.

Vöglein, einsam in dem Bauer,
Herzchen, einsam in der Brust,
Beide haben große Trauer
Um die süße Frühlingsluft.

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebste warm und weich.

Vöglein, singe deine Klagen,
Bis die kleine Brust zerspringt;
Herz, mein Herz, auch du wirst schlagen,
Bis dein letzter Ton verklingt.

Ferd. Gottfr. Max v. Schenkendorf 1784-1817

Inhalt des ersten Bandes.

Druckfehler.

Das Geburtsjahr von Mayer ist fälschlich auf 1786 angegeben; es heißt 1784.

Schenckel, J.

Deutsche Dichterhalle des 19ten Jahrhunderts

Bd.: 1

Mainz 1856